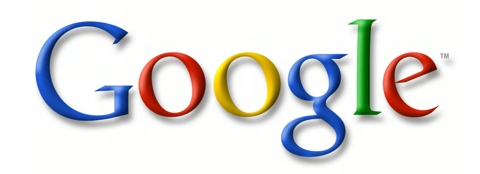
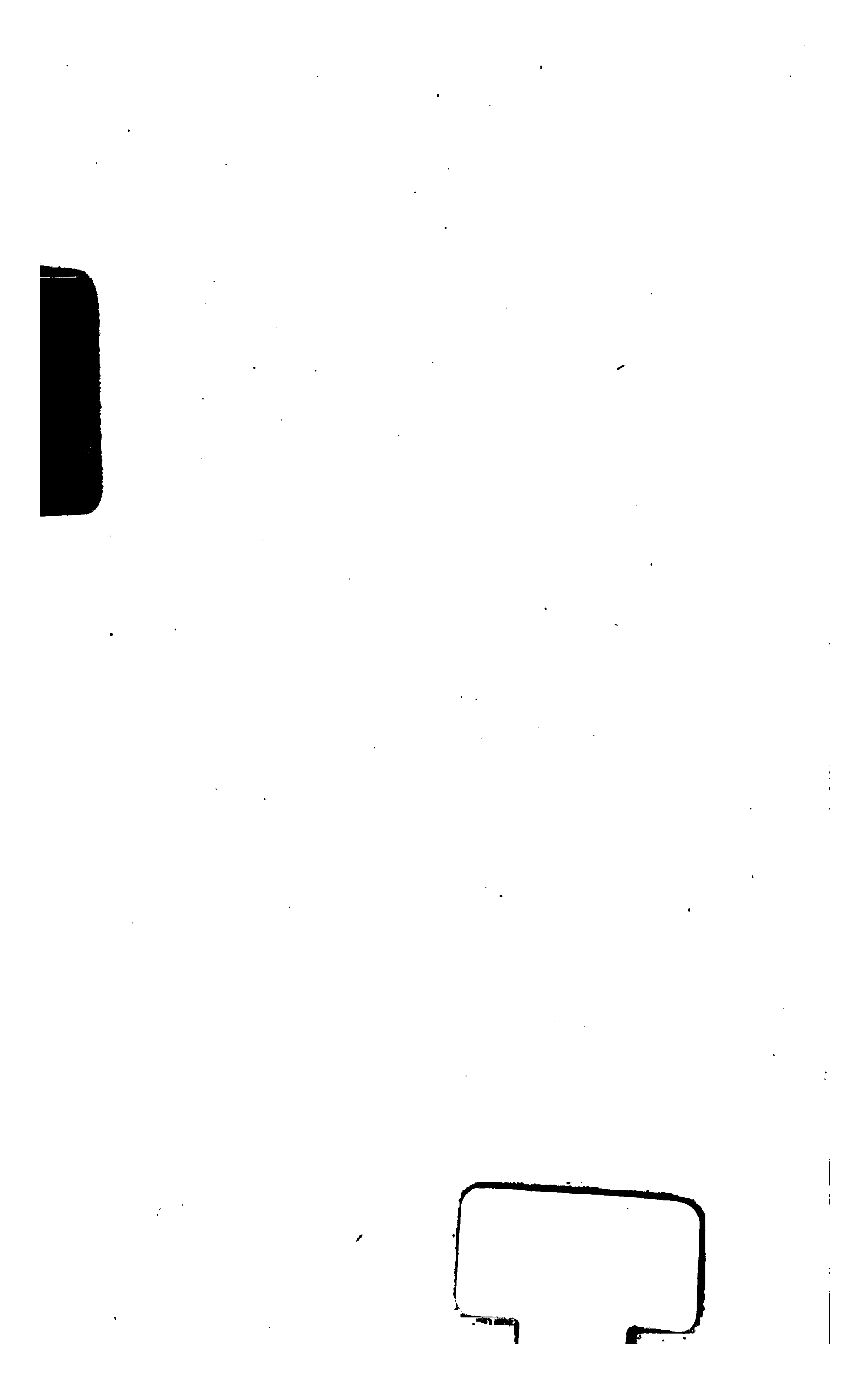






# Die classische Periode

der

# deutschen Nationalliteratur

im

# achtzehnten Jahrhundert.

# Die classische Periode

der

# deutschen Nationalliteratur

847

im

achtzehnten Jahrhundert,

in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von


J. G. Findel,

Herausgeber von K. Barthel's „Nationalliteratur im Mittelalter."



Leipzig.

Emil Graul.

1857.

Seinem verehrten Freunde

**Dr. Karl Hagen,**

Professor der Geschichte in Bern,

gewidmet

als Zeichen innigster Hochachtung und Dankbarkeit.

# Vorwort.

Hat man schon die Geschichte im Allgemeinen nicht mit Unrecht das Selbstbewußtsein, das Ich der Völker genannt, so gilt das ganz gewiß bei uns Deutschen von der Literaturgeschichte. Sie ist recht eigentlich die Geschichte unseres inneren Lebens, ein treuer Spiegel unseres Wesens, und unbestreitbar derjenige Theil unserer Geschichte, auf welchen allein wir mit einigem Stolze und mit ungetrübter Freude blicken dürfen. Die Literatur ist ein ewigfrischer Born, aus welchem der Geist Befriedigung, das Gemüth Erhebung schöpfen kann. Man darf es uns deshalb auch nicht verargen, wenn wir, wie dies wirklich der Fall ist, die Literaturgeschichte mit besonderer Vorliebe pflegen.

Daß gerade auf diesem Gebiete der reichste Schatz unserer nationalen Culturentwicklung zu heben ist, wissen wohl die Meisten; trotzdem aber kann es nicht schaden, wenn man immer wieder von Neuem darauf hinweist. Es sollte mir lieb sein, wenn nachfolgende Vorlesungen einigermaßen geeignet wären, diesen Schatz recht Vielen zu erschließen.

Wollte ich die Literatur unseres Volkes im weitesten Umfang darstellen, so müßte ich alle Geistesprodukte desselben, Philosophie uud Geschichte ebenso wie die Dichtung in den Kreis meiner Betrachtung ziehen und alles besprechen, was die Begabtesten der Nation gedacht, gefühlt und in welcher Form immer aus sich heraus zur Gestaltung gebracht haben. Dies ist jedoch keineswegs meine Absicht. Ich hebe hier eigentlich nur die Heroen unserer classischen Periode — Klopstock, Lessing, Herder, Göthe, Schiller und Jean Paul — heraus, um an ihnen die literarische Entwicklung darzustellen und an sie die gleichzeitigen Dichter niedern Ranges anzulehnen.

Es ist allerdings mein Streben, wo möglich ein deutliches Bild von dem Zusammenhange der Erscheinungen die-

ses Zeitalters zu geben; aber auf absolute Vollständigkeit in der Anführung des Einzelnen verzichte ich von vornhinein. Daß ich nach den ausgezeichneten Leistungen eines Gervinus, Koberstein, Vilmar und anderer verdienstvoller Literaturhistoriker, deren Benutzung ich dankbar anerkenne, nicht darauf ausgegangen, die Wissenschaft durch neue Forschungen zu bereichern, brauche ich kaum zu erwähnen. Ich wollte nicht Gefahr laufen, originell zu sein auf Kosten der Wahrheit und ich bin vollkommen zufrieden, wenn ich den populären Zweck, den ich verfolge, durch übersichtliche Gruppirung des Stoffes, durch taktvolles Herausgreifen des Charakteristischen, durch richtiges Hervorheben des Bedeutenden und durch eine dem Gegenstand anpassende, den Leser nicht abstoßende Darstellung nur einigermaßen erreicht habe.

Was die Entstehungsgeschichte dieser Vorlesungen betrifft, so sind sie, wenn ich so sagen darf, der Niederschlag langjähriger Beschäftigung mit der Literatur dieser Epoche, deren Quellen und Geschichte ich schon auf dem Gymnasium mit Vorliebe las. Vor etwa drei Jahren habe ich in Heidelberg vor einem kleinen Kreise von Freunden und deren Bekannten diese Vorlesungen wirklich gehalten und mich durch die freundliche Aufnahme, die sie fanden, zur weiteren Ausführung aufgemuntert gefühlt. Erst jetzt, nach dem Erscheinen des von mir bearbeiteten und herausgegebenen Werkes von K. Barthel, über „die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter", schreite ich zu ihrer Veröffentlichung, da gerade der hier dargestellte Zeitraum von dem leider zu früh verstorbenen Barthel unbesprochen geblieben ist, indem seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" mit der Darstellung der romantischen Schule anhebt. In diesem Sinne füllt also mein Buch wirklich eine Lücke in der Literatur aus.

Das deutsche Volk hat so manches Buch über diesen Gegenstand mit Wohlwollen aufgenommen, daß ich nicht blos wünschen, sondern vielleicht auch hoffen darf, das meinige werde einem gleich günstigen Schicksale entgegengehen: Möge es nachsichtige Beurtheiler und vor Allem — geneigte Leser finden!

Prag, im Februar 1857.

Der Verfasser.

## Erste Vorlesung.

Einleitung. — Literarhistorischer Umriß. — Gottsched. — Bodmer. — Streit der Leipziger und Schweizer. — Hagedorn. A. von Haller. — Die Bremer Beiträge.

Zum Gegenstand dieser Vorlesungen habe ich die Darstellung des zweiten classischen Zeitalters der deutschen Nationalliteratur, insbesondere der deutschen Dichtung gewählt. Ich sage — des zweiten classischen Zeitalters zum Unterschied von jener ersten Blüthenperiode unserer Literatur im Mittelalter, wo die deutschen Gauen entlang die zarten, sinnigen und heitertändelnden Minnelieder erklangen, wo ein Wolfram von Eschenbach seinen Parcival, ein Gottfried von Straßburg seinen Tristan dichtete, wo der dichterische Geist der Nation ein Nibelungenlied und eine Gudrun geschaffen. Denn das eben ist ein Vorzug, den keine Nation mit uns Deutschen theilt und der unsere Brust mit gerechtem Stolz erfüllen darf, daß wir zwei Mal ein Blüthenalter unserer Poesie erlebten, ein Mal zur Zeit der Hohenstaufen, das andere Mal gegen Ende des vergangnen Jahrhunderts unter Schiller und Göthe. Daß Sie für das letztere, welches wir nun näher betrachten wollen, ein reges Interesse mitbringen, darf ich wohl mit Sicherheit annehmen; ich freue mich dessen, weil es mich in meinem Vorhaben wesentlich unterstützt. Im Uebrigen aber verberge ich mir die mit meinem Gegenstand verknüpften Schwierigkeiten keineswegs; denn ich fühle gar wohl, wie schwer es ist, Kunstwerke ins rechte Licht zu stellen und

zu würdigen, die dem Einen als mustergültig im Ausdruck, als schön in der Form, als wahr und tief im Inhalt, mit einem Worte als vollkommen, dem Andern hingegen in vielen Stücken als mangelhaft oder gar als verfehlt erscheinen; Kunstwerke, die der Eine von diesem, der Andre gerade vom entgegengesetzten Standpunkte aus betrachtet wissen will; ich fühle, wie schwierig es ist, eine geschichtliche Periode darzustellen, in deren Entwicklung wir noch immer begriffen sind und die ein endgültiges Urtheil noch lange nicht gestattet.

Wenn ich nun dennoch den Versuch wage, Ihnen diese merkwürdige Zeit zu schildern, so geschieht es nur im Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht, um welche ich bitte, und mit einer gewissen Selbstbeschränkung hinsichtlich des reichen, fast massenhaften Stoffes. Deshalb werde ich die poetischen Sternbilder auch nur im Umriß zeichnen und in diesen Ihr Augenmerk wieder nur auf die Sterne erster Größe richten, damit Sie um so leichter sich am literarischen Himmel zu orientiren vermögen.

Nicht absichtslos und zufällig wiederhole ich hier den oft gebrauchten Vergleich der Kunstwelt mit der Sternenwelt und rede von einem Himmel der Literatur; denn ich wüßte in der That keinen Ausdruck, welcher zugleich so erhebend und so bezeichnend wäre, wie dieser. Sagt er uns ja doch, daß wir zu unseren Classikern als zu Höheren aufschauen, daß wir den Blick erheben müssen, wenn wir die Sonnen leuchten sehen und ihren Auf- und Untergang beobachten wollen. Noch mehr, er deutet an, daß wir im Reiche der Kunst, insbesondere der Dichtkunst, dem Göttlichen näher stehen, als auf den prosaischen Gebieten des Lebens, daß sich im Vollgenusse des Schönen wahrhaft ein Himmel vor uns aufthut.

Ehe wir indessen die Betrachtung des classischen Zeit-

alters selbst beginnen, wollen wir einen flüchtigen Blick rückwärts werfen in die poetische Vergangenheit unseres Volkes, um einen allgemeinen Ueberblick über den ganzen Entwickelungsgang zu gewinnen.

Obgleich die Geschichte der älteren Cultur unseres Volkes vom Lichte der Forschung bis jetzt nur spärlich erhellt werden konnte, so bekräftigen doch alle Nachrichten die Vermuthung, daß die Germanen nicht als rohes Volk von ihren im innern Hochasien gelegenen Ursitzen aus in die Landschaften des mittleren Europa eindrangen; jedenfalls brachten sie eine reiche, volle und bildungsfähige Sprache mit. Hier lebten sie, vom schwarzen Meer und der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen ausgedehnt, mannigfach getheilt und in Sitten und Lebensweise verschieden. Gemeinsam aber war allen eine unbezwingbare Freiheitslust, kräftiger Mannessinn und jene sprichwörtlich gewordene „deutsche Treue und Biederkeit", vereint mit zarter Achtung vor dem schwächeren Weibe, mit religiösem Gemüthe und einem glücklichen für fremde Lehre und Bildung leicht empfänglichen Geiste.

Die ersten Spuren der Dichtung finden wir in ihren Schlachtgesängen, in ihren Heldenliedern und in den Liedern, welche sie bei ihren Gastmählern gesungen haben. Die Thaten der Vorzeit, insbesondere die des Stammes, wurden von den Vätern auf Söhne und Enkel traditionell fortgepflanzt und bildeten sich allmälig zur Sage aus und es ist ein eigenthümlich deutscher Zug, daß nicht Einzelne oder Kasten im Besitze der Dichtung blieben, sondern daß dieselbe vielmehr ein Gemeingut der ganzen Nation war.

Unter den im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vorkommenden Ereignissen übte zuerst die Völkerwanderung einen belebenden Einfluß auf das deutsche Volk aus. Die christliche Religion verbreitete sich nach und nach über

alle deutschen Stämme. Man lernte die Kunst und Bildung des Alterthums kennen und ward durch vielfältige Wanderungen und Abenteuer und den damit genährten Sagenstoff zu freierer, lebendigerer Entfaltung seiner dichterischen Schöpferkraft gedrängt. Man bildete die alten Sagen vom gehörnten Siegfried, vom Burgunderkönig Gunther und vom Hunnenkönig Etzel (Attila) weiter und verknüpfte sie und hielt an diesem Schatz von Erinnerungen selbst nach vollendeter Ausbreitung des Christenthums noch fest.

In der nächstfolgenden Zeit erhielt die Literatur unter dem Einflusse der Geistlichkeit selbstredend einen vorwaltend geistlichen Charakter. Dieser Zeit verdanken wir die erste Ausbildung der deutschen Mundarten zur Schriftsprache und die ältesten Sprachdenkmäler.

Eine wahrhaft großartige Umwälzung des gesammten abendländischen Culturzustandes verursachten erst die Kreuzzüge. Diese thatenvolle und ritterliche, mit den Reizen der Poesie geschmückte Zeit wirkte nach allen Seiten hin anregend und fördernd auf die geistige Erhebung der Nation. Die Kreuzzüge bewirkten im Ritterthum eine Verschmelzung des vorher kampflustigen Reckenthums mit dem demüthigen, innigfrommen Christenthum; sie erweiterten den Gesichtskreis des Volkes durch Kenntniß fremder Völker und Länder, sie gaben der Phantasie Nahrung und höheren Schwung, während zu gleicher Zeit die bisher nur von den Geistlichen gepflegte Dichtung weiter ausgriff und den gebildeten Adel erfaßte, und während unter der Regierung der Hohenstaufen der gesammte Volksgeist sich hob.

Machen wir hier einen Augenblick Halt, denn wir stehen in einer der glorreichsten Epochen vaterländischer Geschichte. Es ist das Mittelalter wahrlich eine Zeit von wunderbarer Physiognomie, die (wie Leop. Ranke sagt)

noch Niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat. Dieses deutsche Mittelalter mit seinen geharnischten Rittern und Knappen auf hohen Burgen, seinen Turnieren, Abenteuern und Jagden, seinen Vehmgerichten und geheimen Adelsgesellschaften, den Löwenrittern und Rittern vom Stern, seinen schönen, sittsamen und minniglichen Frauen und Jungfrauen; dieses Mittelalter mit seinem reichen, zahlreichen, üppigen Clerus, den Messen, Fasten und Wallfahrten, den Bischöfen, Aebten und Mönchen, den Waldbrüdern und Einsiedlern, mit seinen ehrenfesten und betriebsamen Bürgern, seinen vielvermögenden Kaufherren und Gewerken, dem reichen Handel und den Künsten der Städte: dieses deutsche Mittelalter, an dessen Schwelle wirklich Einer so gescheidt war, das Pulver zu erfinden, ein Anderer so ingeniös, die Vervielfältigung der Schrift durch die Druckerpresse zu ermitteln, ein Dritter so kühn und standhaft, das geistige Joch des Papstthums zu brechen und in einer ächtnationalen, folgenreichen That dem Volke, ja der Welt die Glaubensfreiheit zu erobern; — dieses Mittelalter ist wirklich so reich und mannigfaltig, daß es schwer sein würde, dasselbe in einem gedrängten Bilde zusammenzufassen, wenn anders es hier unsere Aufgabe wäre, ein solches zu entwerfen. Wir haben indessen nur auf ein Gebiet dieser Epoche unsere Aufmerksamkeit zu richten, auf das der Dichtung. Hier treten uns vor allem zwei großartige Volksepen, das Nibelungenlied und die Gudrun entgegen, daneben die Trias der Kunstepiker des Mittelalters: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; ferner die Minnesänger und an ihrer Spitze Walther von der Vogelweide; weiterhin die Meistersänger und an ihrer Spitze der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs.

Waren schon zur Zeit der Meistersänger die literari-

schen Zustände der Nation äußerst kläglich und schien es fast, als ob unsere schöpferische Kraft völlig gebrochen sei, so trat doch in Folge des dreißigjährigen Krieges eine noch traurigere Periode ein. Dieser unheilvolle Krieg hat nicht blos unsere Fluren verwüstet, den Wohlstand des Landes zerstört und Handel und Gewerbsthätigkeit vernichtet, sondern auch, wie er unsere politische Existenz dem Auslande preisgab, die deutsche Literatur der Fremdherrschaft und innerer Verkommenheit überantwortet, welcher sie selbst Opitz, das Haupt der schlesischen Dichterschule, mit dem besten Willen nicht zu entreißen vermochte. Der geistige Zustand Deutschlands am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war wirklich im höchsten Grade trostlos: die Sprache war verwildert und roh, der Stil entweder trocken, wässerig und steif, oder übertrieben schwülstig, der Gebrauch der Muttersprache war von der französischen völlig verdrängt. Das Morgenroth am Himmel unserer Literatur erscheint erst nach dem Streite der Leipziger und Schweizer, der sich wesentlich um die Frage drehte, ob die Franzosen oder Engländer, ob französische Regelmäßigkeit oder englische Dichterkraft musterhaft und nachahmungswerth seien. Zwar hatte schon die Philosophie eines Leibnitz und Wolf neue Bahnen geöffnet, zwar hatte schon Thomasius manche Vorurtheile verscheucht, aber trotzdem sollte der Tag noch lange nicht anbrechen und wir müssen in der Betrachtung von Gottscheds Wirksamkeit, der wir uns nunmehr zuwenden, erst noch einen gar trüben Zeitraum kennen lernen. Erst nach einer langen, finstern Nacht gelangen wir zum Lichte.

## Johann Christoph Gottsched.

J. Ch. Gottsched (1700—1766), bei dessen Namen einst Jedermann sogleich an aufgeblasene Geschmacklosigkeit,

Pedanterie und Grobheit dachte, ward im Jahre 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg geboren. Früh ergab er sich dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften und ward 1723 Magister. Um nicht seiner Leibesgröße wegen von Friedr. Wilhelm I. von Preußen zum Grenadier gepreßt zu werden, flüchtete Gottsched, damals ein gelehrter und körperlich imponirender Jüngling, nach Leipzig und wurde da Hauslehrer bei den Kindern des literarisch einflußreichen Joh. Burkhard Menke. Bald fing der talentvolle, beredte, junge Mann an, öffentlich zu lesen und zwar über Aesthetik; seine Vorträge fanden Beifall und es währte nicht lange, so hatte er einen Kreis von Jünglingen um sich gesammelt, mit denen er in ganz cordialem Umgang lebte und durch die er zu Ruf und Ansehen gelangte. Er gab ihnen nämlich oratorische Aufgaben, rezensirte sie, that mit ihren armseligen Leistungen sehr wichtig, lobte sie in Rede und Schrift und gab sogar einen Band mit Proben dieser stilistischen Uebungen heraus und es war natürlich, daß die jungen Leute dieses Hätscheln, dieses Schmeicheln ihrer Eitelkeit wohlgefällig aufnahmen und dem ehrgeizigen Lehrer mit gleichen Lobeserhebungen und mit langdauernder Anhänglichkeit vergalten. Auf diese gerade nicht sehr noble Art legte er den Grund zu seinem nachmaligen Einflusse, der nun sehr rasch zuzunehmen begann, als er 1728 Mitglied und endlich alleiniger Vorstand der noch jetzt bestehenden „deutschen Gesellschaft" in Leipzig ward. Hier stellte sich seiner Wirksamkeit Niemand entgegen und so gelang es ihm leicht, auf den Schultern der geistig unmündigen, aber gutmüthigen Musensöhne seinen literarischen Thron zu gründen. Doch übte nicht nur dieser Verein, sondern auch die von ihm ins Leben gerufenen Zeitschriften (erst „die Tadlerinnen" und hernach „der Biedermann") eine heilsame Wirkung aus; denn sie weckten die kritische

Lust an der deutschen Sprache, sie förderten das Streben nach einem reinen und zierlichen Stile und unterstützten die nationalen Forschungen nach altdeutschen Dichtungen. — Die von Gottsched veranlaßte Reformation der Literatur hatte unter Anderem auch das Gute, daß sie nicht, wie in Frankreich von oben nach unten hinabstieg, sondern vielmehr in ächtgermanischem Geiste von unten nach oben aufstieg, wodurch sie gerade auf den deutschen Mittelstand, für den seine Zeitschriften bestimmt waren, einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Leipzig, damals ein Lichtpunkt deutscher Bildung, wurde bald der Mittelpunkt ähnlicher Verbindungen, wie die deutsche Gesellschaft, die alle Gottsched so untergeben waren, daß sein Wort in Sachen des Geschmacks weithin als nie irrendes Orakel galt.

Seit 1730 zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Dichtkunst, später zum Professor der Logik und Metaphysik erhoben, stieg sein Einfluß immer höher, da die Zahl seiner Bundesgenossen täglich wuchs und da er sich zudem in alle Sachen des Volks und der Schule mischte. Nicht zufrieden mit seiner Wirksamkeit an der Universität, machte er von seinen Büchern — Kritische Dichtkunst (1730) — Redekunst (1728) — Sprachkunst (1748) — Weltweisheit u. s. w. — Auszüge für Gymnasien, populäre Umarbeitungen, sandte sie den Magistraten und Schulvorständen und verbreitete sie mit kaufmännischer Geschäftigkeit in den Schulen.

Mit gleicher Geschicklichkeit eroberte dieser literarische Gaukler, der aus der Gelehrsamkeit gleichsam eine Profession machte, auch die gesammte wissenschaftliche Welt der Philosophie durch die Herausgabe seiner kritischen Zeitschriften, von denen wir außer der bereits genannten Tadlerin und dem Biedermann — die kritischen Beiträge (von 1732—44) — neuer Büchersaal (1745—54) — das Neueste

aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1751—62) erwähnen müssen. In diesen Literaturzeitungen legte er die geläutertsten Hauptansichten der Wolfianer zu Grunde und hatte dadurch den Vortheil, die bedeutende Schule Wolfs für sich zu gewinnen. Ebenso gewann er die orthodoxen Theologen, während er es gleichzeitig auch mit den Denkgläubigen hielt. Nur dadurch, daß er es mit keiner Partei verdarb, war es möglich, eine fast unbegreifliche Dictatur längere Zeit auszuüben. Die Schlesier vergalten ihm die Ehre, die er Opitz, Schlesiens Liebling, zu Theil werden ließ; die Sachsen fühlten sich geschmeichelt und schmeichelten ihm wieder, weil er ihre Sprache als das reinste Deutsch lobte; die Preußen horchten auf ihn, weil er ihr Landsmann war; adelige Reimschneider sammelten sich um ihn, weil er ihre schlechten Verse pries.

Daß Gottsched nichts aus Begeisterung that, ist hinlänglich erwiesen, er trieb die Verbreitung des neuen Lichtes, welches dem Jahrhundert zu dämmern begann, keineswegs aus Begeisterung, sondern rein als Handwerk, weil er klug genug war, zu merken, daß sich in diesem Artikel Geschäfte machen lassen.

In all seinen Bestrebungen ward er treu unterstützt von seiner klugen, fein gebildeten Gattin Louise Adelgunde (1713—1762), (geb. Kulmus), welche ihm an Geist und Gewandheit entschieden überlegen war. Ein Muster hoher Weiblichkeit und Häuslichkeit machte sie jedem Gaste hier durch geistige Unterhaltung, dort durch Küche und Keller das Leben im Gottsched'schen Hause höchst angenehm.

Was ihn betrifft, so hat er, abgesehen von seiner Anmaßung und seinem allem Dürftigen und Armseligen zugewandten Patronate mannichfache Verdienste, die ich zum Theil schon berührt habe und die man Angesichts seiner

unleidlichen Fehler denn doch nicht vergessen oder verschweigen darf. So drang er fortgesetzt auf Reinigung der Sprache, so bekämpfte er den Schwulst der zweiten schlesischen Schule; so brachte er Ordnung, Regelmäßigkeit, grammatische Sicherheit in die Sprache und Einheit in den schriftlichen Ausdruck. Er war es auch, welcher der Rohheit der damaligen halb der feinen Kulturwelt, halb der Hefe des Pöbels angehörigen, ebenso unregelmäßigen als schmutzigen Theaterstücke ein Ende machte, indem er, nach Aufführung einer Reihe regelmäßig componirter Dramen, im Jahre 1737 die Schauspielerin Neuber in Leipzig vermochte, den Hanswurst vom Theater zu verbannen. Leider hat er damit freilich auch den Keim einer freieren, volksthümlichen Entwickelung der komischen Bühne vernichtet, während es seine Aufgabe sein mußte, die komische Volksfigur zu veredeln, den gemeinen Pöbelhanswurst umzuschaffen, wozu allerdings mehr Geist gehörte, als Gottsched besaß. In seinem nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst (1757), in der Prosabearbeitung des Reineke Fuchs wies er auf Aelteres hin und der Poesie suchte er in dem bis dahin nur selten gebrauchten Hexameter und Pentameter, sowie im Distichon neue Formen zu geben. Da wir gerade dabei sind, seine Verdienste aufzuzählen, so wollen wir auch einer dramatischen Arbeit gedenken, die ihm seiner Zeit Ruhm einbrachte; es ist dies sein sterbender Cato, der, so werthlos das Stück auch ist, doch dem elenden Singsang der damaligen Oper gegenüber den ersten Haltpunkt in einer regelmäßigen, ernsten Tragödie darbot.

Dichterberuf hatte Gottsched durchaus keinen; seine Gedichte waren elende, dürre Reimereien, aller Phantasie baar, die er (wie Opitz) verachtete. Von der Dichtkunst überhaupt mußte er einen ganz absonderlichen Begriff haben,

denn er betrachtete sie in der That als eine mechanisch-lernbare Fertigkeit. Darum blieb ihm natürlich ihr Kern und Wesen verborgen; seine steifen Anforderungen an sie betrafen lediglich das Aeußere, das Körperliche, während das Innere von ihm ganz unbeachtet blieb. Von Drang und Begeisterung, wie gesagt, von großen Gedanken, von kühnen Situationen wußte er nichts und wollte er nichts wissen. Trotzdem posaunte er seine Ansichten so lange als die allein wahren aus, bis endlich seine empörende Ruhmredigkeit von allen Seiten Angriffe gegen ihn erregte. Weder in Berlin noch in Hamburg, noch in der Schweiz wollte man den Leipziger Geschmack anerkennen; ganz Deutschland kam in Bewegung. Anfangs der gepriesenste Mann seiner Zeit, mußte er zuletzt für alle ästhetischen Sünden seiner Zeit als Opferthier büßen, anfangs selbst Vorkämpfer der neuen Zeit, gerieth er bald in erbitterte Fehde mit den geistreicheren Schweizern, endlich mit allen jungen Kräften, mit Klopstock, Lessing und mit seinen eignen Schülern und starb — fast zwanzig Jahre vergessen — als lächerliches Bild der überwundnen alten Zeit.

Das Haupt derjenigen Partei, welche sich den Anmaßungen Gottscheds zuerst entgegenstellte und vorzüglich auf die Engländer und auf die Alten als Muster hinwies, war

## Joh. Jacob Bodmer

aus Greifensee bei Zürich (1698—1783). Ohne klare wissenschaftliche Richtung, dem geistlichen Stande bestimmt, dann zwei Jahre Kaufmann in Oberitalien, ward er 1725 Professor der Geschichte und Politik zu Zürich. Ebenso wenig Dichter, wie Gottsched, war er diesem dennoch weit überlegen durch ein richtigeres Bewußtsein von den ursprünglichen Quellen und dem innersten Wesen der Dicht-

kunst, als deren Quelle er das lebendige Gefühl, die frische unverkünstelte erregte Phantasie betrachtete.

Der erwähnte literarische Kampf zwischen den Schweizern und Leipzigern entbrannte ungefähr um das Jahr 1740 an der Bedeutung, welche die Einen und die Andern Miltons verlornem Paradiese in der Dichtkunst zuschrieben. Gottsched hatte einen besonderen Widerwillen gegen Milton und griff deshalb in der zweiten Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst (1737) dessen Geltung an, worauf Breitinger und Bodmer antworteten, Breitinger mit seiner kritischen Dichtkunst und Bodmer mit seiner Abhandlung „über das Wunderbare in der Poesie". In diesen Schriften war Milton über Voltaire, überhaupt die englische Literatur über die französische gestellt, während die Leipziger bekanntlich ihre Vorbilder aus Frankreich holten. Gottsched entgegnete darauf und zwar um so heftiger, je mehr er sich bereits gewöhnt hatte, als oberster Geschmacksrichter in Deutschland angesehen zu werden. So warf er denn mit vornehmem Tone den Schweizern den Fehdehandschuh hin, welchen diese rasch nnd kampfesmuthig aufhoben. Der bittere, mit gründlichem Ernste wie mit derber Grobheit und theilweise selbst in ganz ungezogenem Tone geführte Kampf dauerte fast ein Menschenalter hindurch und wühlte recht eigentlich den Boden für die frische und bereitliegende Saat der deutschen Poesie um. Das Resultat desselben war natürlich Gottscheds Sturz und der Sieg des Gedankens, daß die Poesie aus dem Herzen, aus der Begeisterung fließen und auf dieselbe zurückwirken müsse. Dieser Streit, der nicht nur die Neugierde und Schadenfreude gemeiner Seelen weckte, sondern das große Publikum für den wichtigen Theil der Sache wirklich erwärmte, hatte das Gute, daß er endlich wieder auf das Große und Erhabene als den nothwendigen Inhalt echter Poesie, auf das Na-

turgemäße und Ungekünstelte, auf die Lösung einer großen Aufgabe durch angeborne Dichterkräfte hinwies. Alle jungen Talente von Bedeutung fielen von Gottsched ab und Bodmer zu.

Ein gastfreier Pfleger von Klopstock, Wieland und anderer jugendlicher Talente, war Bodmer trotz seiner Geschichtsprofessur doch meist nur mit vaterländischer Literatur beschäftigt. Als Verdienst rechnen wir ihm an, daß er die englische Literatur bei uns einführte, daß er uns mit dem Don Quixote bekannt machte, und daß er viele Ausgaben älterer Dichter besorgte, so den Boner, die Minnesänger, das Nibelungenlieh und den Parcival. Selbst ohne eigentliche Schöpferkraft wagte er sich doch als 50jähriger Mann an ein Epos, die Noachide (1752), welche freilich ebenso werthlos ist, wie Gottscheds sterbender Cato. Seine biblischen und politischen Dramen sind längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Er starb am 2. Januar 1783 zu Zürich.

Bodmer zur Seite stand **Joh. Jac. Breitinger**, der gelehrter und geistreicher war, als Bodmer selbst. Beide stifteten ganz im Geiste der Zeit eine gelehrte Gesellschaft in Zürich, die sich an bestimmten Tagen versammelte, sich mit der Verbesserung der Sprache und des Geschmacks beschäftigen sollte, sich überhaupt über literarische, moralische und wissenschaftliche Gegenstände unterhielt und ein genaues Protokoll über die Verhandlungen in den Zusammenkünften führte. Die erste Rechenschaft von diesen Bestrebungen legten Bodmer und Breitinger in den „Discursen der Maler" nieder, von denen 4 Bände erschienen sind. —

Unter denen, welche im Bunde mit den Schweizern gegen Gottsched gefochten haben, ragt Chr. Ludw. Liscow (aus dem Mecklenburgischen) besonders hervor. Ohne seine Schrift: „Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elen-

der Scribenten" (1736), in der er sich als ebenso ausgezeichneten Prosaisten, wie scharfen Satyriker erweist, würden die Schweizer kaum so kühn aufgetreten sein, als es der Fall war; denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß erst Liscow sie über sich selbst ins Klare gebracht hat.

Aus der Gottsched'schen Schule sind nur von Schönaich, Naumann und Schwabe zu nennen, bei denen wir uns ihrer Unbedeutendheit willen nicht länger aufhalten wollen, dagegen betrachten wir zwei gleichzeitige Dichter etwas näher, welche in mehr selbständiger Stellung die neue Zeit vorbereiten halfen, Hagedorn und Haller.

Der Erstere,

## Friedrich von Hagedorn,

welcher von 1708—1754 lebte, ein edler geistreicher Mann und ein heiterer froher Gesellschafter, obwohl nicht reich, war von bedeutender Wirkung auf seine Zeit. Er hatte in seinen Liedern und Fabeln das Herz des Volkes getroffen und namentlich in ersteren einen neuen Ton in die Poesie und ins deutsche Leben gebracht. Welche Wirkung er auf die Zeit ausübte, gewahren wir leicht darin, daß ihm in der Fabel alsbald Gellert, Lichtwer, Zachariä und Pfeffel und in der Weiterbildung der anakreontischen Poesie der Grazien: Uz, Gleim und Wieland nachfolgten. Von allen geschätzt, die ihn kannten, lebte er heiter der Dichtkunst und seinem Berufe; er liebte Horaz und die englische und französische Sprache, er schrieb daher auch klar, fein und leicht wie ein Franzose und gedankenvoll wie ein Engländer. Unberührt von der Schwäche und Stärke des Zeitraums bildete er den Uebergang zu Wieland, wie Haller zu Klopstock. In allen Streitigkeiten war er voll Mäßigung, Selbständigkeit und Sicherheit im Urtheil. An fließender Sprache

und Leichtigkeit der Darstellung übertrifft Hagedorn nicht nur Haller, sondern auch die meisten seiner Zeitgenossen. Seine Lieder, Fabeln und Epigramme, deren erste Sammlung 1729 erschien, wirkten durch den heitern Scherz, durch Natürlichkeit und fröhlichen Witz: vor allem gewannen seine Lieder, deren manche von Graun, Bach und Quanz componirt wurden, durch ihre Sangbarkeit und Reinheit die Gunst der feinen Welt. Durch seine poetischen Erzählungen (Johann der Seifensieder) stellte er in unserer Literatur eine Dichtungsart wieder her, welche seit Hans Sachsens Zeit fast fremd geworden war.

An Bedeutung Hagedorn gleichstehend, sonst aber sein wahres Gegenbild, ernst, verständig, großartig, eine ganz außerordentliche Figur des damaligen literarischen Deutschlands ist

## Albrecht von Haller.

Ausgezeichnet als Arzt und Botaniker war Haller (1708—1777) als Dichter früher Anhänger der leichten, frivolen und schwülstigen Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Manier, vernichtete aber schon in seinem 21. Jahre seine Jugendgedichte und wendete sich, wie sein Landsmann Bodmer (Haller ist nämlich in Bern geboren) den Engländern, namentlich ihrer moralischen, philosophischen und beschreibenden Poesie zu. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „die Alpen“ (1732), durch Begeisterung, strenge männliche Gesinnung und körnige Sprache, durch treue Schilderung einer großartigen Natur, durch Kraft und Würde des Gedankens ausgezeichnet. Als Probe seiner Dichtung möge folgendes Bruchstück aus seinen „Alpen“ dienen.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,

So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht;
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale wiederhallt:
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und her gekrümmt, sich im Entfernten schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die platten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer,
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier steigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch, und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen.
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.

Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Haller glänzte lange als Zierde der Universität Göttingen, wohin er 1736 berufen worden war; denn er vereinigte viele Gaben als Gelehrter und Schriftsteller in sich. Er war Anatom, Physiolog, Botaniker, Geschichtsforscher und Dichter in Einer Person. Das Dichterbeispiel eines als Gelehrter so hochgeschätzten Mannes wirkte sehr günstig zur Aufnahme und allgemeinen Schätzung von Dichtern überhaupt, deren Stand damals so wenig galt, daß die Berner ihrem großen Landsmann gar keine Anstellung geben wollten, blos deshalb, weil er ein Dichter war.

Eigentliche poetische Begabung geht freilich auch ihm ab; seine Sprache ist oft hart, das überall vorwaltende moralische Interesse schwächt das ästhetische und die strenge apostolische Sittenlehre hemmt den Flug der Phantasie. Indessen herrscht in seinen Dichtungen fast durchgängig ein hoher und würdiger Ernst, der die Bildung und Erziehung des nationalen Lebens sich zur Aufgabe macht und es ist sein unleugbares Verdienst, die damalige Poesie von Albernheiten und Plattheiten hinweg zu großen Gedanken, edlen Gesinnungen und wahrhaften Empfindungen hingelenkt zu haben. Daß die Schweizer ihn bis in die Neuzeit herein noch gern lasen, geht daraus hervor, daß noch im Jahre 1828 eine zwölfte Auflage seiner Gedichte erschien. —

Es war ein glücklicher Zufall, daß zur Zeit des Streites zwischen den Leipzigern und Schweizern mehrere junge Gelehrte, die Geist und Sinn fürs Schöne hatten und die Gottsched theils als Lehrer ehrten, theils als Tonangeber fürchteten, in Leipzig zusammentrafen. Diese jugendlichen, strebsamen Geister nahmen anfänglich Theil an einer von Gottscheds treuestem Schildknappen, von Joh. Joachim

Schwabe herausgegebenen Zeitschrift (Belustigungen des Verstandes und Witzes). Weil aber in diesem Journale auch die geschmacklosesten Versschmiede begünstigt wurden und der Geist der Redaktion endlich den meisten zuwider geworden, so sagten sie sich ohne Streit und Kampf von Schwabe und Gottsched los und gründeten, an Hagedorn angelehnt (1744) eine andere Zeitschrift von strengeren Grundsätzen unter dem Titel: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," nach dem Druckort

**Bremer Beiträge**

genannt. Diese in unserer Literaturgeschichte so merkwürdige und den Gipfelpunkt dieser Vorbereitungszeit darstellende Zeitschrift verbannte Kritik und Polemik ganz aus ihrem Bereiche; sie sollte heiteren Lebensgenuß, trauliche Geselligkeit, fröhliche Weisheit, christliche Religiosität aussprechen, den Geist des schönen Kreises, zu dem Rabener, Cramer, Schlegel, Schmidt, Ebert, Zachariä, Gellert, Giseke und später auch Klopstock gehörten und an dessen Spitze der feine und geschmackvolle Gärtner (1712—1791) stand.

Welch empfindlicher Schlag für Gottsched, daß dieser Abfall gerade von gebornen Sachsen, von seinen eigenen Schülern und in Leipzig unter seinen Augen geschah! — Eine vollständige Darstellung dieser um die Bremer Beiträge versammelten Gruppe, die man auch öfter die sächsische Schule genannt hat, würde uns viel zu weit führen; wir werden, da wir auf die Satyriker Kästner, Rabener und Zachariä nachher zu sprechen kommen, hier nur die Wirksamkeit und Bedeutung Gellerts eingehender schildern.

**Christian Fürchtegott Gellert,**

Sohn eines Predigers zu Haynichen bei Freiberg (1715—

1769), war zu dem gleichen Amte, wie der Vater, bestimmt; Aengstlichkeit und Brustschwäche hinderten aber den jungen Theologen am Besteigen der Kanzel. Er wurde dafür Docent der Moral und der schönen Wissenschaften zu Leipzig. Abgesehen von seiner akademischen Wirksamkeit, haben wir ihn als Dramatiker, als Romanschriftsteller, als Dichter geistlicher Lieder und vorzüglich als Fabeldichter zu betrachten.

Seine Dramen gehören durchgängig Gottscheds dürftiger Richtung an. Sein Roman: „Die schwedische Gräfin von G.“ (1746), lange Zeit in den mittleren Kreisen der deutschen Lesewelt sehr beliebt, ist ebenso matt in der Erfindung, wie in der Ausführung. Schön und innig und durch schlichte Frömmigkeit gewinnend sind viele seiner geistlichen Lieder. Den meisten Ruhm indeß erwarb Gellert durch seine in mehrere fremde Sprachen übersetzten Fabeln, denen man eine gewisse Freundlichkeit, Natürlichkeit und Verständlichkeit nicht absprechen kann. Zur Volksbildung haben sie ohne Zweifel sehr viel beigetragen. Aber den allgemeinen, ungetheilten Beifall, welchen sie einstmals fanden, aus ihrem innern Werthe zu erklären, ist kaum möglich. Wahrhafte Poesie findet man in keiner einzigen, poetische Züge nur in sehr wenigen. Wie kommt es nun, daß sogar Wieland und Göthe und andere bedeutende Dichter sich der Gellert'schen Fabel angenommen haben? Ihr Beifall beruht nicht bloß auf der Mittelmäßigkeit und Faßlichkeit dieser Poesien, sondern mehr noch auf der so edlen, so imposanten und doch zugleich so milden Persönlichkeit ihres Verfassers. Alles, was Gellert schrieb, war die Frucht einer sittlich-frommen Gesinnung und des rastlosen Strebens nach edler Popularität. Büffons bekannter Ausspruch, daß der Stil der Mensch sei, hat auf ihn seine vollste Anwendung; seine Persönlichkeit tritt aus den Fabeln ebenso ansprechend wie

ehrwürdig hervor. Obwohl kein ausgezeichneter Gelehrter, kein Dichter ersten Ranges, kein großer Denker, war Gellert zu seiner Zeit dennoch von der ganzen Nation gefeiert und verehrt. Fürsten, Handwerker, Väter, Mütter, Unglückliche, Zweifler drängten sich an ihn mit Fragen, mit Dank, mit Lohn, mit Ehren; die Reichen sorgten für ihn, den Armen war er ein Wohlthäter.

Die übrigen **Fabeldichter** damaliger Zeit: Lichtwer, Willamov, Pfeffel, schließen sich, obwohl vielfach alleinstehend, an Gellert an. Lichtwer hat in seinen vier Büchern äsopischer Fabeln (1748) viele hinterlassen, welche sich gleich vortheilhaft durch originelle Erfindung, körnige Sprache, witzige und lebhafte Darstellung auszeichnen. Auf Lichtwer folgten Willamov, der dialogisirte Fabeln schrieb, Michaelis, Burmann und vor allen Pfeffel (1736—1809), der auch von Gellert angeregt ist, und mit ihm allein den Einfluß der Fabeldichtung auf die Kinderschule theilt. Seine Fabeln sind fließend erzählt, kurz und epigrammatisch zugespitzt; die Moral ist verständig, häufig bitter und polemisch.

Als **Satyriker** berühmt waren Kästner, Zachariä und Rabener. Die Geltung des Letzteren steht mit seinen Leistungen in auffallendem Widerspruch und beruht hauptsächlich darauf, daß Rabener sich an das hielt, was jeder auch noch so beschränkte Kopf lächerlich finden kann. Sein zahmer Spott schlägt sich mit pedantischen Schulmeistern und Pfarrern, mit dummen Krautjunkern, mit Stutzern und Kammerjungfern herum. Rabener ist mehr ein Gesellschaftserheiterer, denn ein eigentlicher Satyriker.

Nicht höher als er steht auch Zachariä, ein frühreifes Dichteringenium. Als 18jähriger Student unter Gottscheds Schutz stehend, ließ er 1744 seinen „Renomist" erscheinen, der in Alexandrinern die Schicksale eines relegirten

Jenaer Studenten zu Leipzig darstellt und der bei aller Breite doch das Verdienst einer guten und kecken Erzählung und treuer Sitten- und Zeitschilderung hat. Ueber beiden steht Ab. Gotth. Kästner (1719—1809), dessen Sinngedichte und Einfälle durch ihren Witz zu den besten der deutschen Literatur gehören. —

Die Zeit, welche ich in dieser Vorlesung zu schildern versucht, gleicht in der Natur jenen trüben, unfreundlichen Tagen, welche dem Erwachen des Frühlings unmittelbar voranzugehen pflegen. Es ist noch trüb und feucht, und ein unheimlicher Frost treibt uns, wenn wir uns hinaus ins Freie gewagt, rasch wieder in die behagliche Wohnung zurück. Aber ein gewisses Frühlingsgefühl hebt und belebt uns dennoch und wir wissen, es könne nur noch einige wenige Tage dauern, dann fühlen wir die zunehmende Wärmekraft der Sonne, dann sehen wir Alles grünen und blühen. Also Geduld! So fühlen auch wir; wir ahnen, daß nun bald der Frühling der Poesie anbrechen muß. Wir hören schon die Stimme des Propheten, der ihn uns laut verkündigt, die Stimme Klopstocks. Von ihm in der nächsten Vorlesung.

---

# Zweite Vorlesung.

**Klopstock. — Der Halberstädter Dichterkreis. — Der Göttinger Hainbund.**

Nachdem ich in meiner ersten Vorlesung einen kurzen Abriß des Entwicklungsganges der deutschen Literatur von ihrem Ursprung an bis auf die neuere Zeit herauf gegeben, betrachtete ich die Vorläufer des classischen Zeitalters: Gottsched, Bodmer, Hagedorn, Haller u. A. und kam bis auf Klopstock. Ein eigenthümliches Gefühl beschleicht mich, indem ich jetzt seine Darstellung beginne; denn von ihm ist es ja wie von keinem Andern bekannt, daß er kein Dichter fürs Leben, sondern nur ein Dichter für die Literaturgeschichte ist, daß man seine Geistesprodukte wohl lobt, aber — nicht liest.

Wir haben seinen Namen bisher zweimal genannt, einmal in der Darstellung Gottscheds und das andremal bei Gelegenheit der Bremer Beiträge. Wie innig er mit diesem Kreise verbunden war, wissen wir; doch gehörte er keineswegs diesem allein an; er faßte vielmehr alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit in sich zusammen. Er vereinigte auch alle Strahlen der damaligen Bildung in sich; er schloß die vergangene Zeit völlig ab und warf eben so viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit aus, welche die verschiedenartigsten Früchte zur Reife brachten. Ueber seiner Geburt, sagt Gervinus, wachte der Genius der Zeit und impfte ihm alle Neigungen des Jahr-

hunderts, die bestehenden und die werdenden ein; das Verschiedenartigste, was die Menschen um ihn betrieben hatten, band er harmonisch in seinem Wesen und Wirken, und es bleibt immer wahr, daß der Mensch, wo er Contrastirendes harmonisch zu verknüpfen weiß, immer das Höchste zu leisten sich anschickt. Und wie verschiedene Elemente fanden sich in Klopstock zusammen! Jetzt sang er zu der Telyn der Barden, dann entströmte ihm auf heiliger Harfe der Psalter der Propheten, dann rauschte die klassische Leyer; mit sicherem Griffe hielt er hier die bardische Urdichtung, dort die einfache Größe biblischer Poesie, dort den echten Geist des klassischen Alterthums fest und weilte so mit sicherem Auge im Norden, im Orient und im Alterthum. Und darin, daß er ebensowohl die Vergangenheit, wie die Momente der Gegenwart und die Bestrebungen der Zukunft überschaute, darin lag gerade seine weltgeschichtliche Bedeutung. Und welche Elemente seiner Zeit allein wußte er zu vereinigen! Die Sentimentalen, die Ernsten, die Heiteren fanden in ihm ihren Einigungspunkt; er vertrat das Grammatikale und Regelrechte, wie Gottsched, und die lebendige Bildung der Sprache, wie Bodmer, das Malerische und Musikalische in der Poesie, wie Haller, und die heitere Lebensweisheit, wie Hagedorn.

Ein Wendepunkt, wie er damals in unserer Literatur stattfand, konnte nur durch einen so energischen und beglückten Geist, wie Klopstock, herbeigeführt werden.

Fried. Gottlieb Klopstock ward am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren. Seine Jugendzeit verlebte er zu Friedberg an der Saale, wo er auch den ersten Unterricht in den Elementarwissenschaften und alten Sprachen erhielt. Im Jahre 1740 wurde er der Fürstenschule zu Pforta anvertraut, wo sein poetisches Talent zuerst geweckt und durch dei klösterliche Stille und Einsamkeit und durch die roman-

tischen Umgebungen genährt wurde. Die alten Sprachen waren hier keineswegs seine einzige Beschäftigung; die Neigung zur Poesie äußerte sich bereits in kühnen Entwürfen für die Zukunft, in Schäfergedichten und Liedern, welche alle poetischen Versuche seiner Mitschüler übertrafen. So hegte er schon damals den Plan zu einem Heldengedichte über Kaiser Heinrich I. (den Finkler), wie er selbst andeutet:

„Früh hab ich dir mich geweiht: schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor' ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, deinen Befreier, zu singen!" —

Nachdem in heiliger Unruhe Vieles entworfen, Alles wieder verworfen war, griff Klopstock den Plan zum Messias auf und hielt ihn, wie sein gewissestes Eigenthum in begeistertem Herzen fest. Die Hauptumrisse dazu entwarf er jedenfalls schon hier auf der Schule und längst vor Lesung von Miltons verlornem Paradiese. Welchen Eindruck übrigens nachher Milton auf ihn machte, erfahren wir von ihm selbst; denn er schreibt an Bodmer: „Als er mir unverhofft in die Hände fiel, regte er das aus dem Homer geschöpfte Feuer völlig auf und hob den Geist zum Himmel und zur religiösen Poesie empor."

Als Student der Theologie ging er im Herbst 1745 nach Jena. Unter poetischen Ahnungen, Forschungen, Versuchen verstrich in Jena der Winter; im folgenden Jahre wanderte er nach Leipzig und fand hier an den Ufern der Pleiße als Mitglied der Bremer Beiträge einen dem Bedürfniß des Herzens zusagenden Umgang, den er an der Saale vergebens gesucht hatte. Die ersten drei Gesänge des Messias wurden, nachdem sie anfangs in Prosa geschrieben waren, in Hexametern umgearbeitet und erschienen

1748 ohne seinen Namen in den Bremer Beiträgen. Sie machten ungeheure Wirkung; eine neue Morgenröthe der Poesie schien mit diesem Epos anzubrechen.

Unerwiderte Liebe zu Fanni, der Schwester seines Freundes Schmidt, trieb Klopstock von Langensalza, wo er seit 1748 als Hauslehrer gelebt hatte, fort. Er folgte gern einer Einladung des gastfreien Bodmer nach Zürich, wo ihn ein neunmonatlicher lebensfroher Aufenthalt erfrischte und zu neuer Fassung verhalf.

Die Muße zur Vollendung seines Hauptwerks (es ist schmerzlich zu sagen) verdankte er nicht seinem Vaterlande, sondern dem Könige von Dänemark, der ihn 1751 auf den Vorschlag seines Ministers von Bernstorff nach Kopenhagen berief und ihm ein Jahrgehalt von 100 Thalern verlieh, welches später auf 400 Thaler erhöht wurde. Auf dem Wege dahin lernte er in Hamburg seine Cidli (Meta Moller) kennen.

Bei seiner Durchreise durch Braunschweig nämlich traf er seinen Freund Giseke wieder, der in Hamburg Verwandte hatte. Kaum hatte dieser vernommen, Klopstock wolle in Hamburg Hagedorns persönliche Bekanntschaft machen, so bestand er darauf, er solle dort auch ein Mädchen kennen lernen, das sich für ihn sehr interessire — Meta Moller. Hören wir sie selbst erzählen, woher dieses Interesse kam. Sie schreibt: „Einst in einer glücklichen Nacht las ich den Messias. Ich war sehr gerührt. Den folgenden Tag fragte ich einen Freund (Giseke) nach dem Autor dieses Gedichts. Dies war das erste Mal, daß ich Klopstocks Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer voll von ihm, weil sein Freund mir so vieles von seinem Charakter sagte. Doch hatte ich keine Hoffnung, ihn zu sehen, bis ich unerwartet erfuhr, daß er durch Hamburg kommen würde. Gleich schrieb ich demselben Freunde,

er möchte mir Gelegenheit verschaffen, den Verfasser des Messias zu sehen, wenn er nach Hamburg käme." — „Er kam und kam zu mir, es war am 4. April. Ich muß bekennen, so große Vorstellungen ich mir auch von seinen Vorzügen gemacht, so hatte ich mir doch nie einen so liebenswürdigen Jüngling gedacht, als ich fand. Dies machte Eindruck" u. s. w. Klopstock sah sie mehrmals und blieb von da an mit ihr in Briefwechsel. Die damalige Zeit war die glücklichste Periode in seinem Leben. Am 10. Juni 1754 führte er seine geliebte Meta als Gattin heim.

Nach Bernstorffs Sturz zog sich der messianische Sänger nach Hamburg zurück (1771). Nicht unerwähnt darf bleiben, daß er 1792 das französische Ehrenbürgerrecht erhielt, da er, obschon später enttäuscht, den Beginn der französischen Revolution freudig begrüßt hatte. Hochbetagt starb er am 14. März 1803 zu Hamburg. Eine wahrhaft nationale Trauer begleitete den greisen Sänger zu Grabe; an Metas Seite auf dem Friedhofe zu Ottensen unter der Linde ward er fürstlich beerdigt.

Klopstock ging, wie wir wissen, aus dem Kreise der Bremer Beiträge hervor; er theilte alle Eigenheiten und Eigenschaften jener Gesellschaft, aber er ragte gleich anfangs über seine Freunde weit hinweg. Er war es, der der Dichtung damals Seele und Leben einhauchte; er war der Erste, der das, was in ihm lebte, begeistert aussprach, der die ihn bewegenden, religiösen und patriotischen Ideen durch seine Poesie zu verkündigen strebte.

Die ganze Zeit drängte damals nach dem geistlichen Epos hin; 1732 ward Miltons verlornes Paradies von Bodmer übersetzt, Händel componirte 1741 seinen Messias. Diesem Drange folgte auch Klopstock, indem er seinen Messias dichtete. Der Messias, ein Epos in 20 Gesängen, stellt das Leiden und den Opfertod Christi bis zu dessen

Himmelfahrt dar. Das Erscheinen der ersten Gesänge traf damals wie ein elektrischer Schlag; alle nur irgendwie Empfänglichen fühlten und gestanden, daß endlich wieder unserem Lande ein wahrer Dichter erstanden sei. Man übersah den Mangel an epischgestaltender Kraft und ließ die edle und warmpathologische Stimmung, die empfindungsreiche religiöse Gluth des Werks mit dankbarer Anerkennung auf sich wirken. Es ergriff aber mehr die schaffende Persönlichkeit, als das geschaffene Werk. Klopstock verstand es durchaus nicht, dem Leben Gestalt und Form zu geben; die ächte poetische Gestaltungskraft ging ihm gänzlich ab, deshalb verliert er auch im Schaffen die Sinnenwelt aus den Augen, der feste Boden schwindet ihm gleichsam unter den Füßen, er wiegt sich nur in Empfindungen, er ergeht sich in Reflexionen und versteigt sich in eine Ferne, in eine geistige Höhe, zu der ihm Niemand gern folgen mag. Wohl sind die ersten zehn Gesänge die besten, aber die dargestellten Wesen: Gott, Jesus, Satan, die Engel u. s. w. stehen viel zu abstract und zu erhaben da, um als epische Figuren gelten zu können. Dem Ganzen fehlt es an Handlung, an Leben und Bewegung, und dieser Mangel wird nicht ersetzt durch stetes Reden, Fühlen und Schildern; die unausgesetzte Spannung ermüdet auch den geduldigsten Leser.

Der Dichter selbst wurde ja endlich müd im Schaffen. Lagen doch volle 25 Jahre zwischen dem Beginn und der Vollendung (letztere 1773) des Gedichts. Das fortwährende Halleluja und Palmschwingen, das leere Psalmiren ward endlich auch seinem Publikum langweilig; kein Wunder, wenn heutzutage Niemand mehr daran denkt, den Messias zu lesen!

Klopstocks eigenthümlichste und klassische Schöpfung waren die Oden; in ihnen tritt eigentlich erst sein Wesen, seine ganze Bedeutung zu Tage. Welche Gluth, welche

Begeisterung für Freiheit weht in seinen patriotischen Oden! Kann die Freundschaft inniger besungen werden, als in seinem Wingolf, worin er u. A. auch seine eigene Sangesweise charakterisirt mit den Worten:

„So floß der Waldstrom hin nach dem Ocean;
So fließt mein Lied auch stark und gedankenvoll.
Des spott' ich, ders mit Klüglingsblicken
Höret und kalt von der Glosse triefet.“

Kann die wehmüthige Empfindung des Scheidens treuer ausgedrückt werden, als in der Ode an Fanni? Giebts ein schöneres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne als der Züricherſee? Und welche Kraft endlich, welcher Schwung ist in der Ode Hermann und Thusnelda? Man urtheile selbst, sie lautet:

Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

Komm, ich bebe vor Lust, reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! komm; athm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht.

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann, Hermann, so hat Dich
Niemals Thusnelda geliebt!

Selbst nicht, da Du zuerst in Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah Dir
Schon die Unsterblichkeit an.

Die nun Dein ist. Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket, daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

„Warum lockst Du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O, hätt' Augustus
Seine Heere geführt, er
Läge noch blutiger da!"

Laß Dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Sigmar ist bei den Göttern!
Folg' Du und wein' ihm nicht nach!

Die Sicherheit und Genialität seines lyrischen Geistes zeigt sich ganz vorzüglich auch in der Freiheit seines Metrums. Den Reim verschmähend, benutzte er entweder antike Versmaße, oder er bildete neue. Horaz und Pindar waren seine Muster. In der musikalischen Zustimmung der Worte zum Silbenmaße war Klopstock Meister. Stört auch bisweilen seine Gedehntheit und eine aus dem Streben nach Kürze entstehende Dunkelheit, so ist doch in den Oden seine Sprache noch nicht so getrübt durch die teutonesken Schrullen, welche er später (namentlich in seiner Gelehrtenrepublik) vorbrachte. Klopstocks Oden sind voll Frische und kernhafter Geschlossenheit.

Nicht dasselbe Lob verdienen seine dramatischen Gedichte, denen leider gerade all das fehlt, was man vom Drama fordern muß: Anschaulichkeit und Fortschreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwicklung und der Situationen und Individualisirung der darin auftretenden Personen. Wir übergehen sie deshalb am liebsten mit Stillschweigen.

An einem dreifachen Scheidewege stand einst der ungeduldige Jüngling: Hier winkte ihm das Christenthum und Davids prophetischer Gesang, dort das Alterthum und

die Kunstdichtung, hier das deutsche Vaterland und der Bardengesang. Er sollte nun wählen zwischen Psalter, Leyer und Telyn und sieh da, er wählte — alle Drei. Diese drei Hauptelemente treten aus seinen Dichtungen erkennbar hervor, das deutsche Element spricht sich aus in seinem Nationalgefühl, in seinem Enthusiasmus für deutsche Sprache und deutsches Volksthum und im Haß gegen alles französische Wesen, in seiner Freiheitsliebe; das christliche nicht blos in der Wahl seines Stoffs, indem er die That des Evangeliums besang, sondern überhaupt in seiner gläubigen Richtung, in der religiösen Innigkeit; das antike in der Lebendigkeit, mit der er den altklassischen Geist erfaßte im Aufgreifen und der Neugestaltung der griechischen Silbenmaße. Dieser letztern Richtung gab er sich mit solcher Energie hin, daß er eine Zeitlang den Reim ganz verschmähte. Dies war indeß ein offenbarer Mißgriff; denn so sehr auch die antiken Versmaße durch Schiller und Göthe, durch Voß und Hölderlin und namentlich durch Platen unserem Ohre vertraut gemacht wurden, so ist man doch nunmehr fast allgemein darin einig, daß unsere Lyrik die Schwingen des Reimes nur gezwungen entbehren kann. Klopstock selbst griff später in seinen geistlichen Liedern wieder zum Reime.

Was seinen Einfluß auf die literarische Thätigkeit seiner Zeit betrifft, so war dieser offenbar ein sehr bedeutender. Bodmer und die Schweizer sahen in ihm ihr Ideal verwirklicht, Gottsched und sein Anhang warf sich auf ihn mit hämischer Kritik und mit Parodien, sein Messias und seine geistlichen Dramen wurden vielfach nachgeahmt. Die Geschichte der Folgezeit wird öfter in den verschiedensten Gebieten auf ihn zurückweisen und wir werden gewahr werden, wo er anregte, Ziele zeigte und Wege bahnte; bei Namen, wie bei Lavater (1741—1801), Franz von

Sonnenberg (1779—1803), W. von Gerstenberg (1737—1823) und selbst bei Schubart (1739—91), wird man stets an ihn denken müssen, weil sie alle mehr oder minder aus ihm hervorgingen. Ein unsterbliches Verdienst um unsere Literatur erwarb er sich durch seine Meisterschaft auf dem Gebiete der Sprache und Verskunst. Er war es, der zuerst fürs Ernste und Erhabene den rechten Ton getroffen und unserer Sprache Wortstellungen und Wendungen gewonnen hat, die heutzutage zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind. — Klopstocks milder und durchaus im Gemüth ruhender Charakter gab der ganzen Gefühlsweise seiner Zeit eine eigenthümliche Weichheit und Sentimentalität. War auch seine Natur nicht darnach, um aus ihm einen volksmäßigen Dichter zu machen, so steht er doch als eine reine, erhabene Dichterpersönlichkeit da, durch welche allein schon er zum Heil unserer Literatur wirkte. Ihm verdanken die deutschen Dichter die höhere gesellschaftliche Stellung, die sie in der Folge einnahmen, und er brachte auch die vaterländische Literatur zu Ehren, indem er sie mit einer sittlichen Würde repräsentirte, welche Achtung einflößen mußte.

Trotz seiner Fehler und trotz seiner jetzigen Vergessenheit wird man ihn doch stets als eine bedeutende literarische Persönlichkeit ansehn müssen. Wie immer auch die Zeiten wechseln oder die Fortschritte zur Vollendung sich verdoppeln mögen, den wahren Freunden der Poesie wird Klopstock stets als der begeisterte, von seinem hohen Berufe tief durchdrungene Hohepriester erscheinen, der sein reiches Erbe Freund und Vaterland dankbar zum Opfer brachte. Solche Männer bringt die Natur nur selten hervor, noch seltener bleiben sie sich treu, wie er. Sie sind aber immer ein Glück für die Zeit, der sie angehören und für die Nachwelt, die sie zu würdigen versteht. —

Von folgenreicher Einwirkung auf unsere literarischen Verhältnisse war das Auftreten Friedrichs des Großen, Königs von Preußen (1740—1786). Einen unmittelbar fördernden Einfluß zwar konnte er nicht ausüben, da ihm bekanntlich durch eine verkehrte Erziehung und väterlichen Zwang die damals noch fremdsüchtelnde deutsche Literatur verhaßt gemacht war; aber er gab doch einerseits dem jungen Geiste Spielraum, weil er ihn nicht zu fürchten brauchte, während sich andrerseits an der Thatkraft, an dem unbeugsamen Muthe des Heldenkönigs ein preußisches und deutsches Nationalgefühl entzündete. Göthe selbst sagt in seiner Selbstbiographie: „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Damals, ungefähr um die Zeit des Leipziger Vereins, verband ein gemeinsames akademisches Leben und gleiche literarische Bestrebungen auch zu Halle mehrere Jünglinge. Die den Meisten gemeinsame Heimath, die allen eigenthümliche und in ihren Gedichten sich spiegelnde Begeisterung für Friedrich II. verschafften diesem Bunde den Namen — der preußische, oder, nachdem Gleim nach Halberstadt gezogen war:

## Der Halberstädter Dichterkreis.

Um Gleim schaarten sich hier Ramler, Uz, Kleist, J. G. Jakobi, K. Schmidt und A. Louise Karsch. Durch ihre liberale Lebensansicht traten sie zu dem weinerlichen Ernste Gellerts und der schweren Andacht Klopstocks in diametralen Gegensatz; ihr Wahlspruch war, daß Welten voll Jugendlust die besten, und daß Feinde der Freude auch Feinde der Tugend seien. Ohne Partei stehen diese Männer inmitten der streitenden Zeitrichtungen, manchmal, wie

z. B. in der Pflege des Lehrgedichts, zu den Aelteren sich hinneigend. Theils versuchten sie sich in der ernsten Odendichtung, theils und zwar mit besonderer Vorliebe im leichten Gesellschaftslied Hagedorns, nach des heitern Griechen Anacreon Vorbild fröhliche Lebenslust, Liebe und Wein preisend. Daher werden sie auch oft die Anacreontiker genannt. Den Mitgliedern dieses ehrenwerthen, sonst aber gerade nicht bedeutenden Kreises kann man außer ihren poetischen Sünden wohl kaum etwas vorwerfen, als ihre allzu süßliche Freundschaftsschwärmerei.

Der Lichtpunkt dieses Kreises war der nachmalige Halberstädter Domsecretär Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803), der Vertraute aller seiner Bekannten, ein Mann, der so zu sagen ganz aufging im Leben seiner Freunde. Zum Namen und Ruf eines Dichters ist wohl selten Jemand auf wohlfeilere Weise gekommen, als „Vater Gleim", dessen Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit ohne Zweifel größere Anerkennung verdient, wie seine Poesie. Da er zu viel und allzu sorglos schrieb, kann sein Rang als Dichter und Schriftsteller natürlich kein hoher sein. Im leichten Liede konnte er allerdings sehr lieblich sein; aber im Uebrigen mangelte es ihm an Originalität und schöpferischer Phantasie. In dem Lehrgedichte Hallabat, worin er Belehrungen über Gott und Tugend gab, hatte er den morgenländischen Seherstil ziemlich glücklich getroffen. Das Beste, was er schrieb, sind seine Lieder eines Grenadiers, Kriegslieder aus den Feldzügen von 1756 und 57, welche seiner Zeit um so größeres Aufsehen machten, je mehr der darin herrschende ungekünstelte, natürliche Volkston damals wie etwas Neues und Ungewohntes wohlthuend an deutsche Ohren klang und weil das darin gebrauchte Versmaß wirklich einfach und populär ist. Wahre Volkslieder sind zwar auch sie nicht geworden, aber Herder

konnte doch mit Recht davon sagen: „Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, Alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsere Dichtkunst an Engländer und Franzosen grenzt."

Einer von Gleims ältesten Freunden und bedeutender als er selbst, war Ewald Christ. von Kleist (1715—1759), bekannt durch sein die Wunder der Natur verherrlichendes Gedicht „der Frühling", eine beschreibende musikalische Dichtung in Hexametern mit einer vorschlagenden Silbe. Seine übrigen Gedichte, Elegien, Idyllen und ein Roman stehen dem Frühling nicht gleich, auch nicht einmal annähernd. Das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens war der Tod fürs Vaterland, wie aus jener Stelle seiner Oden erhellt, wo er singt:

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth! Wie gern sterb ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!" —

Das Verhängniß rief: er fiel in der Schlacht bei Kunnersdorf am 12. August 1759. Er fiel dort als Held. Drei Batterien hatte er mit seinem Bataillon soeben erobert, da führte er, den Degen in der Linken, weil er im Gefechte zwei Finger an der Rechten bereits verloren hatte, unter dem Feuer der feindlichen Kanonen sein Bataillon gegen die vierte Batterie. Während er siegesfreudig vorrückte, traf ihn zuerst eine Kugel in den linken Arm, so daß er den Degen wieder in die verwundete Rechte nehmen mußte und zerschmetterte ihm bald darauf ein Kar-

tätschenschuß das rechte Bein, so daß er vom Pferde stürzte. Einige Tage darnach starb er.

Indem ich auf eine eingehendere Darstellung der übrigen genannten, diesem Kreise angehörigen Dichter verzichte, gelange ich zur Charakteristik jenes dichterischen Kreises, der unter dem Namen

## Der Göttinger Dichterbund

bekannt ist. — Gegen Ende der sechziger Jahre wurde neben Leipzig auch Göttingen ein Sammelort der strebsamen Jugend, die sich da um Kästner und um den großen Alterthumsforscher, um den ersten Humanisten Deutschlands, um Heyne schaarte. Hier gründete der Schleswiger H. Chr. Boie mit Gotter den ersten deutschen Musen-Almanach (1770), der anfangs ohne bestimmte Tendenz blieb, aber von allen Seiten her Beiträge erhielt. Bald aber trennte sich Boie von Gotter und ward nun ein strenger Anhänger von Klopstock, dem teutonischen Bardenthum, dem Volksgesang und der antiken Dichtung. Eine Anzahl Studirender befreundete sich mit dem Herausgeber. Diese anfangs lockere, äußere Verbindung der jungen Dichter ward endlich durch Voß gefestet und zu wirklichem Leben gebracht. Zu Voß gesellten sich Hölty, Bürger, Hahn, Miller, Wehrs, Fr. Cramer, die Grafen Chr. und Fr. Stolberg und endlich auch Leisewitz. Die Begeisterung stieg zur höchsten Blüthe, als auch Klopstock sich als Gleicher unter Gleichen aufnehmen ließ.

Am 12. September 1772 traten die jungen Dichter in einem Eichengrunde bei Göttingen, durch eine prachtvolle Mondnacht begeistert, zu einem Bunde der Freundschaft, der Dichtung, der Tugend zusammen. Dieser Verein erhielt in der Folge den Namen der Göttinger Hainbund.

Vaterländischer Sinn, Freiheitsdrang und Sittenreinheit waren die Seele dieses Bundes:

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes."
(Voß.)

Jeden Sonnabend versammelten sich die Mitglieder des Bundes; die neuentstandenen Gedichte wurden vorgelesen, die gebilligten ins Bundesbuch eingetragen. Mit besonderer Vorliebe benutzten sie, wie wir sehen, die antiken Maße nach dem Vorbilde Klopstocks, dessen Geburtstag als ein Bundesfest gefeiert wurde. Auf einem Ehrensessel lagen dann rosenbekränzt des Meisters Werke, darunter lag zerrissen die Idris Wielands, des „Sittenverderbers" und mit den Blättern dieses verhaßten Buches zündete man die Pfeifen an; dann wurde in Rheinwein Klopstocks, Ramlers, Lessings und Göthes Wohl getrunken, zuletzt Wielands Bild verbrannt. Wieland nämlich war, seiner schlüpfrigen Schreibart wegen, allen ein Gräuel; daher diese Demonstrationen.

Diese Jünglinge, die oft mit bitterer Noth ringend, doch edles und reines Streben und eine schöne, wenn auch oft tändelnde Begeisterung in sich trugen, waren in Göttingen der gehässigsten Verläumdung und albernen Volkswitzen ausgesetzt und hatten darunter viel zu leiden. Namentlich verfolgte sie Professor Lichtenberg mit seinem Spotte. Günstiger war das Verhältniß des Bundes zum übrigen deutschen Publikum, welches diese Göttinger Einflüsse bald gebührend anerkannte. Der Hainbund eröffnete zwar allerdings keine durchaus neue Bahnen, aber er führte die eröffneten weiter und machte sie zugänglicher. Alle Mitglie-

der belebte das entschiedene Streben nach volksthümlichem Gehalte und nationaler Richtung in ihren Dichtungen. Klopstock war, wie gesagt, ihr Haupt und Vorbild; seine zwischen dem Patriotischen und Christlichen getheilten Richtungen tauchten in großen Gruppen hier wieder auf. Ohne weitere Rücksicht auf den innern Werth ihrer poetischen Leistungen muß man jedenfalls gestehen, daß sie weithin gewirkt zur Begründung der deutschen Humanität, der Freiheit der Deutschen als Menschen.

Zu den interessanten Seiten des Hainbundes gehört die, daß er vorzugsweise die deutsche Lyrik repräsentirt; seine Mitglieder pflegten bekanntlich vor allem die Ode, das Lied, die Elegie und die Idylle. Noch erfolgreicher als diese lyrischen Bestrebungen war ihr Studium der englischen Vorbilder und das dadurch geweckte Streben, das historische Element in die Romanze und Ballade aufzunehmen, während sich gleichzeitig auch die Resultate, die in der Uebersetzung der Alten und in der mythologischen Forschung und Auslegung an den Tag traten, an diesen Bund knüpfen.

Zuerst müssen wir hier Gottfr. Aug. Bürger (1748—1794) betrachten, der zwar dem Bunde ferner stand, aber ohne Zweifel sein Haupttalent war. Eines Pfarrers Sohn, in Wolmerswende bei Halberstadt geboren und anfangs für die Theologie bestimmt, verfiel Bürger als Student zu Halle einem so zügellosen Leben, daß Jedermann einsehen mußte, wie wenig er zum Prediger sich eigne. Er ging auch später zum Studium der Rechtswissenschaft über. Als die Zeit des akademischen Lebens in Lust und Kummer, in Sturz und Erhebung abgelaufen war, erhielt er eine Justizbeamtenstelle bei Göttingen; später ward er Professor, aber ohne Gehalt. Man kann sich leicht denken, daß er gerade nicht in der beneidenswerthesten

Lage sich befand; zu Hunger und Durst gesellten sich leider alsbald auch die beklagenswerthesten ehelichen Verhältnisse. Am Traualtar mit seiner ersten Gattin entbrannte er in leidenschaftlicher Liebe zu deren Schwester, welcher er in zerrissenem Herzen beständig fröhnte bis zum Tode der ersten Frau, die um dieses Verhältniß wußte. Nach ihrem Tode wurde nun endlich die heißgeliebte Molly seine gesetzlich Vermählte und bereitete ihm das einzig glückliche Jahr in seinem kläglichen Leben. Nach einem so kurzen Rausche verlor er sie wieder und gieng nach ihrem Tode eine abermals unglückliche Ehe mit jenem Mädchen aus Schwaben ein, die sich ihm öffentlich in einem Gedichte zur Frau angeboten und von der er schon nach zwei Jahren wieder getrennt wurde. Er starb im Jahre 1794.

Eine Zeit lang galt Bürger geradezu als der beliebteste und größte Volksdichter und auf diesen Ruhm hatte er gegründete Ansprüche. Seine meisten Lieder sind in der That auch ganz vortrefflich, noch besser sind seine Romanzen und Balladen. Es charakterisirt ihn eine Leichtigkeit der Darstellung, ein Fluß der Verse und besonders ein Wohllaut der Sprache, Eigenschaften, die wir selbst in vielen Dichtungen unserer größten Meister vergebens suchen. Seine besten sind die im Volkston Geschriebenen und eben dies Volksmäßige, dies Allen Zusagende ist das Element, welches Schiller in seiner scharfen, ja fast bittern Kritik über Bürgers Dichtungen ganz verkannte. Seine Balladen scheinen mit der leichten Gabe des blinden Naturgenies nur so hingeworfen zu sein; in der That aber waren sie mit der größten Sorgfalt und Besonnenheit gearbeitet und Bürger hat so wenig, wie Andere, die kritische Feile gespart. Er hat aber auch durch seine Gedichte, namentlich durch seine „Leonore", durch den großartigen „wilden Jäger", das „Lied vom braven Mann", „Kaiser und Abt",

die „Weiber von Weinsberg“, „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ eine Unsterblichkeit erlangt, die nicht blos, wie die Klopstocks, eine bibliothekarische, sondern eine im Herzen und Munde des Volks lebendige ist. Von seinen allgemein bekannten Balladen brauche ich hier keine Probe mitzutheilen; lieber will ich ein Stück aus seiner Verherrlichung von Abälards und Heloisens Liebe hier mittheilen, welches weniger bekannt sein dürfte und zugleich seine Muse von einer doppelten Seite charakterisirt. Die im Kloster büßende und noch immer in Liebe brennende Heloise beginnt:

Hier im Schauer tiefer Todtenstille,
Wo die Himmelstochter Andacht wohnt,
Und Melancholie in schwarzer Hülle
Sinnig mit gesenktem Haupte thront,
Was will hier entflammter Triebe Hader
In der gottgeweihten Jungfrau Brust?
Warum glüht ihr noch in jeder Ader
Rückerinnerung entfloh'ner Lust? —
Immer noch zur Liebe hingerissen,
Immer noch durch dich, mein Abälard,
Muß ich den geliebten Namen küssen,
Welcher mir so unvergeßlich ward.
Theurer Unglücksname, werde nimmer
Von verstummter Lippe mehr gehört!
Birg dich da ins Dunkel, wo noch immer
Liebe gegen Andacht sich empört!

Schreib' ihn nicht! — Doch ach! was hilft mein Wehren? —
Rasche Hand, du schriebst ihn ja schon hin! —

Dann fährt sie fort:

Kaum entfalt' ich deinen Brief mit Beben,
So durchbohrt das Herz mir wie ein Schwert,
Jener Name! traurig meinem Leben,

Dennoch ewig meiner Seele werth;
Jener Name, meines Friedens Klippe,
Abgestorbner Freude Monument,
Den der Büßerinn verblüthe Lippe
Nimmer ohne Thrän' und Seufzer nennt. —
Dennoch schreib, Geliebter meiner Seele,
Schreib mir Alles, Alles ohne Scheu,
Daß mein Schmerz dem deinen sich vermähle,
Daß ich deiner Seufzer Echo sei!
Diese Macht entzogen ja der Armen
Ihr Geschick und ihre Feinde nie.
Könnte wohl, entneigter dem Erbarmen
Abälard ihr mehr entziehn, als sie?
Noch sind sie mein eigen, diese Zähren;
Wozu spart' ich sonst die Zähren noch?
Wollt' ich sie der Liebe nicht gewähren,
So entpreßte sie mir Buße doch.
Meiner matten Augen letzte Kräfte
Sehnen sich von nun an, spät und früh,
Nach dem Einen seligen Geschäfte:
Lesen nur und weinen wollen sie.
Theile denn dein Weh mit meinem Herzen!
Weigre mir sie nicht, die bittre Lust! —
Theilen? — O, zu wenig! — Deine Schmerzen
Alle, alle schütt' in meine Brust! —
Traun ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand;
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen wahr und sagen
Muthig, was das bange Herz gebeut.
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.
Mann, du weißt, wie schuldlos ich entbrannte,
Als besorgt vor jungfräulicher Scham,

Deine Liebe, die sich Freundschaft nannte,
Leise mich zu überflügeln kam.
Nicht als Einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Ersten aus der Engel Schaar,
Als das Urbild des Unendlichschönen
Stellte dich die Phantasie mir dar.
Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenspiel,
Der nun schmeichelnd mir in Aug' und Seele,
Wie ein Tag des Paradieses, fiel.
Arglos blickt' ich in die sanfte Klarheit,
Arglos lauschte dir mein offnes Ohr;
Doppelt wahr kam jedes Wort der Wahrheit
Mir auf deiner Honiglippe vor.

Nachdem sie sich nun über ihr Verhältniß zu Abälard und ihre gegenwärtigen Empfindungen weiter ausgesprochen, fährt sie fort:

Hartes Werk, die Leidenschaft zu dämpfen,
Für ein Herz, so hoch wie meins, entbrannt!
O, wie oft muß Haß mit Liebe kämpfen,
Eh' der Friede Lärm und Aufruhr bannt!
O, wie oft wird nicht das Herz indessen
Hoffen, zagen, wünschen, sterben, ruh'n,
Schmachten und verschmäh'n — nur nicht vergessen!
Alles sonst erleiden. Alles thun! —
Doch, wann sein der Himmel sich bemeistert,
Dann — ha! wie es dann nicht blos gerührt,
Nein! entzückt; belebt nicht, nein! begeistert
Sein erhabnes Heldenwerk vollführt!
Komm, o komm, und hilf den Kampf mir wagen!
Hilf besiegen die Natur in mir!
Hilf mir, meiner Liebe, hilf entsagen
Meinem Leben, meinem Selbst — und dir!
Eile mein Geliebter, und vermähle
Deine Braut mit Gott! Denn Gott allein
Kann nach Abälard von ihrer Seele
Letzter, einziger Gebieter sein.

Sie schließt mit dem Wunsche:

Beider Asche decke nun Ein Hügel,
Beider Namen werd' Ein Stein geweiht!
Glorreich trage deines Ruhmes Flügel
Meine Liebe zur Unsterblichkeit!
Fügt sich's dann in später Nachwelt Tagen,
Wann am Herzen mir kein Wurm mehr frißt,
Und von meinen Seufzern, meinen Klagen
Längst der letzte Hauch verschollen ist,
Daß ein Ungefähr nach seiner Weise
Für ein trautes Paar den Plan erdenkt,
Und die Schritte seiner Pilgerreise
Nach dem stillen Paraclete lenkt:
O, so tret' es wehmuthsvoll und schweigend
An den alten grauen Marmelstein!
Haupt zu Haupte sanft hinüber neigend,
Schlürf' es Eins des Andern Thränen ein!
Aufgeschüttert durch des Mitleids Triebe
Hinterlaß' es betend unser Grab:
„Segn' uns Gott mit einer frohern Liebe,
Als das Schicksal diesen Armen gab!"

Eine nicht uninteressante, leider sehr früh hinschwindende Erscheinung war Ludw. H. Christ. Hölty (1748—1776), aus Mariensee bei Hannover gebürtig, eine durch Krankheit, geistige Anlage und frühen Verlust der Mutter schon in der Jugend schwermüthig gestimmte Natur. Voll warmer, allumfassender Liebe hieng Hölty an der freien, frischen Natur und sang, was sein volles Herz empfand. Seine Lyrik ist ganz dem Natur- und Volksleben abgelauscht. Seine ruhige, mehr ausschmückende, als erfindende Phantasie weilte am liebsten im Kreise schmerzlichsüßer Gefühle; der Geist einer wehmüthigen Freude an den schönen, aber leider flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens durchzieht seine Idyllen, Oden und Elegien. Bekannt ist seine Elegie, welche beginnt:

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab

u. s. w., sein Mailied, oder „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", oder „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet" und Andere. —

Eine tüchtige, derbe niederdeutsche Natur, unter den Mitgliedern des Hainbundes die energischste Persönlichkeit war Joh. Heinr. Voß (1751—1826), eines Pächters Sohn aus Sommersdorf in Mecklenburg. Er hatte eine tüchtige Schulbildung genossen und sich mehr an Ramler, als an Hagedorn und Gellert herangebildet. Seine Ankunft in Göttingen (Ostern 1772) war entscheidend für die Gründung des Dichterbundes; er hatte schon früher auf der Schule einen Bund zu philologischen und literarischen Uebungen gestiftet. Voß starb zu Heidelberg, wo er als Professor gewirkt, in hohem Alter.

Gesundheit und Kraft des Geistes hielten ihn aller Schwärmerei fern, machten ihn oft schroff und bitter, aber auch zum körnigen Uebersetzer Homers. Durch seine Vorliebe für das einfache, schlichte Naturleben wurde er zur Idylle geführt. „Seinem Herzen war es klar geworden", (sagt Jean Paul), „daß nur ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllenseligen passe, die sich aus dem Buche der Seligen ein Blatt gerissen." Seine höchste Kunst in dieser Gattung zeigte er bekanntlich in seiner „Louise", jenem reizenden Familiengemälde in der Versart der homerischen Odysse, welches noch bis heute viel gelesen und seiner reinen Unschuld und Wahrheit wegen mit Recht gepriesen wird.

Voß' größtes Verdienst besteht ohne Zweifel in seiner Uebersetzung des Homer, wodurch er die griechische Poesie uns zugänglich machte, ein Meisterstück der Uebersetzungskunst, welches kaum übertroffen werden kann. Diese

Vollendung und Vollkommenheit ist aber auch nur durch seine Kenntniß des alterthümlichen Geistes, durch seine kühne und glückliche Benutzung der unerschöpflichen Reichthümer unserer Sprache, durch seine Beharrlichkeit und hingebende Begeisterung möglich gewesen. Nicht besonders werthvoll sind seine Oden und Lieder, sowie seine Uebersetzungen des Virgil, Ovid, Hesiod und Horaz.

Voß ist der eigentliche Repräsentant des Göttinger Bundes, der neben Bürger die nachhaltigsten Wirkungen auf die deutsche Dichtung ausgeübt hat. Er verfocht mit Klopstock die Erhöhung der poetischen Sprache und trug diese auf die schlichten Haus- und Naturlieder über. Versmaß und Sprachgewalt ist bei Voß so ausgebildet, daß dies allein schon poetische Wirkung thut. Er war sein Leben lang ein strenger Rationalist mit demokratischen Neigungen, und er hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch seine energische Bekämpfung aller romantischen Faselei um die deutsche Geistesfreiheit wohl verdient gemacht. So war er denn natürlich der reine Gegensatz von Friedr. Leop. Stolberg, der — als Jüngling den Tod für Vaterland und Freiheit sterben wollte und begeistert für Griechenland war — am Abend seines Lebens sich der katholischen Kirche in die Arme warf.

Verwandt mit den Sängern des Hainbundes sind die Dialect-Dichter Hebel und Grübel und der Volksdichter Claudius. Die Erzählungen des rheinischen Hausfreundes von Joh. P. Hebel (1760—1826), von denen die besten in dem „Schatzkästlein" gesammelt sind, gelten mit Recht als Muster von Laune, tiefen und wahren Gefühls und volksthümlicher Darstellung und halten sich unveränderlich in der Gunst des Publikums, namentlich der Jugend. Hebels „allemannische Gedichte" sind voll Leben und Wahrheit; die Art, wie er darin jeden Gegenstand der Natur zu

beleben, oder, wie Göthe sich ausgedrückt hat, zu „verbauern“ versteht, ist in der That unnachahmlich. Die Gedichte: Sonntagsfrühe, der Winter, das Habermuß, gehören in Hinsicht der Schilderung des wirklich poetischen Landlebens zu dem allerbesten unserer Poesie. Ich kann mich nicht enthalten, die Sonntagsfrühe hier einzuschalten.

## Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schläfrig gsi,
„und's goht mer schier gar selber so.
„i cha fast uf kei Bei mehr sto.“

So seit er, und wo's Zwölfe schlacht,
se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!“
Gar still und heimli bschließt er d' Thür.
Er düselet hinter d' Sterne no,
Und cha schier gar mit obsi cho.

Doch endli reibt er d' Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüft der Sunne: „d' Zit isch do!“
Sie seit: „I chumm enandermo!“ —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und's schloft Alles no;
es sieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verrath mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und g'schlofe het die ganzi Nacht,

so stehet er do im Sunne=Schi',
und luegt eim zu den Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet,
und mittem Meiem uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkle Nacht,
wenn d' Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
voll Chriesi=Bluest und Scheeche=Duft!
und d' Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte=Land
Der Chriesi=Baum im Maie=Gwand,
Gel=Veieli und Tulipa
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und s' isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst un Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Poß tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels=Glast
„dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwingli vorne dra
het 's Sunntig=Röckli au scho a.

Sie lüte weger's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwäschet mer der Staub nit drab;
und Güngeli, leg die weldli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Die Gedichte des Stadtflaschners Joh. K. Grübel (1736—1809) sind in Nürnberger Mundart geschrieben und stehen in Bezug auf Schalkhaftigkeit und gesunden Volkswitz denen Hebels würdig an der Seite.

Matthias Claudius (1740—1815), der Wandsbecker Bote, ein liebenswürdiger, biederer und frommer Mann, lebt noch heute durch sein Rheinweinlied:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein u. s. w.

im Munde aller Heiteren. — Mit ihm beschließen wir die erste Periode der neueren Literatur. Haben wir uns bisher schon am Glanze manches Sternes am literarischen Himmel erfreut, so dürfen wir nun schon größere Erwartungen hegen von der nachfolgenden Periode. Das Morgengrauen der Vorbereitungszeit ist vorüber, die Sonne beginnt nun allmählich emporzutauchen und der lichte Tag des wahrhaft Schönen, des Classischen bricht an!

---

# Dritte Vorlesung.

## Lessing.

**Vorläufige Charakteristik. — Seine Jugend. — Erste dichterische Versuche. — Lessing in Leipzig, Berlin und Wittenberg. Moses Mendelssohn. — Fr. Chr. Nicolai.**

Eine der ersten Größen des achtzehnten Jahrhunderts, der eigentliche Schöpfer unserer Literatur, ein arger Feind alles Halben und Kleinlichen, ein umgestaltendes Genie nach allen Seiten hin, war Lessing (1729—1781), der große Wegweiser der Nation, wie ihn Gervinus treffend genannt hat.

Staunen und Stolz streiten in unserer Brust, wenn wir jetzt nach Verlauf fast eines vollen Jahrhunderts seine aus- und eingreifende Wirksamkeit verfolgen und seine enorme geistige Thätigkeit überschauen, und wir können seine Bedeutung kaum hoch genug anschlagen, wenn wir uns den Zustand unserer Literatur zur Zeit seines ersten Auftretens vergegenwärtigen.

Seit Luther hatte Niemand ein kräftiges Deutsch geschrieben, von einer Kritik in Kunst und Wissenschaft war nirgends die Rede; das Theater war überaus kläglich und beschränkte sich auf einige steife Nachbildungen französischer und englischer Stücke; Kunst und Alterthum waren nur den Gelehrten zugänglich und die Philosophie war dem gesunden Menschenverstande verschlossen. Erst als Lessing kam und die Leuchte seines Gedankens in alle diese Gebiete hineinhielt, ward es licht. Er war es, der erst unsere Literatur über das Schwanken und die Rathlosigkeit, in welcher

wir sie im Streite zwischen Gottsched und Bodmer kennen gelernt haben, hinweghalf, indem er die irrende Dichtung mit entschiedenem Nachdruck auf das Drama hinwies.

Um Lessing vorläufig in seinen Hauptzügen kennen zu lernen, wollen wir ihn im Gegensatz zu Klopstock und Wieland betrachten.

Die Blicke Beider waren rückwärts gekehrt auf abgelebte, greisenhafte Formen und Stoffe, Lessing dagegen erkannte mit sicherem Blicke im Drama, das sich eben zu entwickeln begann, das einzig Gedeihliche für die Zeitumstände; Klopstock und Wieland kam es, wie es den Anschein hat, schwer an, sich für eine sociale Farbe oder Fahne zu entscheiden, denn sie schwankten ja sichtbar zwischen aristokratischen und gelehrten, demokratischen und selbst höfischen Neigungen hin und her, Lessing dagegen war ein für alle Mal über jede Standesbeschränktheit erhaben: — er war gelehrt, aber stets populär; ein Volksmann, aber stets von adeliger Gesinnung. Während ferner Klopstock einerseits mit der englischen, andrerseits Wieland mit der französischen Literatur sympathisirte, war es einzig die kernige, deutsche Natur Lessings, die ihn — den Brennpunkt der ganzen geistigen Bewegung damaliger Zeit — zum Erwecker unserer poetischen Selbständigkeit machte. Während endlich Klopstock den heroischen, Wieland den schwachen Menschen zeichnete, gab uns Lessing das Bild des ächten und wahren Menschen.

Auch darin unterscheidet sich Lessing von Klopstock, daß er, wie Vilmar richtig bemerkt, von den drei Elementen unserer neuen classischen Dichtung, dem deutschen, christlichen und antiken, vorwiegend das antike Element vertrat, wie jener das christlich-gläubige. Es ist jedoch entschieden unrichtig, wenn Vilmar weiterhin behauptet, das deutsche Element trete bei Lessing im Verhältniß zu Klop-

stock schon weit zurück, das christliche vollends nicht blos in den Hintergrund, sondern sogar in den Schatten. Was den einen Punkt betrifft, so widerlegt sich dieser, wie ich glaube, von selbst, wenn man begreift, welche ächtnationale That die oben angedeutete Emancipation vom Ausland war. Später komme ich noch auf Manches zu sprechen, was Lessings durch und durch deutsches Wesen ins klarste Licht stellt. Was die andere Behauptung betrifft, so muß man allerdings zugeben, daß Lessing weit entfernt war, so gläubig und fromm und, wenn man will, so kirchlich gesinnt zu sein, wie Klopstock, aber daß er deshalb weniger „christlich" gewesen, kann man schwerlich behaupten. Daß sein Christenthum freilich nicht das eines Pastor Götze war, wissen wir wohl und daß er auch nicht eben all das geglaubt, was Vilmar der Welt einreden möchte, dürfen wir nicht ohne Grund vermuthen.

Daß er das antike Element mit klarerem Bewußtsein und mit ungleich bedeutenderem Erfolge vertrat, wie Klopstock, ist richtig; es lag die Befähigung hiefür nicht allein in seinem Geiste, sondern sie prägte sich auch in seinem Charakter aus. Ganz antik z. B. ist schon an ihm der Zug, daß er das Schmachten über Musik und schöne Natur nicht vertragen kann, daß er sich von der Musik hinweg und den plastischen Künsten zuneigt und in diesen wiederum lieber zur Bildhauerkunst als zur Malerei. In der Malerei endlich setzt er, ganz wie ein Grieche, das Colorit gegen die Zeichnung zurück.

Er starb leider fast mitten in seinen Bestrebungen und es war ihm ebensowenig wie Schiller gegönnt, die Summe seiner Wirksamkeit zu überschlagen; aber je früher er (kaum 52 Jahre alt) vom Kampfplatze abgerufen ward, desto erhabener steht er, ein glänzendes Meteor unserer Literatur, vor unserer Seele.

Betrachten wir nun seinen Lebensgang.

Gotthold Ephraim Lessing ward am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz geboren, wo sein Vater Pastor primarius war. Das Familienleben seiner Eltern trägt den Charakter würdiger Beschränkung und patriarchalischer Einfachheit; eine strenge Religiosität herrschte im Hause. Das Lesen lernte Lessing in der Bibel und im Katechismus, den ihm sein Vater, der im Rufe eines tüchtigen, ächtchristlichen Mannes stand, selbst erklärte. Neben dem Lesen war Beten das Erste, was der Knabe lernen mußte; in den Betstunden indeß, die jeden Morgen und Abend gehalten wurden, lernte er auch mehrere geistliche Lieder kennen, welche die Liebe zur Poesie frühzeitig in ihm anfachten.

Wir wissen von ihm, daß er schon als Knabe eine ungemeine Wißbegierde und eine ganz besondere Liebe zu den Büchern zeigte. Als ihn in seinem fünften Jahre ein Maler mit einem Vogelbauer in der Hand aufnehmen wollte, duldete er dies nicht und bestand hartnäckig darauf, mit einem Haufen Bücher abgebildet zu werden, was denn auch wirklich geschah.

Wie es in Predigerfamilien oft der Fall ist, daß der älteste Sohn in Amt und Würden des Vaters eintritt, so sollte es dem Wunsche der Eltern gemäß auch bei Lessing geschehen und so war ihm eigentlich seine Laufbahn bestimmt vorgezeichnet. Aber wir werden bald erfahren, daß es auch hier heißt: der Mensch denkt, Gott lenkt! Im Jahre 1741 bezog er, nachdem er durch einen seiner Verwandten, Pastor Lindner in Putzkau, dazu vorbereitet war, die Fürstenschule zu Meißen.

Gelehrsamkeit galt dort über alles; Lessing studirte da die alten Sprachen, er trieb Philosophie und Mathematik, französisch und italienisch. Er war fleißig und genoß

eine so treffliche Vorbildung, wie sie ihm anderswo nicht leicht zu Theil werden konnte. Seine Lehrer sagten von ihm, er sei ein guter Knabe, aber etwas moquant. Schon als Secundaner fieng er dort an, sein Licht leuchten zu lassen und bald entwuchs er der Schule. Der Rector sagte von ihm: Er sei ein Pferd, das doppelt Futter haben müsse.

In der letzten Zeit seines Meißner Aufenthalts waren philologische Studien seine Hauptbeschäftigung. Theophrast, Plautus und Terenz waren (wie er 1754 selbst schreibt) damals seine Welt. Sie weckten in ihm die Satyre, die ihm später so gut zu Statten kam. Die Schüler der Fürstenschule beschäftigten sich indessen nicht blos mit Latein, sondern gelegentlich auch mit deutscher Poesie und wurde dies zu Lessings Zeit sogar von Conrector Höre unterstützt. Lessing ward also entschieden darauf hingewiesen, sich mit Dichtkunst zu beschäftigen. Der „junge Gelehrte", ein Lustspiel, welches er damals begonnen, ist der Gipfelpunkt der Ausbildung, die er auf der Meißner Schule erreicht hat. Er verspottet darin im Grunde nur sich selbst, was wir unter Anderem aus der Aeußerung schließen können, die er gethan: „Die Komödie lehrte mich selbst kennen." –

Im Jahre 1746 nahm er, ein Jahr früher als es sonst üblich war, von der Fürstenschule Abschied, gieng eine Zeit lang nach Hause und alsdann nach Leipzig, wo er am 20. September desselben Jahres immatrikulirt ward. In Leipzig herrschte damals ein reiches und vielseitiges Leben. Er sollte dort, wie wir bereits wissen, Theologie studiren; aber das theologische Interesse trat bei ihm alsbald in den Hintergrund. Er gieng von einem Colleg ins andere, weil ihn keines vollkommen befriedigte und ohne zu wissen, was er eigentlich studire. Zu seinem Umgang wählte er Mylius, den Herausgeber des „Naturforschers",

einen schmutzigen, leichtsinnigen und lockeren Patron, den er aber seines hellen Geistes, seiner Kenntnisse und seines dem Kerne nach guten Gemüthes wegen wohl zu schätzen wußte, und später zum Schrecken der frommen Eltern auch noch einige Schauspieler. Wenn wir annehmen, daß er es sich hier im Kreise froher Jugendgenossen oftmals wohl sein ließ, so ist das gewiß keine allzu gewagte Vermuthung; diese Zeit war gewissermaßen für ihn die Einweihung in die Kunst, das Leben zu genießen. Er lernte, wie wir späterhin aus seinem eigenen Geständniß erfahren, tanzen, fechten, voltigiren, um sich für den gesellschaftlichen Umgang etwas zu verfeinern. An Kästners philosophischen Disputationen nahm er fleißig Antheil und wie es scheint, mit großer Lust, denn er übte das Disputiren mit großer Meisterschaft. Die Vorlesungen der übrigen Professoren, das Colleg Ernestis über die römischen Alterthümer, über die griechischen Classiker und über Universalgeschichte etwa ausgenommen, besuchte er fast nie. Selbst von der Schwelle von Ernestis Hörsaal hinweg verlockte er oftmals seinen Freund Weiße zu einem Spaziergang. Zur Wahl eines bestimmten Studiums vollends vermochte er sich gar nicht zu entscheiden und als er die Universität verließ, konnte man mit Recht von ihm sagen: Es ist nichts aus ihm geworden. Lessing aber machte doch etwas aus diesem Nichts: er wurde Schriftsteller.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, die früher wenig beachtet und meines Wissens erst von Danzel in seiner Monographie über Lessing hervorgehoben wurde, daß die schriftstellerische Thätigkeit, zu welcher ihn die Leipziger Genossen angeregt haben, sich ausschließlich auf ästhetischem Gebiete bewegt. Lessing, der Gelehrte, der Kritiker, der ausgezeichnete Prosaist, der sich selbst aus übertriebener Bescheidenheit das poetische Genie abgesprochen, war zuerst

nur mit poetischen Werken aufgetreten und eine Zeit lang ganz und gar Dichter gewesen.

Außer dem bereits erwähnten „jungen Gelehrten“ schrieb er noch die Lustspiele „Damon oder die Freundschaft“ und „die alte Jungfer“, welche beide nebst einigen Liedern und Epigrammen in den in Hamburg erschienenen „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüthes“ gedruckt erschienen. Wie mit der Poesie beschäftigte er sich damals viel mit dem Theater, welches er um so fleißiger besuchte, als Madame Neuber, die Directorin einer damals in Leipzig anwesenden Schauspielergesellschaft, seinen „jungen Gelehrten“ zur Aufführung brachte. Von der Koch'schen Truppe ward auch ein späteres Stück „der Leichtgläubige“ mehrmals gegeben.

Schon diese Jugenddramen machten ungeheures Aufsehen und galten bei Vielen seiner Zeitgenossen als wirkliche kleine Meisterwerke, obwohl sie, wie wir uns jetzt gestehen müssen, nicht gar viel werth sind. Sie gehören, obgleich der Stoff zum Theil den Engländern entnommen ist, der Form nach noch ganz der französirenden Periode an, was Plan und Dialogisirung beweisen, die ganz französisch zugeschnitten sind, wie denn auch der Alexandriner in ihnen nicht fehlt.

Wegen seines Umgangs mit Schauspielern ist Lessing arg verketzert worden und das gewiß mit Unrecht; denn von ihnen lernte er, was man aus Büchern nicht lernt, das Technische der dramatischen Kunst und durch ihren lebendigen Unterricht eignete er sich jene Kenntnisse und Fähigkeiten an, um derentwillen wir ihn in seiner „Dramaturgie“ jetzt bewundern. Daß übrigens Lessings Eltern die Nachrichten von seinem Leipziger Thun und Treiben, welches von ihren Bekannten mit den grellsten Farben geschildert wurde, damals, wo es noch keine stehende Thea-

ter gab, wo die Bühne noch so sehr im Argen lag und wo man von Kunst und Künstlern noch keine besonders hohe Meinung hatte, sehr ungnädig aufnahmen, darf uns nicht wundern. Es war ihr sehnlichster Wunsch, daß der Sohn sich ändern möchte und an Ermahnungen fehlte es nicht. Doch blieb es lange blos dabei, bis endlich ein ernsterer Schritt geschah. Daß er einen von ihnen empfangenen Stollen, einen sogenannten Weihnachtsstritzel mit Komödianten bei einer Flasche Wein verzehrte, galt im Hause des Pastor primarius zu Kamenz für ein Zeichen äußerster Versunkenheit. Die Mutter weinte bei Empfang dieser Nachricht bitterlich und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren und der Vater hielt es für nöthig, ein durchgreifendes Mittel zu versuchen, um ihn dem Verderben wo möglich noch zu entreißen: Er sollte sogleich nach Hause zurückkehren. Aber — wie konnte man bei einem Menschen, welcher der Mutter Stollen mit Komödianten getheilt hatte, noch auf Gehorsam rechnen? Dem frommen Manne blieb nach allen Erwägungen nichts übrig, als eine Nothlüge zu versuchen. „Setze dich" — schrieb er dem verirrten Jünglinge — „setze dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns; deine Mutter ist todtkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Aber schon die Eile, mit der Lessing dieser väterlichen Weisung nachkam, mußte die Eltern alsbald entwaffnen. Der Bruder des Dichters, Karl Lessing, entwirft in Erzählung dieses Vorfalls ein so anmuthiges Familienbild, so ganz im niederländischen Stil gehalten, daß ich mir nicht versagen kann, es hier einzuflechten:

Kurz nach dem Abgang des Rückberufungsschreibens an Lessing tritt ein grimmiger Frost ein. Da nun bei der Langsamkeit der damaligen Postbeförderung eine Winterreise gerade keine Kleinigkeit war, so erwacht in der zärt-

lichen Mutter die Besorgniß um den Sohn und sie wünscht, so sehr sie auch vorher die Rückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge. Ja, sie geht noch weiter, sie macht sich die bittersten Vorwürfe: wäre er doch lieber mit Freigeistern und Komödianten auch ferner umgegangen, anstatt auf dem Postwagen zu erfrieren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, da er kommen soll und tröstet sich zugleich damit, daß er gewiß nicht kommen werde. „Er wird nicht kommen" — denkt sie — „denn Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft." Aber — er kommt und tritt wirklich halb erfroren in die Stube. Man freut sich ungemein, den halberstarrten Sohn wiederzusehen und ist nur bekümmert, daß die Kälte ihm nachtheilig geworden sein könne. Noch immer bekümmerten Herzens kann die gute Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten und sie bricht in die mehr wie Vorwurf klingende Frage aus: Warum bist du auch bei dem Froste gekommen? — „Sie wollten es ja", antwortet er harmlos und zittert dabei noch an Händen und Füßen; — „es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären und ich freue mich darüber." Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung und der Vater sah bald zu seiner Beruhigung, daß es denn doch so schlimm mit dem Sohne nicht stehe, als man vermuthet. Er merkte, daß er nicht wie gewöhnliche Belletristen die Wissenschaft verachtete, sondern mit ihm ebenso gern über Literatur und Theologie redete, wie mit Anderen vom Theater. Als er nun gar eine Predigt machte und zeigte, daß er alle Tage ein Prediger werden könnte, ward auch die Mutter ziemlich ausgesöhnt. Nach drei Monaten ließen ihn die Eltern wieder ziehen.

Von Leipzig gieng Lessing ein halbes Jahr später nach Wittenberg und bald darauf nach Berlin, wohin ihm

sein Freund Mylius bereits vorangegangen war. Von hier aus schrieb er (am 20. Januar 1749) einen Brief an seine Mutter, worin er die Gründe angiebt, die ihn zur Uebersiedlung nach Berlin veranlaßt hatten. Da dieser Brief zugleich eine höchst charakteristische Schilderung seines ganzen bisherigen Lebens, eine Darstellung seines Bildungsganges enthält, so theile ich ihn auszugsweise mit: „Ich fürchte, bei Ihnen in dem Verdacht einer allzu geringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, zu stehen. Ich fürchte, daß Sie glauben werden, meine jetzige Aufführung komme aus lauter Ungehorsam und Bosheit. Diese Besorgniß macht mich unruhig; und wenn sie gegründet sein sollte, würde es mich um so mehr schmerzen, je unschuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir daher, daß ich nur mit wenigen Zügen Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Universitäten abmalen darf. Ich bin versichert, Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich kam jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestände. Ich kam nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, wie ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich aber so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kömmt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf. Soll ich sagen, zu meinem Glück oder Unglück? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich aus meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott! was für eine Un-

gleichheit ward ich zwischen mir und Andern gewahr? Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und im Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte — das waren die guten Eigenschaften, die mir, bei meiner Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich nie empfunden habe, und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten und voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen; ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, mich einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn, die weit angenehmer und vielleicht eben so nützlich waren. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich scheinen, wem es will; mir haben sie sehr große Dienste geleistet. Ich lernte daraus ein artiges und gezwungenes, ein grobes und natürliches Betragen unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugend daraus kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihres Schändlichen fliehen. Hab' ich alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an andern Umständen, als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über Niemand mehr gelacht und gespottet, als über

mich selbst. Doch ich weiß nicht, was mich damals für eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Komödien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit größerm Ernste treiben soll. Ich sann Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, noch kein Deutscher sich sehr hervorgethan hatte. Plötzlich aber ward ich in meinen Bemühungen durch Ihren Befehl, nach Hause zu kommen, gestört. Was daselbst vorgekommen, können Sie selbst noch allzuwohl wissen, als daß ich Ihnen durch eine unnütze Wiederholung verdrießlich fallen sollte. Man legte mir besonders die Bekanntschaft mit gewissen Leuten, in die ich zufälliger Weise gerathen war, zur Last. — Ich blieb ein ganzes Vierteljahr in Kamenz, wo ich weder müssig noch fleißig war. Gleich im Anfange hätte ich meiner Unentschlossenheit, welches Studium ich wohl wählen sollte, wehren sollen. Man hatte derselben nun über Jahr und Tag nachgesehen; und Sie werden sich erinnern, wozu ich auf Ihr dringendes Anhalten mich erklärte. Ich wollte Medicin studiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben, erklärte ich mich noch überdies, daß ich mich nicht wenig auf Schulsachen legen wollte, und daß es mir gleich sein würde, ob ich einmal durch dieses oder jenes fortkäme. Mit diesem Vorsatz reiste ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hatte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufigen Bekanntschaften und die Lebensart, die meine Bekannten von mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieser Klippe abermals scheitern. Ich sah allzu deutlich, wenn ich in

Leipzig bliebe, würde ich niemals mit dem, was mir bestimmt war, auskommen können. Der Verdruß, den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheiten zu verursachen, brachte mich zu dem Entschluß, Leipzig zu verlassen. Ich wählte gleich anfangs Berlin zu meiner Zuflucht. Es mußte sich wunderlich schicken, daß mich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg besuchte. Ich reiste mit ihm dahin ab, um mich einige Tage dort aufzuhalten, und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß in Berlin zu sein. Aber ich ward krank. Ich bin mir nie zur unerträglichern Last gewesen als damals. Doch hielt ich es einigermaßen für eine göttliche Schickung, wenn es nicht unverständig ist, auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie zu berufen. Nach meiner Genesung beschloß ich, mit des Vaters Einwilligung den Winter in Wittenberg zu bleiben, und hoffte das zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Ich wurde aber bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andere Umstände, die ich jetzt verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendien ausmachte. Der alte Vorsatz wachte bei mir wieder auf, nach Berlin zu gehen. Ich gieng hin, und bin noch da, in was für Umständen, wissen Sie selbst am besten."

Seinem Vater erstattete er folgendermaßen Bericht über seine Beschäftigung: „Sie verlangten durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, um daselbst ein Komödienschreiber zu werden. Sie wollen für gewiß wissen, ich müsse hier Herrn Mylius zur Frohne arbeiten, und dabei Hunger und Kummer leiden. Sie schreiben mir sogar unverholen: es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von verschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich an meine Stelle, und überlegen Sie, wie solche ungegründete Vor-

würfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Am meisten muß ich mich wundern, wie Sie den alten Vorwurf von den Komödien wieder aufwärmen können. Daß ich Zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen nie versprochen, und Sie haben sich viel zu vernünftig gezeigt, als daß Sie es je im Ernst verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Komödien gekauft hätte, da doch unter den daselbst sich befindlichen Büchern, nicht mehr als höchstens zwei sich befinden. Der größte Theil derselben besteht aus statistischen Schriften, die Sie ganz natürlicher Weise hätten können schließen lassen, daß ich künftig gesonnen wäre, eben so viel in der Welt und im Umgange mit Menschen zu studiren, als in Büchern. Meine Correspondenz mit Komödianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Herrn Seiler geschrieben, der der Director von allen österreichischen Theatern ist; ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande macht, und mir noch zeitig genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben; und ich glaube, es könne mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich diese kennen, so müssen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeiten von ihnen aufführen sehen. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, z. B. aus Kopenhagen, zeigen, die nicht von Komödianten geschrieben sind, zum Zeugniß, daß meine Briefe nicht blos die Schauspieler zum Grunde haben; und ich mache mir ein Vergnügen daraus, diesen Briefwechsel alle Tage zu erweitern. Ich werde ehestens nach Paris an Herrn Crebillon schreiben, sobald ich mit

der Uebersetzung seines Catilina zu Stande bin. Sie sagen, meine Manuscripte zeigten Ihnen, daß ich viel angefangen, wenig aber fortgesetzt hätte. Ist das ein so großes Wunder? Musae secessum scribentis et otia quaerunt, aber nondum Deus nobis haec otia fecit. Und, wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreut ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die Meisten einbilden, das wären Sachen, die eben so wenig Mühe erforderten, als Ehre brächten), so wird es bei alle dem doch noch etwas austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringste davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauspiele anstehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, so würde ich jetzt in ganz andern Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt bekommen. Haben Sie die Güte sich noch wenige Monate zu gedulden, so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müssig bin, oder nur für Andere arbeite."

Letzteres war keineswegs der Fall; im Gegentheil griff ihm Mylius in der bedrängten Lage, in der er sich in Berlin befand, liebevoll unter die Arme. Müssig war er ebenfalls nicht, da er anfangs (1749) mit seinem eben genannten Freunde die Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" herausgab, während er später bei der Vossischen Zeitung eine Zeit lang die gelehrten Artikel redigirte. Um diese Zeit veröffentlichte er auch den besseren Theil seiner Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" und gewann sich ebensowohl durch die damals ungewöhnlichen Vorzüge derselben, als durch die Bescheidenheit, mit der er in der Vorrede auftrat, die Gunst des deutschen Publikums.

Auf den Wunsch seines Vaters gieng er zwischen 1751

und 52 zum zweiten Mal nach Wittenberg, wo eben auch sein älterer Bruder immatrikulirt worden war und wo er sich zum akademischen Lehramte vorbilden sollte.

Er begann hier sofort eine den Ortsverhältnissen entsprechende Thätigkeit zu entwickeln. Er übersetzte ein Stück aus Klopstocks Messias ins Lateinische, las Martial und Horaz, er verbesserte das Jöcher'sche Gelehrtenlexikon, beschäftigte sich mit der Geschichte der Reformation und der Reformatoren und schrieb seine Briefe über Simon Lemnius und seine Rettung des Cochläus. Eine epochemachende Arbeit aus jener Zeit ist sein „Vademecum für Sam. Gotth. Lange", eine durch dessen Uebersetzung des Horaz entstandene Streitschrift, die seinen Namen nicht blos zuerst bekannt, sondern auch zugleich geachtet und gefürchtet machte. Trotz dieser nicht ohne Leidenschaft geführten Fehde behielt er doch noch so viel gute Laune und so viel Lust zur Poesie, daß er sich gleichsam zur Erholung nach den anstrengenden Geistesarbeiten der Epigrammendichtung hingab. Er machte, wie sein Bruder Karl erzählt, damals Sinngedichte auf seine dortigen Freunde, wie auf Alles, was in Wittenberg Aufsehen erregte, selbst auf die Professoren und ihre schönen Töchter.

Diese Beschäftigung mit dem Epigramm dürfen wir, so harmlos sie auch aussehen mag, keineswegs gering anschlagen, weder für Lessings geistige Entwicklung noch für unsere Literatur; denn aus ihr gieng ohne Zweifel jener treffende Witz und jene schlagende Kürze hervor, die wir an Lessings Schreibart bewundern, die aber bekanntlich nicht die einzigen Eigenschaften sind, welche seinen Prosastil auszeichnen. Wir hören, — sagt Vilmar, der ihn auf unübertreffliche Weise charakterisirt, — wir hören in ihm ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den an-

dern hervorlockt, einer von dem anderen abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, fast zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend; wir können uns der Theilnahme an dem Gespräche nicht entziehen, wir glauben selbst mitzureden und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Bestimmtheit mitzureden, wie wir sonst noch niemals gesprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeständniß und Beschränkung, Frage und Anwort, Zweifel und Erläuterung folgen aufeinander in ununterbrochener Abwechslung, bis alle Seiten des Gegenstandes nach einander herausgekehrt und besprochen sind, ohne daß doch bei einer einzigen nur ein Augenblick länger verweilt würde, als zur vollständigen Darlegung derselben nöthig ist: da ist kein müßiger Gedanke, kein ausschmückender Satz, kein überflüssiges Wort, nichts was nur angedeutet, halb ausgesprochen, dem Besinnen und Errathen überlassen wäre, der Gegenstand muß sich unserem Denken, unserer Anschauung ganz und gar hergeben; er wird vollständig durchdrungen, aufgelöst und in unser innerstes geistiges Leben hineingezogen, unserem Geiste im Ganzen und in allen seinen Theilen assimilirt. Wie reizen in Lessings Darstellung selbst Gegenstände, die uns an sich so fern liegen und so speziell wissenschaftliche Dinge behandeln? Wen interessirt Cardanus? Wen Simon Lemnius? Wen die längst vergessene Fabeltheorie des Batteux? Wie wenige die geschnittenen Steine der Lippertschen Daktyliothek oder die polemischen Schriften des Hauptpastors Götze? Und doch, welche rege Theilnahme gewinnen wir für diese Dinge, so wie wir nur wenige Zeilen der Lessingschen Besprechung derselben gelesen haben, wie fesseln sie uns, daß wir nicht davon los kön-

nen, und welchen Genuß haben sie uns gewährt, wenn wir zum Schlusse gelangt sind! Es ist darum auch Lessings Prosa seit achtzig Jahren das unerreichte Muster desjenigen Stils, welcher das Gespräch, die Verhandlung über die Gegenstände darstellt; — wie Göthes Prosa das gleiche unerreichte Muster des Gesprächs und der Verhandlung mit den Gegenständen ist. —

Nach Verlauf eines Jahres war seine Mission in Wittenberg erfüllt: er war Magister geworden, er hatte den gelehrten Pastor Lange besiegt und seinen Ruf als scharfsinniger, gelehrter und federgewandter Schriftsteller begründet; sein unruhiger Geist trieb ihn wieder von dannen und er wandte sich von Neuem nach Berlin, wo er im Jahre 1753 den ersten und zweiten, in den folgenden Jahren den dritten und vierten Theil seiner „kleinen Schriften" herausgab. Die verschiedenartigsten Pläne und Entwürfe beschäftigten seinen Geist. Viele derselben wurden, wie man sich leicht denken kann, ganz unausgeführt bei Seite geschoben, andere blieben Fragmente, wie z. B. die mit Mendelssohn herausgegebene Zeitschrift: „das Beste aus schlechten Büchern." Die Bekanntschaft Mendelssohns, die für ihn nicht ohne Bedeutung war, machte er beim Schachspiel.

**Moses Mendelssohn** (1729—1786), der Sohn eines jüdischen Schulmeisters zu Dessau, kümmerlich erzogen, erst Hauslehrer und dann Mitvorsteher in der Fabrik seines Glaubensgenossen Bernard, ward, wie wir sogleich bemerken werden, von Lessing in die Literatur eingeführt und schrieb in der Folge ein Buch „über Jerusalem oder die religiöse Macht und Judenthum" und „Briefe über die Empfindungen". Sein bedeutendstes und noch heute gelesenes Werk ist „Phädon oder über die Unsterblichkeit" (1767).

Eine andere interessante Bekanntschaft war die mit Nicolai, auf den er ebenso anregend wirkte, wie auf Mendelssohn.

**Friedr. Christ. Nicolai** (1733—1811), ein nach Göthe's Ausspruch „braver, verdienst- und kenntnißreicher, aber geistig beschränkter" Mann und wie sein Vater Buchhändler, war sowohl als belletristischer, wie als philosophischer Schriftsteller thätig. Durch seine „Literaturbriefe" ward er nicht blos der Vorfechter einer freieren Richtung im Allgemeinen, sondern auch der Hauptrepräsentant der religiösen Aufklärung, jenes dürren, abgeschmackten Rationalismus, der vom Christenthum nicht viel mehr übrig ließ, als eine allgemeine, trockene Moral.

Mit diesen beiden Männern stand Lessing nicht blos in freundschaftlichem Verkehr, mit ihnen tauschte er nicht blos seine Ideen aus, sondern er verband sich auch mit dem Einen und dem Andern zu wissenschaftlichen Arbeiten. Damals stellte die Berliner Academie eine Preisaufgabe, indem sie eine Untersuchung des Pope'schen Systems verlangte. Der wahre Sinn des Pope'schen Satzes „Alles ist gut" (all is right) sollte mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten verglichen werden. Aus dieser Veranlassung entstand die Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker", welche Lessing in Gemeinschaft mit Mendelssohn verfaßte. Diese Schrift begründet aber nicht, wie man vermuthen sollte, den Unterschied zwischen Philosophie und Poesie und beantwortet — originell genug — keineswegs die gestellte Preisaufgabe, sondern zeigt vielmehr, daß die Academie wenig Weisheit verrieth, indem sie dieselbe stellte; denn Pope sagte ja gar nicht „alles ist gut", sondern „alles ist gesetzmäßig" (right).

Von dieser philosophischen Beschäftigung kehrte Lessing bald zurück zur poetischen Production. Er hatte sich längst mit der Idee zu einem neuen Trauerspiel beschäftigt und, um dieses endlich zu vollenden, verließ er auf einige Zeit seine Berliner Freunde und gieng nach Potsdam. Dort entstand

seine „Miß Sara Sampson“, die erste bürgerliche Tragödie in Deutschland und ein entschiedener Fortschritt über seine dramatischen Jugendarbeiten hinaus. Miß Sara ist eine Familientragödie und behandelt die Geschichte eines in der Liebe unglücklichen edlen Mädchens. Das Stück ist zwar, stofflich betrachtet, zusammengesetzt aus den Grundmotiven des Kaufmanns von London des Lillo, des ersten bürgerlichen Trauerspiels und der Clarissa Harlowe von Richardson, des ersten Familienromans; aber trotzdem ist es keine bloße Nachahmung der Engländer, es führt im Gegentheil ein ganz neues Princip in die dramatische Poesie ein, indem es auf der richtigen Ansicht beruht, daß das tragische Interesse nicht am Stande, sondern am Menschen haftet, daß man, um bedeutende Begegnisse zu schildern, eben so gut einen schlichten Bürger, wie einen Fürsten wählen kann. Wie gut das Stück seiner Zeit aufgenommen ward, geht aus einem Briefe Ramlers hervor, den dieser am 25. Juli 1755 an Gleim schrieb. „Herr Lessing (heißt es darin) hat seine Tragödie in Frankfurt spielen lassen und die Zuschauer haben drei und eine halbe Stunde zugehört, gesessen wie Statuen und geweint.“

Um den Charakter des Stückes selbst sowie den der darin auftretenden Hauptpersonen kennen zu lernen, genügt es, wenn wir jene Scenen aus dem fünften Act mittheilen, in denen die Handlung die höchste Spannung erreicht und der geschürzte Knoten sich auflöst. Was den Dialog betrifft, so wird man aus einer Vergleichung mit den späterhin eingeschalteten, aus dem Nathan genommenen Scenen leicht den Fortschritt erkennen, welchen der Dichter gemacht hat.

Sara Sampson, welche aus Liebe zu Mellefont das elterliche Haus verlassen und die Liebe ihres Vaters verloren hat, unterliegt eben der Eifersucht und Rache der Marwood, einer früheren Geliebten Mellefonts. Als sie gefähr-

lich krank darniederliegt, kommt ihr Vater William, sich mit ihr zu versöhnen und sie glücklich zu machen.

**Sara.** Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr seyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu sagen, was eine schuldige, eine reuende, eine gestrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater sagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

**Sir William.** Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienst. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerst, so erinnerst du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum setzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir schon vergeben hatte, was zwang mich, erst eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich schon einen Tag wieder genossen haben, wenn ich sogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgensten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben seyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß seyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder schenkte. Soll ein Vater so eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebste Sara, tadle mich; ich sah mehr auf meine Freude an dir, als auf dich selbst. — Und wenn ich sie verlieren sollte, diese Freude? — Aber wer sagt es denn, daß ich sie verlieren soll? Du wirst leben; du wirst noch lange leben! Entschlage dich aller schwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als sie ist. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte selbst Aerzte aufzusuchen, die er in diesem armseligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich sah seine stürmische Angst, seine hoffnungslose Betrübniß, ohne von ihm gesehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebt; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten und deine Hand in seine Hand legen. Was ich sonst nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich sehe, wie theuer du ihm bist. — Nun kommt auch Mellefont und er fragt den Vater: Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu spät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getrost! — sich gerächt zu sehen, dazu sollen Sie nicht zu spät gekommen seyn?

**Sir William.** Erinnern Sie sich, Mellefont, in diesem Augen-

blicke nicht, daß wir Feinde gewesen sind! Wir sind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie sollen sich selbst eine Gattin erhalten haben.

**Mellefont.** Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, schon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müssen sterben. Und wissen Sie, durch wessen Hand Sie sterben?

**Sara.** Ich will es nicht wissen, und es ist mir schon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

**Mellefont.** Sie müssen es wissen, denn wer könnte mir dafür stehen, daß Sie nicht falsch argwohnten? Dieß schreibt Marwood. (Er liest). „Wenn Sie diesen Zettel lesen werden, Mellefont, wird Ihre „Untreue in dem Anlasse derselben schon bestraft seyn. Ich hatte mich „ihr entdeckt, und vor Schrecken war sie in Ohnmacht gefallen. Betty „gab sich alle Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Ich ward „gewahr, daß sie ein Cordialpulver bei Seite legte, und hatte den „glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauschen. Ich stellte „mich gerührt und dienstfertig und machte es selbst zurecht. Ich sah „es ihr geben und ging triumphirend fort. Rache und Wuth haben „mich zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen „Mörderinnen seyn, die sich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich „bin auf dem Wege nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine „eigene Hand wider mich zeugen lassen. Komme ich unverfolgt in den „Hafen, so will ich Arabellen unverletzt zurücklassen. Bis dahin aber „werde ich sie als einen Geisel betrachten. Marwood." — Nun wissen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieses Papier. Sie müssen die Mörderin zur Strafe ziehen lassen, und dazu ist es Ihnen unentbehrlich. — Wie erstarrt er da steht!

**Sara.** Geben Sie mir dieses Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (Er giebt es ihr und sie sieht es einen Augenblick an.) Werde ich so viel Kräfte noch haben? (Sie zerreißt es.)

**Sara.** Marwood wird ihrem Schicksale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater sollen ihre Ankläger werden. Ich sterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimsucht. — Ach mein Vater, welcher finstere Schmerz hat sich Ihrer bemächtigt? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen ist, wie schuldig werde ich in jener Welt erscheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebster Vater, daß Sie einen Sohn, anstatt einer Tochter, annehmen

wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müssen sie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum soll es mir nicht erlaubt seyn, mit seiner Liebe, als mit einem Erbtheil umzugehen? Ich vermache diese väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beispiele sie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu seyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchsten zu richten wagen? — Tröste deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du stehst in einem trostlosen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verlierst? —

**Sir William.** Wir sollten dir Muth einsprechen, und dein sterbendes Auge spricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdische Tochter, schon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geist, auf welchen alle Segen des Himmels herabströmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menschliche so weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts so gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieser Tag auch der letzte meines Lebens sey.

**Sara.** Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beispiele lassen, und nur die schwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. Wem fließen diese Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch sind sie mir minder schrecklich, als die stumme Verzweiflung. Entreißen Sie sich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verstehe nun ihr ängstliches Händeringen. Das arme Mädchen, daß ihr ja niemand eine Unvorsichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falsch, und also auch ohne Argwohn der Falschheit, entschuldigt wird. — Der Augenblick ist da! Mellefont — mein Vater —

**Mellefont.** Sie stirbt! — Ach! diese kalte Hand noch einmal zu küssen (indem er zu ihren Füßen fällt). — Nein, ich will es nicht wagen, sie zu berühren. Die gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange. Und wer ist ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (steht auf) — Nun ist sie todt, Sir; nun hört sie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Lassen sie ihren Schmerz in verdiente Verwünschungen aus! Es müsse keine mein Haupt verfehlen, und die gräß-

lichste derselben müsse gedoppelt erfüllt werden! — Was schweigen Sie noch? Sie ist todt; sie ist gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu schonen Ursache hätten. — Was ist das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen sollen! Das ist Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie soll ich Ihren Muth besser reizen? Diese blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß sich diese unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß sie sich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte sie sterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Lassen Sie mich es hören, daß Sie Vater sind.

**Sir William.** Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu sehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren sollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

**Mellefont.** Nicht so, Sir! Diese Heilige befahl mehr, als die menschliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht sein. Sehen Sie, Sir (indem er den Dolch aus dem Busen zieht) Dieses ist der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich sie entwaffnen. Wenn ich als das schuldige Opfer ihrer Eifersucht gefallen wäre, so lebte Sara noch, und hätten sie ohne Mellefont. Es steht bei mir nicht, das Geschehene ungeschehen zu machen; aber mich wegen des Geschehenen zu strafen — das steht bei mir! (Er ersticht sich und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.) —

In Leipzig, wohin er im Okt. 1755 wieder zurückgekehrt war, beschäftigte er sich anfangs nur mit dramatischen Arbeiten. Später machte er mit einem jungen Manne (Winkler) als Gesellschafter eine größere Reise, auf der er verschiedene Kunstkabinette besuchte und sich eine genaue, zumal historische Kenntniß von Kupferstichen erwarb. Mit der Eröffnung des siebenjährigen Krieges war diese Reise früher, als ursprünglich beabsichtigt war, zu Ende und er mußte sich wieder seinen Unterhalt mit Uebersetzungen und selbst mit Correcturlesen verdienen. Letzteres war der Fall bei der von Nicolai herausgegebenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", bei welcher Gelegenheit er seine

Freunde, die Beiträge lieferten, auf manche Mißgriffe aufmerksam machte. Er selbst lieferte ebenfalls Beiträge dazu, Beiträge, die so sehr gegen die andern abstechen, daß Gervinus von ihnen sagt, ein Blinder könne sie tastend herausfinden. —

In Leipzig hat Lessing seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, dahin war er nun zurückgekehrt, um gleichsam die Zeit seiner Vorbereitung zum Abschluß zu bringen. Es beginnt nun eine neue Periode seines Lebens und Schaffens, die Zeit der männlichen Reife, die Periode seiner geistigen Vollendung, innerhalb welcher wir erst seine Hauptwerke kennen lernen werden — auf kritischem Gebiete seine „Antiquarischen Briefe" und seinen „Laokoon", auf philosophischem die „Erziehung des Menschengeschlechts" und „Ernst Falk", endlich auf poetischem „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan." Diese Epoche seiner Vollendung betrachten wir in der nächsten Vorlesung.

---

# Vierte Vorlesung.

## Lessing.

**Sein Aufenthalt in Berlin, Breslau und Wolfenbüttel. — Seine Meisterwerke in Poesie und Prosa. — Ramler und Winkelmann.**

Wir haben aus der letzten Vorlesung ersehen, mit welch ungewöhnlicher Freiheit und Selbständigkeit sich Lessing auf allen Gebieten, die er betrat, bewegte und wie er immer an den Ort, wo er sich eben befand, anzuknüpfen verstand. Man hat ihn deßhalb nicht mit Unrecht mit dem Griechen Alkibiades verglichen, der sich gleichfalls allerwärts, wo er sich aufgehalten, gerade darin auszeichnete, worauf man ebendort den meisten Werth gelegt, so in Athen durch würdevolles Auftreten, in Sparta durch Mäßigkeit, in Böotien durch körperliche Kraft und Gewandtheit, in Thracien als Held im Trinken und in der Liebe. In ähnlicher Weise überflügelte auch Lessing in Leipzig alle seine Freunde als Lyriker und Dramatiker, in Berlin als prosaischer Schriftsteller, und machte sich in Wittenberg, damals dem Hauptsitze gründlicher und gottseliger Gelehrsamkeit, einen geachteten Namen als Gelehrter. Es wurde schon angedeutet, wie er sich bereits in den Erstlingen seiner Kritik in den gelehrten Artikeln der Vossischen Zeitung als künftigen Meister dieser Kunst erwies, indem er sich schon damals über die streitenden Parteien erhob und über Gottsched und Bodmer einen eigenen Standpunct als Kunstrichter bildete. Doch übte er hier immer nur eine mehr negative Kritik. Zu jener Kritik, welche ebensowohl den poetischen Gehalt eines Werkes wie seine Ueber-

einstimmung mit der nationalen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise berücksichtigt und fragt, ob es auch nach Inhalt und Form ein schönes, harmonisches Ganzes darstellt, zu dieser ganz neuen Art von Kritik gelangte er erst in den Literaturbriefen, auf die wir sogleich zu sprechen kommen. Einstweilen kehren wir zur weiteren Verfolgung seines Lebensganges zurück.

Im Jahre 1758 finden wir ihn schon wieder, nun zum dritten Mal in Berlin. Hier stellte sich natürlich der freundschaftliche Verkehr mit Mendelssohn, Nicolai, Ramler und anderen Berliner Gelehrten sofort wieder her; im Uebrigen aber nahm Lessing die Fäden seines früheren Aufenthalts keineswegs wieder auf. Die Zeit, welche Alles ändert, hatte ja auch mittlerweile ganz andere wissenschaftliche und literarische Aufgaben gestellt und wenn Keiner, so war Lessing der Mann, der seine Zeit verstand.

In philosophische Untersuchungen ließ er sich zunächst nicht wieder ein. Dafür richtete er aber sein Augenmerk auf altdeutsche Poesie und Literatur, für die er sich damals lebhaft interessirte. Damit trat er, wie es in der Vorrede zu den Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger heißt, in die Reihe der „wenigen sonderbaren Männer ein, denen die Geschichte des deutschen Geistes am Herzen liegt."

Ein neues Feld seiner Wirksamkeit eröffnete sich ihm, als mit dem Eintritt des Jahres 1759 Nicolai, der nach dem Tode seines Bruders wieder zum Buchhandel zurückgekehrt war, die Literaturbriefe herausgab. Daß Lessing der Erste war, der die Idee zu diesem Werke hatte und daß er auch das Meiste dazu liefern wollte, wissen wir aus Nicolai's eigener Erklärung; wie weit sich indeß seine Betheiligung daran erstreckte, war lange Zeit hindurch ein Geheimniß, da man damals die Anonymität sehr liebte und streng bewahrte. Jetzt darf man aber als ausgemacht annehmen,

daß jedenfalls die ersten sechs Theile von Lessing herrühren. Die außerordentliche Wirkung, die sie ausübten, darf man wohl einzig und allein auf seine Rechnung setzen. Die neue Art von Kritik, die er hier auszuüben begann und auf die wir bereits hingewiesen, brachte nicht blos Leben und Bewegung, sondern auch einen in der That heilsamen Schrecken in die damalige Schriftstellerwelt, welche nun mit einem Male gewahr wurde, daß es im alten Schlendrian nicht länger mehr fortgehen könne.

Da seine Fabeln und seine Abhandlung darüber doch nur ein untergeordnetes Interesse in Anspruch nehmen, so genügt es, wenn wir sie überhaupt nur erwähnen und dabei nicht übersehen, wie trefflich diese Beschäftigung seinem Prosastil zu Statten kam. Spielt er ja doch bekanntlich in seinen Schriften gar gern eine Fabel als letzten Trumpf aus. Das glänzendste Beispiel dieser Art, obgleich keine eigentliche Fabel, ist unstreitig nachfolgende Stelle, die wir seinen Streitschriften gegen den Hallenser Professor Klotz entnehmen. Er läßt ihn also an:

„Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu Niemanden und helfe Niemanden und lasse mir von Niemand helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle 32 Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Finger breit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlauf gebrauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen, aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der sie umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt."

Unter Lessings Berliner Freunden haben wir außer Mendelssohn und Nicolai noch Einen zu wiederholten Malen genannt, dem wir hier um so mehr eine kurze Betrachtung widmen müssen, als er uns auch späterhin nochmals begegnet; ich meine **Karl Wilh. Ramler** (1725 — 1798) aus Colberg, den begeisterten Sänger Friedrichs des Großen. Seine pathetischen und allzusehr gefeilten Oden, in denen er meistens den Helden des siebenjährigen Krieges feiert, sind heutzutage allerdings so gut wie vergessen; aber seine Cantate „der Tod Jesu" ist durch Graun's meisterhafte Musik verewigt worden und durch die Uebersetzungskunst, die er durch Verdeutschung von Horaz' Oden und von Martials Sinngedichten bewiesen, hat er sich einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte erorbert. Wegen seines kritischen Talents und wegen des feinen Gefühls für schönen Bau und Wohlklang der Verse ward er von seinen Freunden Götz, Kleist, Nicolai nicht blos hochgeschätzt, sondern öfter auch, selbst von Lessing, bei ihren poetischen Arbeiten zu Rathe gezogen. —

Um wieder auf Lessing zurückzukommen, muß ich bemerken, daß es ihm nachgerade in Berlin nicht mehr gefallen wollte. Er meinte, es sei einmal Zeit für ihn, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben und er suchte nun eine Gelegenheit, sich mitten hinein ins frische Leben der Gegenwart zu stürzen. Diese fand sich zu Ende des Jahres 1760, wo er die Stelle eines Secretärs bei dem Gouverneur von Breslau, General von Tauenzien annahm.

Diese neue Stellung öffnete seinem Beobachtungsgeiste ein weites Feld; sie brachte ihn mit verschiedenen Ständen in Berührung und bot ihm damit die beste Gelegenheit, seine Welt- und Menschenkenntniß zu bereichern. Da ihm nun seine günstige äußere Lage auch mitzumachen gestattete, so mag er dazumal wohl manchem rauschenden Gelage beige-

wohnt haben, ja vielleicht zu Zeiten sogar in eine ziemlich lockere Lebensart hineingekommen sein. Gewiß, und in der That nicht leicht zu begreifen, ist die Thatsache, daß er sich in Breslau dem Kartenspiel mit unglaublicher Leidenschaftlichkeit hingab. Es sollen ihm, wie ein Freund erzählt, zuweilen beim Spiele die hellen Schweißtropfen auf der Stirne gestanden haben.

Als ihm Mendelssohn die zweite Auflage seiner philosophischen Schriften übersandte, schalt er ihn in seinem Begleitschreiben einen harthörigen Menschen, den er gerufen habe, der aber nicht antworte. „Dichten — fährt er fort — kann er, aber leider will er es nicht; reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu lässig. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren. Jetzt aber ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu zu sehen. Und Er —

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht — was thut er denn? — Er spielt!"

Doch machte ihn das Breslauer Leben der Wissenschaft und Kunst nicht untreu; er studierte die Schriften des tiefsinnigen Philosophen Spinoza, entwarf den ersten Theil seines Laokoon und schuf der Hauptsache nach die Minna von Barnhelm.

Da Lessing in seinem Laokoon von Winkelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" ausgieng, und da dieser für die Schönheit und Kunst des Alterthums enthusiastisch eingenommene Mann durch seine kunsthistorischen Schriften der eigentliche Begründer der Aesthetik wurde und einen nachhaltigen Einfluß auf die hervorragendsten seiner Zeitgenossen

ausübte, so wollen wir auch bei seinem Leben einen Augenblick verweilen.

**Joh. Joachim Winkelmann**, 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, der Sohn eines armen Schusters, hatte mehr als die erste Hälfte seines Lebens gegen Jammer und Noth zu kämpfen. Trotzdem verlor er weder den Muth noch die Lust am Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften. Um nach Italien, der Heimath der Kunst, zu kommen, ward er 1754 katholisch; im Herbst des folgenden Jahres gieng er nach Rom, wo er später Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Cardinals Albani wurde.

Außer der obengenannten Schrift besitzen wir von ihm Abhandlungen über die Baukunst der Alten und über die Empfindung des Schönen; sein Hauptwerk, epochemachend und in blühendem Stile geschrieben, ist die „Geschichte der Kunst des Alterthums.“ Im Jahre 1768 wollte er eine Reise nach Deutschland machen; aber schon in Tyrol befiel ihn eine so heftige Sehnsucht nach dem eben verlassenen Italien, daß er alsbald wieder umkehrte. Auf dieser Rückreise ward er in Triest von einem habsüchtigen Italiener ermordet. —

In der angeführten Schrift „Gedanken über die Nachahmung ꝛc.“ hält es Winkelmann für „nicht widersprechend, daß die Malerei ebenso weite Grenzen, als die Dichtkunst haben könne und daß es folglich der Malerei möglich sei, dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik im Stande ist zu thun.“ Dieser Satz scheint Lessing das Thema und den Titel seiner Schrift: *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie* eingegeben zu haben.

Das allgemeine vorzüglichste Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Winkelmann in edle Einfalt und stille Größe sowohl in Stellung, als im Ausdruck; Lessing hingegen setzt fest, daß bei den Alten die *Schönheit* das höchste Gesetz der bildenden Künste ge-

wesen. Der griechische Künstler schilderte nichts, als das Schöne.

Von der Höhe dieses Standpunctes aus beantwortet Lessing zunächst die Frage, warum Laokoon in der Gruppe der rhodischen Künstler bei dem höchsten Schmerze kein schreckliches Geschrei erhebt, wie Virgil von seinem Laokoon singt. Der Bildhauer, sagt er, durfte, um dem Gesetze der Schönheit zu genügen, nicht den höchsten Schmerz darstellen.

„Er mußte ihn herabsetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern, nicht (wie Winkelmann zu verstehen giebt) weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellet."

„Die Kunst hat in neuerer Zeit ungleich weitere Grenzen erhalten. Wahrheit und Ausdruck (sagt man) sei ihr erstes Gesetz. Abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe dieser Begriffe, muß der Künstler doch Maß halten im Ausdruck und diesen nie aus dem höchsten Puncte der Handlung nehmen."

„Der Künstler kann von der immer veränderlichen Natur nie mehr, als einen einzigen Augenblick und der Maler insbesondere diesen nur aus einem einzigen Gesichtspuncte brauchen. Beider Werke sind gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden. Darum muß dieser Augenblick so fruchtbar als möglich gewählt werden. Dasjenige aber nur ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden. Alles Transitorische bekömmt durch die bildenden Künste unveränderliche Dauer, und der höchste Grad wird ekelhaft, sobald er beständig dauert."

„Anders ist das beim Dichter. Ihm steht das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit zur Nachahmung offen. Nichts nöthigt ihn, sein Gemälde auf einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprung auf und führt sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Der Artist durfte seinen Laokoon nicht schreien lassen, um nicht dessen Antlitz zu entstellen, wohl aber Virgil. Virgils schreiender Laokoon ist derjenige, den wir bereits als vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen also sein Schreien nicht auf seinen Character, sondern auf sein Leiden."

Nachdem Lessing nun die Frage untersucht hat, ob der Künstler den Dichter oder umgekehrt nachgeahmt, findet er den wesentlichen Unterschied der Malerei und Poesie darin, daß die Zeitfolge das Gebiet des Dichters, der Raum das Gebiet des Malers ist, folglich — schließt er — sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Alle seine Grundsätze und Behauptungen beweist er mit meisterhafter Sprachgewandtheit und mit dem feinsten Scharfsinn an praktischen Mustern der Kunst, an Homer, Virgil, Sophokles und an den alten Malern und Plastikern. Laokoon ist das Produet einer durchaus heitern Stimmung, ein Zeuge des Friedens mit sich und mit der Welt. Eine innige, wenn auch stille Begeisterung beseelt jedes Wort darin. Deßhalb ergriff er auch gleich bei seinem Erscheinen mächtig alle strebenden Zeitgenossen, und Göthe und Herder gestehen offen, welche Wirkung er auf sie gethan.

Was sein Laokoon für die Kritik und Aesthetik ist, was seine Erziehung des Menschengeschlechtes für die Entwicklung der speculativen Philosophie und einer freieren, besonnenen Denkungsart in religiösen Dingen ist, das ist für die Geschichte der deutschen Poesie „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", das erste deutsche Lustspiel höherer Gattung.

In Breslau, wo sich Lessing ins volle Leben gestürzt hatte, gieng ihm auch wirklich die Fülle des Lebens auf. Das Stück, welches er hier zwischen Krieg und Frieden, zwischen Haß und Neigung schrieb, ist ganz dem Leben abgelauscht und hat, was alle seine bisherigen und alle gleichzeitigen dramatischen Arbeiten entbehren, es hat im siebenjährigen Kriege einen echtnationalen Hintergrund. Deutsche Männer, deutsche Frauen und deutsche Verhältnisse sind es,

die er in Minna zur Darstellung bringt. Und wie hat er dazu den rechten Ton des deutschen Lustspiels getroffen! Schon die Wahl des Stoffes ist vortrefflich. Das Loos eines braven preußischen Offiziers und die Tüchtigkeit auch des gemeinen soldatischen Charakters nach dem siebenjährigen Kriege, der damals in ganz Deutschland als ein Heldenkampf gegen fremde Uebermacht angesehen wurde, hatte die Theilnahme Aller für sich, die eingreifenden Verhältnisse waren Allen bekannt.

Das Stück stellt den hochherzigen Major von Tellheim dar, der nach Beendigung des Krieges durch Mißverständnisse in einer Untersuchung wegen der Regimentskasse verwickelt worden. Da ihm während des Prozesses der Gehalt nicht ausgezahlt wird und er ohne Vermögen ist, so geräth er in drückende Verhältnisse. Sein Gastwirth, der diese durchschaut, denkt niedrig genug, ihm dies fühlen zu lassen. In seiner Abwesenheit räumt er ungefragt einer Dame die besseren Zimmer Tellheims ein.

Tellheim ist eine durchaus ritterliche Gestalt; die Ehre ist so sehr Princip seines Lebens, daß ihr selbst die Liebe unterliegen muß. Er hatte sich während des sächsischen Krieges mit einem Fräulein verlobt. Jetzt, wo sein Arm durchschossen, wo er in eine Untersuchung verwickelt ist und seine traurigen Umstände ihn niederdrücken, glaubt er seiner schönen, liebenswürdigen und reichen Braut entsagen zu müssen, da er ihr nicht mehr eine ihrer würdige Lebensstellung bieten kann. Diese Braut aber, Minna von Barnhelm, hat den Werth dieses von Menschlichkeit und wahrer Ehre durchdrungenen Mannes, der gewiß aus allen Untersuchungen rein hervorgehen muß, zu gut erkannt und liebt ihn zu aufrichtig, als daß sie ihn aufgeben möchte. Soll sie, die Tellheims gegenwärtige Lage gar nicht kennt, soll sie vielleicht zufälliger Umstände willen das Loos zweier Menschen unglücklich ausfallen

lassen? Der Anstand, die Convenienz verlangen freilich, ein Verhältniß abzubrechen, welches der Bräutigam durch sein Schweigen aufgegeben hat; aber die Stimme der Natur, das Gefühl eines liebenden Herzens spricht anders und Minna folgt diesem Gefühle. Sie reist von ihrem Vormund begleitet nach Berlin, wo sie Tellheim zu finden hofft, um persönlich das gestörte Verhältniß wieder zu befestigen. Diese Bemühung ist's, die den Inhalt des Stücks ausmacht. Sie findet ihn; aber nicht ohne Schwierigkeit gelingt es, den edlen Stolz Tellheims zu besiegen und sein krankhaft gewordenes Ehrgefühl zu heilen, so, daß endlich ein guter Ausgang das Stück schließt.

Tellheim und Minna, daneben der gleißnerische Wirth, der grobe ehrliche Just, die schnippische Kammerzofe des Fräuleins, Franziska, die sich dem braven unpraktischen Wachtmeister Werner zur Frau anbietet, der drollige und schurkische Franzose, des Deutschen Gegenbild — alle sind originelle geistreich der Wirklichkeit nachgezeichnete Charaktere. Die feine Intrigue, die köstliche Frische der Diction, die Raschheit des Dialogs und vor allem das nationale Interesse wirkten gemeinsam, das Volk zu gleicher Begeisterung für Minna zu erheben, wie kurz zuvor für den Messias und bald nachher für Göthes Werther. Wo irgend eine Bühne war, wurde sie aufgeführt, in Berlin Monate lang täglich. Das Stück war in der That eine zweite Schlacht von Roßbach. —

Im Jahre 1765 (ein Jahr vor dem Erscheinen des Laokoon) war Lessing wieder nach Berlin zurückgekehrt. Schon bevor er Breslau verließ, hatte er den Entschluß gefaßt, nie eine Stelle anzunehmen, die nicht ganz nach seinem Sinne sei. „Wer gesund ist (schreibt er seinen Eltern) — und arbeiten will, der hat nichts zu fürchten."

Eine passende Stelle fand sich auch bald. Er ward

(1767) als Theaterdichter und Dramaturg nach **Hamburg** berufen, wo die besten Kräfte für eine deutsche Bühne damals vereinigt waren. Hier entstand die **Hamburger Dramaturgie**, ursprünglich nur ein Wochenblatt, aus dem aber ein ganz vortreffliches Buch ward, ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie. Corneille und namentlich Voltaire bekämpfend und auf die Lehre der Griechen zurückblickend, weist er darin auf die Engländer hin, besonders auf Shakspeare, und beurtheilt unparteiisch deutsche Bühnenstücke. Hier endlich, sagt Gervinus, brach die ganze lang drohende Wetterwolke seines Zorns gegen die französische Poesie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Widerschein echtdeutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte. Dies ist das Werk, das uns mit einem Schlage von dem Joche der französischen Literatur befreite.

Lessings Verbindung mit dem Hamburger Theater hatte keinen so langen Bestand, als er wohl gehofft hatte; schon nach zwei Sommern war der süße Traum, in Hamburg ein Nationaltheater zu gründen, verschwunden. Mit seinem Freunde **Bode** machte er den Versuch, sich auch auf dem Felde der Praxis zu bewähren; beide gründeten nämlich zur Hebung der deutschen Literatur und des Schriftstellerstandes eine Buchhandlung. Die Absicht war jedenfalls edel, der Erfolg aber keineswegs glänzend; es konnte dies um so weniger der Fall sein, da beiden die nöthige Geschäftskenntniß und die praktische Routine mangelte. Dieses Unternehmen wollte ich blos beiläufig erwähnen.

Von den dramaturgischen Arbeiten abgewandt, vertiefte er sich bald wieder in gelehrte Studien. Als classische Frucht haben wir (1768 und 1769) die „**Antiquarischen Briefe**“ und die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ er-

halten, zwei Bären, wie Herder sie nennt, welche den Hauptgegner, Professor Chr. Ad. Klotz oder, wie Lessing ihn einmal heißt, den „kleinen Wallfisch im Salzwasser zu Halle" — zerrissen und die Anhänger in die Winkel jagten. Hier stellte Lessing u. A. auch den Grundsatz auf, der ihn bei allen seinen Kritiken leitete: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper: höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher."

Im Jahre 1772, also kurz vorher, ehe mit Göthes Götz der Sturm der shakspeare'schen Stücke hereinbrach, erschien das Trauerspiel, Emilia Galotti, Lessings großartigstes dramatisches Werk, classisch durch die Klarheit seiner Anlage, wie durch die knappe Sprache und die rasche Handlung. In diesem Stücke brachte er das verdorbene, sittenlose Hofwesen, die fürstliche Despotie jener Tage zuerst auf die Bühne, ein Verfahren, das nachher von Schiller in Cabale und Liebe, von Iffland und Anderen vielfach nachgeahmt wurde.

Den Stoff des Stückes bildet, wie Lessing sich selbst ausdrückt, die alte römische Geschichte der Virginia in veränderter Gestalt. Den Geschichtsstoff hat aber der Dichter in die neuere Zeit verlegt und mit ganz anderen Verhältnissen umgeben; als Ort der Handlung hat er aber das Land der Gegensätze, Italien gelassen, was nur zu rechtfertigen ist; denn es treten hier ja die entgegengesetztesten Charaktere auf, der leichtbewegliche, feingebildete Prinz neben der rauhen Tugend des nur dem Ruf der Ehre folgenden Odoardo; der arglistige, geschmeidige, wohldienerische Hofmann Marinelli neben dem schroffen, biedern Appiani; die einfache, reine und liebenswürdige Emilia, welche schon die bloße Furcht vor Verführung in den Tod treibt, neben der verführten

und treulos verlassenen, stolzen und rachsüchtigen Orsina, die uns deutlich genug die Gefahr vor Augen stellt, welcher Emilia ausgesetzt ist. Ob wohl Emilia dieser Gefahr zu widerstehen vermocht hätte? Wir sind geneigt, diese Frage zu bejahen, Emilia selbst aber glaubt nicht daran; sie fühlt zu sehr die Macht dieses liebenswürdigen Verführers, sie fühlt, daß ihre Sinne erwacht sind, sie hat im Geiste und Herzen schon die Unschuld verloren und wählt nun lieber, um einer noch größeren Schuld zu entgehen, freiwillig den Tod. Sie fällt nun nicht als unschuldiges Opfer; das Gefühl der Schuld ist das tragische Moment ihres Unterganges. So sehen wir aus diesem Stücke die reinste sittliche Weltanschauung hervorleuchten.

Zur Natürlichkeit und Wahrheit des Lebens, was Lessing vom Drama fordert, gehört außer der allgemein menschlichen Gefühlsweise auch noch das, was man Kostüm nennt, d. h. die Haltung der Charaktere in der ihnen zukommenden Volksthümlichkeit und Standesgemäßheit. Darauf achteten die Franzosen fast gar nicht, die ihre Helden insgesammt wie Franzosen und zwar wie Franzosen aus der Zeit Ludwigs des XIV. und XV. reden ließen. Wie treffend weiß dagegen unser Lessing den italienischen Charakter in Marinelli und im Banditen, den französischen in Riccaut, den deutschen im Klosterbruder im Nathan zu zeichnen! Freilich, der französische Dichter dichtete auch für die vornehme Welt in Paris und für den Hof, der ihn besoldete. In Deutschland kümmerte sich kein Fürst um die Dichter, wie Schiller singt:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der Deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst!

Durch Theaterkabalen und das Mißlingen der mit Bode gegründeten Buchhandlung gedrückt, gab Lessing endlich seine Stellung in Hamburg auf. Zum Glück fand er alsbald eine neue. Seine antiquarischen Briefe, von denen sein Freund *Ebert* einige dem damaligen Erbprinzen von Braunschweig vorgelesen, verschafften ihm 1769 einen Ruf als Bibliothekar nach *Wolfenbüttel*. Der neue Wirkungskreis, der sich dort vor ihm aufthat, sagte ihm zu, wie aus seinen Briefen hervorgeht:

„Die Bibliothekarsstelle," schrieb er, „ist so, als ob sie für mich gemacht wäre, und ich habe es um so weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann. Das Allerbeste dabei aber ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhm nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir jemals eingebildet hatte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nützen soll. Indeß werde ich beides zu verbinden suchen, oder, eigentlicher zu reden, folgt schon eins aus dem andern."

Von den *Beiträgen zur Geschichte und Literatur*, die er als Bibliothekar herausgab, wenden wir uns zu den *Fragmenten eines Ungenannten*, die er ebenfalls unter den Manuscripten der Bibliothek vorfand und im Jahre 1774 mit Anmerkungen versehen zu veröffentlichen begann. Verfasser dieser Schrift war der Hamburger Arzt

Reimarus. Anfangs machte das Werk so viel Aufsehen nicht; erst nach Jahren, als Lessing gegen den Pastor Göze in Hamburg, seinen ehemaligen Freund, die unter dem Namen „Antigöze“ (1778) bekannten Streitschriften herausgab, wurde der Inhalt allgemein bekannt.

Göze hatte nämlich gegen ihn die Beschuldigung geschleudert, daß er ein heimlicher Feind des Christenthums und ein katholisirender Lutheraner sei. Dagegen schrieb Lessing seinen Antigöze, ein Werk in 12 Flugblättern, welches in beißender Schärfe und vernichtender Ueberlegenheit ganz an Luthers Streitschriften erinnert; Lessing aber steht zugleich auch die Gabe feiner Ironie zu Gebote, die jenem fehlte. Der Antigöze hat für uns Deutsche dieselbe Bedeutung, was die Juniusbriefe für England und Rousseau's Briefe vom Berge für Frankreich sind.

Lessing hat die Fragmente des Reimarus keineswegs aus Skandalsucht, sondern einzig und allein im Drange jener Wahrheitsliebe herausgegeben, die alle Ketzerei und Freigeisterei für wohlthätige Mittel ansah, um zu lauteren Einsichten und Begriffen zu gelangen, und Herder und viele Theologen der Zeit erkannten dies auch völlig an. Er erklärte zwar die Evangelien für bloße historische Quellen, an denen man sich mit der historischen Kritik versuchen muß; aber er schonte die Volksbegriffe und Alles, was in dem Glauben der Menschen heilig geworden war. Er wollte, wie er sich ausdrückt, das unreine Wasser so lange nicht weggießen lassen, ehe er wisse, woher reines zu nehmen; er wolle nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße selbst auf die Gefahr hin, das Kind nachher in der Mistjauche baden zu müssen.

Von seinem Wahrheitsdrange und seinem Streben legt jene bekannte Stelle seiner Schriften das herrlichste Zeugniß

ab, die ich, so oft sie auch schon gedruckt sein mag, dennoch hier wiederholen muß. Sie lautet:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein glaubt, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träg und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist doch nur für dich allein!“

Dieser Ausspruch charakterisirt Lessing in seinem ganzen Wesen.

Der unstäte Mann fand sich bald wieder unbehaglich. „Immer mißvergnügter, ärgerlicher, wilder und von Tag zu Tag dümmer und schlimmer“ — wie er schreibt — reiste er 1775 nach Wien, wo er eine bessere Anstellung zu finden hoffte und wo sich damals seine Freundin Frau König aufhielt. Als seine Hoffnung sich nicht erfüllt, reiste er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien und hernach wieder in die alte Heimath zurück, wo es ihm nach mannichfachen Bemühungen doch endlich gelang, eine Besserung seiner Verhältnisse zu erzielen. Sein Gehalt ward auf 800 Thaler erhöht und ihm eine bessere Wohnung angewiesen und der Geheimerathstitel verliehen. Bald darauf vermählte er sich dann mit Wittwe König aus Hamburg, einer durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten Frau, der Einzigen, mit welcher er sich zu leben getraute. Er verlebte mit ihr ein glückliches Jahr, das schönste seines Lebens. Leider, daß sein Glück von so kurzer Dauer war und daß er vergeblich gehofft hatte, auch so glücklich sein zu können, wie andere Menschen! Seine Frau starb zugleich mit dem Sohne in Folge

ihrer ersten Entbindung. Es ist der Humor des bittersten Schmerzes, der sich auf die ergreifendste Weise ausspricht in seinem Briefe an Eschenburg (3. Januar 1778): „Meine Freude war so kurz. Und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage! — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde.“ —

Sie starb und am 15. Februar 1781 starb auch er zu Braunschweig.

Ich will es nicht versuchen, den Eindruck zu schildern, den sein Tod auf die Zeitgenossen machte; ich lasse seinen Freund Mendelssohn reden, der an Lessings Bruder Karl folgendermaßen schreibt: „Nicht ein Wort von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir vielmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh in der Blüthe meiner Jugend einen Mann finden ließ, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinschreiben sollte, als Freund und Richter mir vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu

thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich hätte mit ihm unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; er spornte vielmehr den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. — Alles wohl überlegt, mein Bester, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plan des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, auch da zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernikus: er machte sein neues System bekannt, und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen, und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch

einige Wochen vor seinem Hintritt hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Hause seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt."

Nathan der Weise war gleichsam sein Schwanengesang. Hierin offenbarte er die ganze Genialität seines Verstandes, legte er all sein humanistisches Glauben und Hoffen nieder.

Was die äußere Entstehung dieses „dramatischen Gedichtes," wie es Lessing nennt, anlangt, so ist es einer Erzählung des Boccaccio (Decameron I. Buch, 3. Novelle) nachgebildet; was aber seinen Kern und Inhalt betrifft, so ist darin die Idee der Humanität verkörpert, wie in keinem anderen Werke. Den geistigen Mittelpunct des Stückes bildet die Parabel von den drei Ringen, die darauf hinausgeht, zu behaupten, daß der nach Tugend Strebende keiner positiven Religion bedarf, oder aber: es ist gleichgültig, welcher von allen er angehört, wenn er nur glaubt, sie sei die rechte, und wenn er nur in diesem Glauben selig ist. Es dürfte nicht überflüssig sein, diese Parabel hier einzuschalten, die gewiß Jedermann gern noch einmal liest. Um die Situation zu vervollständigen, wollen wir auch die der Mittheilung der Parabel vorangehende Unterredung zwischen Saladin und Nathan belauschen.

### Saladin und Nathan.

**Saladin.**

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

**Nathan.**

Die bleibe deinem Feinde!

**Saladin.**

Du nennst dich Nathan?

**Nathan.**

Ja.

**Saladin.**

Den weisen Nathan?

**Nathan.**

Nein.

**Saladin.**

Wohl! nennst du dich nicht, nennt dich das Volk.

**Nathan.**

Kann seyn, das Volk!

**Saladin.**

Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.

**Nathan.**

Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

**Saladin.**

Auf seinen wahren Vortheil, meinst du doch?

**Nathan.**

Dann freilich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freilich klug und weise
Nur eins.

**Saladin.**

Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre

Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du.
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht; das auch allein
Macht schon den Weisen.

**Nathan.**

Der sich Jeder dünkt
Zu seyn.

**Saladin.**

Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockne Vernunft erwartet, ekelt. (Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

**Nathan.**

Sultan, ich
Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.

**Saladin.**

Bedienen? wie?

**Nathan.**

Du sollst das Beste haben
Von Allem; sollst es um den billigsten
Preis haben.

**Saladin.**

Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

**Nathan.**

So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen...

**Saladin.**

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir

Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

. Gebiete, Sultan.

Saladin.

Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt — versteht sich, im Vertrau'en — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;

Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach,
Geschwind denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.

---

## Nathan allein.

Hm! hm! wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit, Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! und wie? wie das? — So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man
Mit Märchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

---

**Saladin.**

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

**Nathan.**

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

**Saladin.**

So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

**Nathan.**

Ja! ja! wenn's nöthig ist und nützt.

**Saladin.**

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.

**Nathan.**

Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen.

**Saladin.**

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

**Nathan.**

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

**Saladin.**

Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

**Nathan.**

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

**Saladin.**

Ich versteh' dich. Weiter!

**Nathan.**

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der Dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein

Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Giebt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

**Saladin** (der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

**Nathan.**

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

**Saladin.**

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . . .

**Nathan.**

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die

Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

**Saladin.**

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

**Nathan.**

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit aus uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

**Saladin.**

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

**Nathan.**

Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,

Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

**Saladin.**

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

**Nathan.**

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

**Saladin.**

Herrlich! herrlich!

**Nathan.**

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:

Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Wenn man sich an dem milden Hauche des Friedens und der Verklärung erquickt, der das Gedicht durchweht, wenn man die Weihe empfindet, die über dasselbe ausgegossen ist, glaubt man kaum, daß es gleichsam der Schlußstein jener Streitigkeiten ist, in welche Ehren-Göze ihn wider Willen hineingezogen, und doch hat der Dichter uns selbst es bekannt. An diesen Ursprung muß man denken, wenn man etwa geneigt ist, es Lessing übel zu vermerken, daß er das Christenthum dem Judenthum und Muhamedanismus gegenüber nicht allemal zu seinem Rechte kommen, daß er den starren, verfolgungssüchtigen Buchstaben- und Dogmendienst nur durch den Patriarchen, also allein auf christlicher Seite,

vertreten läßt. Den Vorwurf der Unchristlichkeit kann man Lessing nur von der Seite machen, wo man den Nathan nicht verstehen will oder kann. Ist es nicht schon ein Triumph des Christenthums, daß der Nathan innerhalb desselben entstanden ist? Hat Lessing nicht jenen Ring für den echten erklärt, welcher die meiste innere Kraft, den Menschen gut zu machen, bewährt, und traut man dem Christenthume nicht zu, daß es diese Kraft besitze, mehr wie jede andere Religion?

Daß Nathan ein Tendenzstück ist, kann nicht in Abrede gestellt werden und ebenso wenig, daß darunter sein Kunstwerth leidet; aber hiefür entschädigen seine Vorzüge in reichem Maße. Mag man von seinen Versen und der freien Form sagen, was man will, er wird doch neben Göthe's Faust immer das Eigenthümlichste und Deutscheste bleiben, was unsere neue Poesie geschaffen hat. Wie trefflich sind auch hier wieder die Charaktere gezeichnet, der stürmische, stolze Tempelherr, der kräftig-männliche Saladin! die schwärmerische Recha! Und endlich mit welcher Feinheit, mit welcher Liebe ist Nathan, der betagte, vielgeprüfte Weise, Mendelssohns Ebenbild, ausgeführt!

An den Nathan reiht sich dem Geiste und der Vollendung nach „Ernst und Falk, ein Gespräch für Freimaurer" und (1780) „die Erziehung des Menschengeschlechts", ein Werk, in dem er die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit entwickelt. Hier wie im Nathan, erscheint die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in ihrer höchsten Potenz: losgelöst von allem Supranaturalismus erscheint hier der ethische Gehalt des Christenthums rein und klar, und wir dürfen die Erziehung des Menschengeschlechts in der That als dasjenige Werk betrachten, in dem Lessing seinen letzten Willen an die denkende Nachwelt besiegelt hat.

„Eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine begründete Art glauben können — (lehrt Lessing) — ist unmöglich. Gott hat sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren können; die Lehre aber, daß die Offenbarung auch für diejenigen zur Seligkeit nöthig sei, die gar keine oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Die Beweise für die Offenbarung gründen sich auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Aber zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Auch eine Lüge kann historisch unbezweifelt bewiesen werden; unter den tausend und abertausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft, noch Geschichte Anlaß geben, können auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen; es können unendlich viele Facta wahre, unstreitige Facta gewesen sein, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unbedeutende Zeugnisse hinterlassen hat, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten. Und wo bleiben dann alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?

Ob eine Offenbarung sein kann und sein muß, und welche von den vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn einmal ausfindig gemacht worden, daß eine sein kann und sein muß, so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als der Einwurf dawider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus einer Religion auspolirt, hätte ebensogut gar keine; denn was ist eine Offenbarung, die Nichts offenbart? Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht also auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Die Vernunft giebt sich selbst gefangen; ihre Ergebung ist Nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Die geoffenbarte Religion setzt im Geringsten nicht die vernünftige Religion voraus, sondern schließt sie in sich.

Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht; sie gibt dem Menschengeschlechte Nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten Dinge nur früher. Warum sollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter Nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln könnte und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder

zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt Nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht? Das Neue Testament hat das zweite, bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben und giebt es noch ab. Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeitlang für das Aeußerste seiner Erkenntniß halten mußte. Aber hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfst und glühst, hüte dich, es deine schwächern Mitschüler merken zu lassen, was du witterst und schon zu sehen beginnst! Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Testaments versprochen wird; vielleicht, daß der neue Bund ebensowohl antiquirt werden müsse, als es der alte geworden, die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes, der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Christenthum könnte beibringen! Die Religion Christi ist diejenige Religion, die Christus als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann und um soviel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als einem bloßen Menschen macht. Die christliche Religion dagegen ist diejenige, welche es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand ihrer Verehrung macht. Die Religion Christi ist mit den klarsten, deutlichsten Worten in den Evangelisten enthalten; die christliche dagegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben. Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Sie wurden geoffenbart, um Vernunftwahrheiten zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesetzten Facit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

Speculationen über geoffenbarte Wahrheiten, mögen sie auch im Einzelnen ausfallen, wie sie wollen, sind unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes, so lange das menschliche Herz

überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben zu wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen; er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, soll er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Religion des Herzens hervorbringen, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinheit nie kommen? Nie — nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel, beim Geschlechte nicht weniger, als bei den Einzelnen; was erzogen wird, wird zu etwas erzogen. Das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert. Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch, der Eine früher, der Andere später, erst durchgelaufen haben.

Die letzte Absicht des Christenthums ist nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsere Seligkeit vermittelst unserer Erleuchtung, welche letztere nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht.

Die tiefe und allgemeine Bedeutung dieses Vermächtnisses wurde lange Zeit hindurch nur von äußerst Wenigen verstanden; erst am Anfang dieses Jahrhunderts wies Friedrich Schlegel darauf hin, indem er sang:

„Es wird das neue Evangelium kommen“ —
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschlossnen Pforte.
Und dennoch, was der Theure vorgenommen
In Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

---

Nachdem wir nun gezeigt haben, wie Lessing bald schöpferisch, bald vernichtend auf seine Zeit einwirkte, wie er einerseits der Prosa jenen knappen und körnigen, bei aller Klarheit in die Tiefe gehenden und mit Schmeicheln überzeugenden Stil verlieh und wie er andrerseits eine ganz neue Art von Kritik schuf, endlich wie er insbesondere durch Lehre und Beispiel das Drama zur Natur, Gedrungenheit und Eigenthümlichkeit zurückführte, wie er sich in allen für die deutsche Bildung bedeutungsvollen Städten umtrieb, — nachdem wir dies alles gezeigt haben, wollen wir kurz noch einmal seine schnell abwechselnde und nach allen Richtungen ausgreifende Thätigkeit an uns vorübergehen lassen.

Schwankend zwischen Theologie und Medizin, schrieb er zuerst Komödien und entwarf Werke, die uns mit dem Theater von ganz Europa bekannt machen sollten; dann übersetzte er Huart's Buch über die Prüfung der Köpfe aus dem Spanischen und wollte den Messias ins Lateinische übersetzen. Zu gleicher Zeit beschäftigt er sich mit Verbesserung des Jöcher'schen Gelehrtenlexicons, übersetzt dann einen Theil von Marigny's Geschichte der Araber aus dem Italienischen und Friedrichs II. Werke aus dem Französischen, wollte Beckers bezauberte Welt neu herausgeben und Wochenschriften schreiben. Die Schriften des Jordanus Brunus, Cardanus und Campanella wollte er ausziehen, Hutchesons Sittenlehre der Vernunft und Richardsons Sittenlehre für die Jugend übersetzte er aus dem Englischen, dazwischen machte er Gedichte, Fabeln, Schauspiele und schrieb an den Zeitschriften der Berliner.

In Breslau gieng er dann zum ersten Mal concentrirter auf seine Hauptwerke los, auf Laokoon, Minna von Barnhelm und die antiquarischen Briefe; in Hamburg lieferte er nur classische Schriften: Die Hamburger Dramaturgie und Emilia Galotti; in Wolfenbüttel schrieb er den Nathan, den

Antigöze, Ernst und Falk und die Erziehung des Menschengeschlechts.

Einzig in seiner Art ist er auch darin, daß er wie Keiner vor und neben ihm Andere die eigenen Wege suchen lehrte, so daß an ihm sich die verschiedenartigsten Schüler heranbildeten, Lichtenberg und Göthe, Spittler und Schlegel, Claudius und Nicolai, Gleim und Voß, Herder und Mendelssohn. Reinigend und vernichtend trat er allen falschen Zeitrichtungen entgegen: Klopstocks Gefühlsschwärmerei ebenso wie Gottscheds Seraphimjagd, Wielands Agathon und Göthes Werther, den Uebergriffen der Franzosen und der Engländer, den pedantischen Theologen nnd anmaßenden Professoren. Auf all den vielen Gebieten, die wir der Reihe nach kennen gelernt haben, versuchte sich Lessing vielleicht immer ohne Plan, aber gewiß nie ohne den schärfsten Instinct; durch all sein Wirken geht als gleichbleibende Eigenthümlichkeit der stete bewußte Kampf gegen die Faulheit und Kernlosigkeit des damaligen Schriftlebens, das Ringen eines freien Geistes gegen die Beschränkungen der Außenwelt. So steht er uns da, um es zu wiederholen, als „großer Wegweiser der Nation" unbehaust, einsam, aber ein kraftvoller, geistig gesunder Mannescharakter.

Sein früher Tod riß ihn schnell aus einem sorgenvollen, bewegten Leben, dessen friedlicher Abschluß noch keineswegs gekommen war, vielleicht auch nie gekommen wäre. Er war eine Faustische Natur, die Alles ergründen will und die nicht eher beruhigt ist, als bis das Bestehende durch und durch erkannt, verstanden und gleichsam in seiner Existenz vor dem Denkenden gerechtfertigt ist.

Mit dieser Großartigkeit des Geistes paarte sich bei ihm die Großartigkeit des Charakters und gehörte er zu den wenigen Menschen, die Jedem Bewunderung und Liebe abzwingen, weil ihrer Größe sittliche Schönheit zu Grunde

liegt. Bei männlichem Zorne durch und durch bieder, voll geselliger Heiterkeit bei tiefem Ernste, voll Versöhnlichkeit und Großmuth gegen seine Feinde, kannte er, wie wir bereits bemerkt haben, nur eine Lebensaufgabe: das Streben nach Wahrheit.

Von seiner Bescheidenheit zeugt jene merkwürdige Aeußerung über sein poetisches Schaffen, die wir hier mittheilen, obgleich sie vielfach mißverstanden und für platten Ernst genommen worden ist. Daß wir dieselbe nicht wörtlich zu nehmen haben und daß Lessing wirklich und trotz seiner eignen Einrede ein Dichter war, hat erst neuerdings wieder Mor. Carriere mit Recht geltend gemacht. Die angezogene Aeußerung lautet:

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für einen solchen zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von diesen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir selbst bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, so auch die Kritik.“

Der Engländer Lewes sagt in seinem vortrefflichen Buche „über Göthes Leben und Schriften,“ Lessing stehe fast wie ein Wunder in seiner Nation, ohne Idealismus, ohne Sentimentalität, ohne Schwärmerei. „Wie Lessing stritt“ — fährt er fort — „wie unablässig, wie edel, das weiß jeder Kenner der deutschen Literatur und seine Kämpfe und Siege strahlen unter den stolzesten Glorien seiner Nation.“ Und er hat Recht; ja, wenn wir die Linie der Classicität scharf ziehen wollten, so verdiente vielleicht neben Schiller und Göthe weiter kein Name genannt zu werden, als allein der Name: Lessing! —

---

# Fünfte Vorlesung.

## Wieland.

Seine Stellung zur Literatur und allgemeine Charakteristik. — Sein Leben und seine Werke. — Oberon. — W. Heinse. — M. A. v. Thümmel.

Nachdem wir nun die Entwicklung unserer Nationalliteratur bis auf Wieland verfolgt haben, beginnt sich uns allmälig der Kern des geistigen Lebens und Webens des classischen Zeitalters zu enthüllen und wir fangen an, die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen, in die es sich theilt, zu überschauen. Unvermerkt gestaltet sich, indem das Auge auf denselben haftet, das Gebiet unserer Betrachtungen zu einem geistigen Schlachtfelde, auf welchem deutlich erkennbar zwei Heeressäulen sich feindlich einander gegenüberstehen. Sie entfalten ihre Paniere und wir lesen auf dem einen die Devise: Idealismus, auf dem andern: Realismus. Dies nämlich sind die Prinzipien, um deren Versöhnung es sich handelt; dies sind die Gegensätze, deren Ausgleichung das Ziel der literaturgeschichtlichen Entwicklung ist, die Schlachtrufe beider Heere, die erst — und da nur annäherungsweise — im Freundschaftsbunde zwischen Schiller und Göthe gleichsam einen Friedensschluß feiern und sich vergleichen. Bis dahin stehen sich beide Richtungen mehr oder minder feindlich einander gegenüber und es siegt bald das Ideale, das Geistige über das Sinnliche, Reale, bald auch umgekehrt das Sinnliche über das Ideale und das zu erstrebende Ziel: die Darstellung vollendeter Schönheit wird niemals erreicht.

In Wieland stellt sich uns im Vergleich zu seinen beiden

großen Vorgängern ein ganz neues, von ihnen völlig verschiedenes Bild dar. Es sind durchweg andere Elemente, die an ihm zur Erscheinung kommen. Erscheint uns Klopstock als der Repräsentant des Ernsten, Sentimentalen und Ueberschwenglichen, so ist Wieland dagegen der Vertreter des heiteren, um alles Höhere unbekümmerten Lebensgenusses. Tragen Lessings Schriften den Charakter der Originalität, der Gründlichkeit und Gediegenheit, so zeigt sich dagegen in Wielands Schriften fast das Gegentheil; sie tragen durchweg den Stempel des Unfertigen, der Oberflächlichkeit und der Nachahmung, und die Darstellung hüllt sich gern in ein leichtes, gefälliges Gewand.

Klopstock ist Lyriker, Lessing Dramatiker, Wieland Epiker; Klopstock ist vorzugsweise deutsch, Lessing antik, Wieland französirend.

Lessing reicht mit seinen Leistungen nicht blos bis in die Gegenwart herein, sondern auch noch weit in die Zukunft hinüber; nicht so Klopstock und Wieland. Klopstock hat, wie bereits bemerkt wurde, nur noch literar-historischen Werth für uns, insofern er bedeutungsvoll auf seine Zeit einwirkte, die Entwickelung unserer Sprache und Poesie mächtig fördernd; Wieland theilt fast gleiches Schicksal mit ihm, da nicht blos seine Jugendwerke, sondern auch theilweise die Schriften aus der Zeit seiner Blüthe der Vergessenheit anheimgefallen sind. Diese Vergessenheit verdienen sie um so mehr, je weniger sie sich ihrer Weitschweifigkeit und Redseligkeit wegen den Männern zur Lectüre empfehlen und je weniger sie sich ihrer schlüpfrigen und üppig-sinnlichen Darstellung wegen zur Lectüre für die Jugend oder für die Damenwelt eignen. Weder ihrem poetischen, noch ihrem moralischen Werthe nach können wir sie heutzutage besonders hoch stellen und es keineswegs bedauern, wenn sie von der Mehrzahl des deutschen Volkes ungelesen bleiben.

Ein Werk indessen windet ihm den Kranz der Unsterblichkeit um die Schläfe, sein Oberon. „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und gepriesen werden", sagte einst Göthe und eine dankbare Nachwelt ruft es ihm beistimmend nach. Daß Wieland außer dem Oberon nichts wahrhaft Bedeutendes, noch heute Genießbares hinterlassen hat, daß er folglich auch nicht unter die classischen Schriftsteller unserer Nation eingereiht werden kann; daß er als Dichter von einer ernsten sittlichen Richtung leider allzuweit abbog; daß seine Muse sich Stoffe gewählt, die theilweise auf Ueppigkeit und selbst auf Frivolität hinauslaufen: alles dies darf und soll uns nicht ungerecht gegen ihn machen und die großen Verdienste verkennen lassen, die er sich um unsere Literatur im Allgemeinen erworben hat. Man behauptet vielleicht nicht zu viel, wenn man sagt, daß Göthe nicht Göthe geworden wäre ohne Wielands Vorbild und Leistungen.

Daß er in den gelehrt-sentimentalen Stubendunst der damaligen Literatur einen gesunden, erfrischenden Luftzug brachte, daß er Klopstocks Uebersinnlichkeit gegenüber der Literatur das Recht auf Realität und heiteren Lebensgenuß zu wahren suchte, daß er unserer Sprache Geschmeidigkeit und Wohlklang und der Darstellung Grazie verlieh; endlich, daß er den weltmännischen Ton, durch den sich die französische Literatur die europäische Gesellschaft erobert hatte und welcher der unsrigen noch ganz und gar abgieng, in sie einführte und wodurch allein es möglich war, ein allseitiges nationales Interesse für ihr Aufblühen zu wecken, — das ist sein unbestreitbares Verdienst und sichert ihm jene hohe Stelle in der Literaturgeschichte, die er wirklich einnimmt.

**Christoph Martin Wieland** ward am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren, wo sein Vater

damals Pfarrer war. Schon im dritten Jahre hielt ihn der Vater zum Unterricht an und brachte es bei den entschiedenen Anlagen des empfänglichen, frühreifen Knaben dahin, daß er schon mit sieben Jahren den Cornelius Nepos las, und einige Jahre später lateinische und deutsche Verse machte. Nachdem er eine Zeit lang die lateinische Schule in Biberach besucht hatte, kam er in die bei Magdeburg gelegene berühmte Schule Kloster Bergen, wo sich der von Haus aus zum Pietismus erzogene Jüngling in dieser Richtung so weit entwickelte, daß er fast Gefahr lief, ein religiöser Schwärmer zu werden. Dort betrieb er zwei Jahre lang das Studium der alten Classiker, insbesondere von Xenophons Cyropädie und Memorabilien, die er das Evangelienbuch der griechischen Welterlösung nannte, mit großem Eifer und las nebenbei die Schriften englischer und französischer Dichter. Es konnte deßhalb auch nicht ausbleiben, daß er allmälig anfieng, eine freiere Richtung einzuschlagen, ja die Lectüre von Voltaires Schriften senkte sogar religiöse Zweifel in seine junge Brust, was ihm nach eigegem Geständnisse viele Thränen und schlaflose Nächte kostete.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Erfurt, wo er bei einem Verwandten Wolffische Philosophie getrieben, bezog er (1750) die Tübinger Universität, nachdem er kurz zuvor in der Heimath das Entzücken der ersten Liebe empfunden. Es war nämlich damals eine um zwei Jahre ältere Verwandte, Sophie von Guttermann, in Biberach zum Besuch; in diese verliebte er sich und fand Erwiederung, und verlebte an ihrer Seite die schönsten Tage seiner Jugend, Tage, an die er sich viele Jahre später noch immer gern erinnerte. „Wie oft sehe ich“ — schreibt er — „mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wiedergeben, die

uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. — Sie mögen mich so sehr auslachen, als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist." —

Auf einem Spaziergange, den er an einem schönen Sonntage mit der Geliebten machte, entstand in ihm der Gedanke zu dem Lehrgedichte: „Von der Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt". Bald darauf dichtete er fünf Gesänge an einem Heldengedichte „Hermann" und übersandte sie Bodmer, der eine solche Freude daran hatte, daß er ihn gleich den deutschen Lucrez nannte.

Was seine Universitätsstudien betrifft, so hielt es Wieland fast ebenso wie Lessing und viele andere Dichter, er vernachlässigte seine Fachwissenschaft und beschäftigte sich dafür lieber mit Aesthetik und Philosophie. Nebenbei gab er sich gerade nicht zu seinem Heile ganz und gar dem Einfluß der Klopstock'schen Poesie hin, welche gewiß nicht wenig dazu beitrug, seine Empfindsamkeit und Liebesschwärmerei zu steigern. Während seines Tübinger Aufenthalts erschienen (1752) von ihm „Zehn moralische Briefe" und „Anti-Ovid", und später die „moralischen Erzählungen".

Genußreiche Tage verlebte Wieland in Zürich bei Bodmer, bei dem er wohnte und mit dem er an ein und demselben Tische arbeitete. Von ihm angeregt dichtete er (1753) den „geprüften Abraham", ein längstvergessenes Epos in drei Gesängen, eine Nachahmung von Bodmers Noachide. Als er seinem Freunde nicht mehr zur Last fallen wollte, nahm er eine Hauslehrerstelle an, um nur in Zürich bleiben zu können. Die einstige Verbindung mit seiner geliebten Sophie war und blieb noch immer die schönste Hoffnung seines Lebens; plötzlich aber ward sie ihm entrissen durch die Nachricht, sie sei an den kurmainzi-

chen Hofrath de la Roche verheirathet. Wie tief ihn dieser Verlust schmerzte, begreifen wir leicht, und es ist noch das Beste, was er thun konnte, daß er in der trüben Gemüthsstimmung, in welche ihn dieser unerwartete Schlag versetzte, seine Zuflucht zur platonischen Philosophie und zu den Schriften mystisch-ascetischer Theologen nahm. Was er damals schrieb, ist kaum des Erwähnens werth; seine „Sympathien“ ebenso wie seine „Empfindungen eines Christen“ sind überspannte Producte. Seine Muse „spielte die Betschwester“ und der junge Dichter vergaß sich so weit, daß er in höchst unziemlicher Weise gegen die weltlichen Dichter, die in Klopstocks Halleluja nicht einstimmen mochten, gegen die Sänger der Grazien, namentlich gegen den trefflichen Uz, zu eifern begann. Es währte jedoch nicht allzu lange, so begann schon Nicolai's Prohezeihung in Erfüllung zu gehen und „die junge Frömmigkeitslehrerin“ (Wieland) sich in „eine muntere Modeschönheit“ zu verwandeln.

Zunächst wandte er sich, wohl in Folge seiner Bekanntschaft mit dem Schauspieler Ackermann, den er in Zürich kennen lernte, zum Drama; er schrieb das Trauerspiel Lady Johanna Gray, welches Lessing in den Literaturbriefen einer scharfen, aber trefflichen Kritik unterzog. So sehr sich auch Lessing darüber freute, daß Wieland die ätherischen Sphären verlassen habe und wieder unter Menschen wandle, so wenig konnte er doch umhin, die Schwächen des Stücks aufzudecken. Der Dichter, sagt er, habe darin alle Charaktere in eine Form gegossen, in jene idealische Form der Vollkommenheit, die er mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat; er habe zwar die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben. Gleichzeitig aber sprach Lessing die Hoffnung aus, daß er mit der Zeit die Menschen in ihrer wahren Gestalt erblicken, die innere Mischung des Guten und Bösen im Menschen erkennen und

studiren und dann ganz vortreffliche Trauerspiele liefern würde; diese Hoffnung hat sich in der Folge freilich nicht erfüllt, sie scheint aber Wieland zu einem zweiten Versuche in dieser Gattung verleitet zu haben, der nicht besser ausfiel, wie der erste. Sein zweites Trauerspiel (Clementina von Poretto) ist ein ebenso trauriges Stück und leidet an denselben Fehlern, wie seine Lady Johanna Gray.

Im Jahre 1759 nahm Wieland eine Hauslehrerstelle in Bern an und im folgenden Jahre gieng er nach Biberach zurück, da ihm in seiner Vaterstadt die Stelle eines Kanzleidirectors zugedacht war. Wie wenig indeß dieses Amt seinen Neigungen zusagte, das geht aus einem Briefe an seinen Freund Zimmermann, den Verfasser des Buches „über die Einsamkeit", hervor; denn er schrieb: „Hier gehen meine Talente für das Publikum verloren. Unter solchen Zerstreuungen, bei einem solchen Amte, ohne Aufmunterung, was kann ich da thun? Wenn ich auch Zeit und Gemüthsruhe und Muth hätte, etwas zu unternehmen, so verbietet mir der einzige Umstand, daß wir keine Bibliotheken haben, alle Unternehmungen von Wichtigkeit. Ich bin genöthigt, immer aus mir selbst herauszuspinnen. Es sind schon viele Jahre her, daß ich mit einer philosophischen Geschichte nach einem besonderen Plane schwanger gehe. Die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, dürfte es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen. Ohne eine Bibliothek von den vollständigsten und kostbarsten Büchern zur Hand zu haben, ist an ein solches Werk nicht zu denken. Sollte es nicht Schade sein, daß es nur darum unterbleiben soll, weil ich zu Biberach und nicht in Berlin oder an einem andern Orte bin, wo eine öffentliche Büchersammlung mir die Folianten und Quartanten darbietet, die man bei einer solchen Arbeit alle Augenblicke zum Nachschlagen braucht?"

Daß er bei solchen Gefühlen und unter solchen Umständen rastlos auf Mittel und Wege sann, sich von Biberach loszumachen und in eine andere Stellung zu kommen, ist natürlich; aber es gelang vor der Hand noch nicht und fast möchte man sagen, zu seinem Glücke und zum Heil unserer Literatur. Denn er knüpfte alsbald in der Nähe seiner Vaterstadt eine freundschaftliche Verbindung an, welche entscheidend auf sein Lebensschicksal und namentlich auf seine dichterische Thätigkeit einwirkte.

In dem nahen Marktflecken Warthausen nämlich lebte damals, zurückgezogen vom öffentlichen Leben und den Geschäften, der kurmainzische Staatsminister Graf Stadion und bei ihm Herr de la Roche mit seiner Gattin, der ehedem von Wieland so schwärmerisch geliebten Sophie. Im Kreise dieser beiden Familien fand der Dichter herzliche Aufnahme, im freundschaftlichen Verkehr mit ihnen geistige Erhebung und Erheiterung des Gemüthes. Es war eine ganz neue Bildungssphäre, in der er hier zu athmen anfieng; hier lernte er zuerst den Ton der damaligen vornehmen Welt kennen und eine Geistesrichtung, die den Schriften der französischen Classiker und der Encyclopädisten entstammte; denn der Graf war ein feiner, vielseitig gebildeter und dabei von der achtungswerthesten Gesinnung durchdrungener Weltmann und Herr de la Roche ein geistreicher Schüler und Verehrer Voltaires. Der vertraute Umgang mit beiden Männern und die Benutzung der reichen, die Schriften der besten französischen und englischen Dichter und Philosophen umfassenden Bibliothek Stadions, machten aus Wieland alsbald einen ganz anderen Menschen, der Art, daß er selbst nachher gestehen mußte, er sei „nichts mehr von dem, was er gewesen, weder Enthusiast noch Ascet, weder Prophet noch Mystiker"; er wurde das Gegentheil von all diesem — Verkündiger der Philosophie des gesunden Menschenverstandes, er wurde Erotiker, er lehrte fortan:

Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt!
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht;
Nicht wissen will, was Alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, — sie drum nicht minder liebt;
Die irrenden bedauert und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, von ihr zu sprechen glüht,
Die ohne Sold und aus Geschmack sie übt
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium und keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Seine Lieblingsschriftsteller und zum Theil seine Vorbilder waren damals Lucian, Horaz, Ariost, Voltaire und Helvetius. Man erkennt sie mit leichter Mühe als die Wegweiser auf der Bahn, die er nunmehr eingeschlagen und auf der er, für „Natur und rechte Lebensweisheit“ gegen Idealismus und Schwärmerei kämpfend, raschen Ganges weiterschritt.

Von den Schriften, die Wieland in Biberach noch mitten im Staub der Acten entweder ganz oder doch theilweise schrieb, nennen wir neben den „komischen Erzählungen“ den Roman „Don Silvio von Rosalva“, ferner: Idris und Zenide, die Grazien, der neue Amadis, — welcher den Triumph einer geistigen Schönheit über blos körperliche schildert, — Agathon und Musarion.

Der seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommene Agathon (1766) war des Verfassers Lieblingswerk, aus

Gründen, die wir von selbst errathen, wenn wir uns erinnern, daß Wieland selbst von dem Helden dieses Romans gesagt hat, er sei „eine wirkliche Person, die er von allen am genauesten kenne.“ Dies konnte er mit Fug und Recht sagen; denn der Agathon enthält im Grunde nichts Anderes, als die Entwickelungsgeschichte des Verfassers selbst, seine eigene kurz zuvor vollzogene Umwandlung aus einem Tugendschwärmer in einen heiteren Genußmenschen.

Agathon verlebt in treuer Hut und Pflege, fern aller Berührung mit der Welt,*) seine Kindheit im heiligstillen Haine des delphischen Gottes. Nachdem er zum Jüngling herangereift, wird er plötzlich in die Weltstadt Athen versetzt und hier geht ihm ein durchaus neues Leben auf. Der Umgang mit dem Philosophen Hippias führt ihn zu einer ganz neuen Weltanschauung und er kommt nach und nach dahin, seinen frommen Glauben als thörichte Schwärmerei zu betrachten, und um die nun eingeleitete innere Umwandlung völlig zu vollenden, lehren ihn die Reize einer Danae den Genuß des Lebens höher stellen, als die strenge Tugend. — Die nicht schwer erkennbare Tendenz des ganzen Romanes ist die, zu zeigen, wie weit es der Mensch mit den bloßen Kräften der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne (quid Virtus et quid Sapientia possit) und wie man nur weise und gut werde durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdliche Bearbeitung seiner selbst, durch öftere Veränderungen seiner Denkart und endlich durch guten Umgang und gute Beispiele. Die Schilderung des griechischen Lebens darin ist völlig unwahr und verfehlt.

Wielands Musarion oder die Philosophie der Grazien (1768) hat fast dieselben guten und schlimmen Eigen-

*) Hiermit vergleiche man: Barthel, Nationalliteratur im Mittelalter (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn) S. 134 und flgde.

schaften, wie seine übrigen erzählenden Gedichte aus dieser Periode, nur zeigen sich hier die guten in der höchstmöglichen Vollendung und man wird, abgesehen von dem leichtfertigen, üppig-sinnlichen Inhalte immer den leichten zierlichen Versbau und die reizende Sprache dieses Gedichtes bewundern müssen.

Sehen wir uns das Gedicht selbst einmal an. Musarion überrascht Phanias mit dem Wunsche, sie wolle die Nacht in seiner Wohnung zubringen. Verlegen schützt er vor, daß dieselbe sehr klein sei und daß er zudem den Besuch zweier Philosophen, des Stoikers Kleanth und des Pythagoräers Theophron habe. Die Schöne läßt sich aber damit nicht abweisen.

Was soll er thun? — Wo Widerstreben
Vorm Untergang das Schiff nicht retten kann,
Da wird ein weiser Steuermann
Mit guter Art sich in den Wind ergeben.
Mein Phanias, der nur aus blöder Scheu
Vor seinen Mentorn sich so lange widersetzte,
Schwor, daß er seine Einsied'lei
Dem Musentempel ähnlich schätzte,
Weil ihr das Glück beschieden sei,
Die liebenswürdigste der Musen zu beschatten.
Schon zeigte sich, daß ihre Reize noch
Nicht alle Macht auf ihn verloren hatten.
Der ausgetriebne Amor kroch
So leise, wie auf Blumenspitzen,
Aus ihren Augen in sein Herz.
Des Gottes Ankunft künd't ein fliegendes Erhitzen
Der blassen Wang', ein wollustvoller Schmerz
Mit Thränen an, die wider seinen Willen
In runden Tropfen ihm die Augenwinkel füllen.

Musarion geht in Phanias' Wohnung, führt auf eigenthümliche Weise beide Philosophen ad absurdum und Phanias zu einer Liebeserklärung, auf welche sie antwortet:

„Nun, bei Dianen! Freund,
Die Liebe macht bei dir sehr klägliche Geberden;
Sie spricht so weinerlich, daß mirs unmöglich scheint,
In diesen Ton jemals gestimmt zu werden.
Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theophrons Augenweihe:
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht!
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der Zephyrn gleich das Herz in leichte Wellen setzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt;
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an
Und wird sich nur mit meinem Leben enden."
Welch einen Strahl von unverhofftem Licht
Läßt dieses Wort in seine Seele fallen!
Er glaubte seinem Ohr den süßen Wechsel nicht;
Allein er sieht das Glück, das ihm der Mund verspricht,
In ihren schönen Augen wallen.
Vor Wonne sprachlos sinkt sein Mund auf ihre Hand;
Wie küßt er sie! Sein inniges Entzücken
Entwaffnet ihren Widerstand;
Sie gönnet ihm und sich die Lust, ihn zu beglücken,
Die Lust, die so viel Reiz für schöne Seelen hat. —

Die Uebersetzung von „Shakspeares theatralischen Werken, die ihn von 1762—66 beschäftigte und durch welche er den großen Briten bei uns einführte, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, da sie unstreitig zu seinen verdienstlichsten literarischen Arbeiten gehört. Auf seine Muse freilich ist dieselbe fast ganz ohne Einfluß gewesen, da sein Naturell mehr auf epische Breite als auf dramatische Kürze angewiesen war.

Die oben angeführten Schriften dieser Biberacher Periode fanden, wie sich leicht denken läßt, eine sehr verschiedene Beurtheilung.

Viele tadelten mit vollem Rechte die sinnlich reizende Färbung seiner Dichtungen, das allzu wohlgefällige Hervorheben des Sinnlichen, gegen welches das Edle und Ideale im Menschen in Schatten gestellt ward, dieses Anstreifen an die Frivolität französischer Vorbilder, diesen plötzlichen Uebergang von einem Extrem ins andere. Aber beim Tadel allein blieb es nicht, diese neue Richtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit erweckte viele Feinde und Gegner. Wir erinnern uns, wie feindselig der Göttinger Hainbund gegen ihn auftrat; wir werden späterhin erfahren, daß auch der junge Göthe mit einer Satyre („Götter, Helden und Wieland") gegen ihn auftrat; in gleicher, mehr oder minder bitterer Feindschaft standen zu ihm die Leipziger und seine ehemaligen Freunde, die Schweizer, die Anakreontiker in Halberstadt und der fromme Lavater und schließlich natürlich die eifrigen Theologen von allen Orten und Enden.

Ein großer Theil des Publikums jedoch urtheilte anders. Von der vornehmen Welt und von all denen, welche leicht, geistreich und anmuthig unterhalten sein wollten, wurde Wieland bewundert, gelesen und gepriesen. Alle jene, welchen Lessing zu ernst, tief und gelehrt und Klopstock zu erhaben, fromm und ungenießbar vorkam und die deßhalb nur französische Bücher gelesen hatten, von diesen Allen wurde er als entschiedener Liebling begrüßt und gefeiert.

Um nun jeder Ungerechtigkeit gegen Wieland von vornherein die Spitze abzubrechen, will ich gleich hier bemerken, daß aller Tadel über seine Schriften selbstredend nur dem Dichter gilt, keineswegs dem Menschen. Wieland bewies sich nämlich sein ganzes Leben hindurch als so strenger Beobachter des Anstandes, echter Sittlichkeit und reiner Manneswürde, daß ihm von Seiten seines Charakters durchaus Niemand beikommen kann. Je tadelloser sein Lebens-

wandel war, desto unbilliger kam es mir immer vor, wenn ich sah, wie Vilmar in seiner Literaturgeschichte einerseits wohl die Schattenseiten von Wielands Dichtungen hervorhob und grell ausmalte, während er andrerseits die Lichtseiten seines Charakters, das herrliche Bild seines glücklichen Familienlebens, ganz unberührt läßt oder lediglich damit abthut, daß er sagt, Wieland sei ein gutmüthiger Lebemann gewesen.

Wir wenden uns nun wieder zur Erzählung seines Lebensganges zurück, um darnach einige seiner Hauptwerke, namentlich seinen Oberon, näher zu betrachten.

Ueber seine Biberacher Verhältnisse hatte er sich, nachdem er 1764 zum wirklichen Kanzleidirector ernannt worden war, allmälig beruhigt. Er betrachtete sein Amt als ein zwar mühseliges, aber doch einträgliches und honorables Amt und als die Basis seiner Ruhe, da es ihn ja aller niederschlagenden Nahrungssorgen enthob. „Nun geht mir" — schreibt er — „von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nichts ab, als ein Weib, und da ich durch den Tod meines Bruders die Ehre habe, der Einzige von meiner Familie zu sein, so werde ich von meinen lieben alten Eltern über diesen Punkt so sehr in die Enge getrieben, daß ich bald genöthigt sein werde, in die ganze Welt auszuschreiben." Dies war jedoch nicht nöthig, denn schon am 7. November 1765 konnte er seine Vermählung melden und schreiben: „Ich habe mir ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen; denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen." Dieses artige liebenswürdige Geschöpf war eine Kaufmannstochter aus Augsburg, wohl keine Frau für den Dichter, da sie nicht einmal die Werke ihres Mannes gelesen haben soll,

aber, wie er sie selbst schildert, ein unschuldiges, von der Welt unangetastetes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf, das sich ihm sowohl als treue und liebevolle Lebensgefährtin wie als treue Mutter der vielen Kinder erwies, die nach und nach um beide heranblühten.

Im Jahre 1769 erhielt Wieland einen ehrenvollen Ruf nach Erfurt als erster Professor der Philosophie mit dem Charakter eines kurmainzischen Regierungsraths, und er folgte diesem um so lieber, als sich ihm die Aussicht bot, dort die ersehnte Muße zu literarischen Arbeiten zu finden. Obgleich er der dortigen Universität nur durch seinen Ruf nützen sollte und obgleich er eigentlich nicht verbunden war, Vorlesungen zu halten, so that er dies doch und las über die Geschichte der Menschheit, über Philosophie, über die allgemeine Theorie der Künste u. a. Collegien und gab (1770) seine „Dialogen des Diogenes“ und den „Combabus“, später den „Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian“ heraus, ein Werk, das seiner Absicht nach das Nützlichste enthalten sollte, was die Großen der Erde einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Dieses Buch machte die Herzogin Anna Amalia von Weimar auf ihn aufmerksam und führte dahin, daß ihn diese ausgezeichnete Frau (im Jahre 1772) zum Erzieher und Lehrer der beiden Prinzen ernannte und an ihren Hof berief.

In Weimar gieng Wieland an der Seite dieser edlen, durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten Fürstin, und im Verkehr mit all den feingebildeten Männern und Frauen, welche sich in der Folge in dieser für die deutsche Bildung so merkwürdig gewordenen Stadt zusammenfanden, ein neues Leben auf; er ward geläutert und erhoben. Jetzt erst begann die volle Entwicklung seines Talents und eine neue Epoche seines poetischen Schaffens. Auch sein äußeres Leben fand hier seinen Abschluß und besondere Veränderungen traten

fortan nicht mehr ein. Belebt von innerer Zufriedenheit, gehoben durch den Beifall eines zahlreichen Publikums, geschätzt von seiner Fürstin und seinem hochgesinnten Zögling, verehrt als der Aelteste des Weimarer Musenhofes, verlebte er lebensfroh und behaglich den Rest seiner Tage theils auf seinem Gute Osmannstädt (von 1798—1803), theils in Weimar, wo er endlich als achtzigjähriger Greis am 20. Januar 1813 starb.

Seine sterblichen Reste wurden am 25. Januar Abends feierlich bestattet. Sechzehn Brüder der Freimaurerloge „Amalia", welcher Wieland angehört hatte, trugen seinen Sarg; viele Freunde und Verehrer und Bewohner des Dorfes schlossen sich dem Leichenzuge an. In seinem Garten zu Osmannstädt wurde er neben seiner früher verstorbenen Gattin und neben seiner jugendlichen Freundin Sophie Brentano begraben. Die geweihte Stätte ziert ein einfaches Denkmal mit der von ihm selbst verfaßten Inschrift:

> Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
> Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein!

Es ist nun noch übrig, einen flüchtigen Blick auf seine Schriften aus der Zeit seines Weimarer Aufenthalts zu werfen, was wir nun thun wollen, um nachher etwas länger bei der Betrachtung seines Hauptwerkes zu verweilen.

Eine der ersten Arbeiten, zu welcher er in Weimar angeregt ward, ist das Singspiel „Alceste", welches auf dem dortigen Hoftheater gegeben, und alsbald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifall aufgenommen ward. Von nicht geringer Bedeutung für unsere vaterländische Literatur war die von ihm begründete und mehr als ein Jahrzehnt lang allein herausgegebene Monatsschrift „der deutsche Mercur", der allenthalben in Deutschland Verbreitung fand und zur Erweckung des Sinnes für vaterländische Literatur sehr

viel beitrug. Im Mercur ließ Wieland, so lang er ihn selbst redigirte, alle seine neuen Producte zuerst abdrucken, so den verklagten Amor, die Geschichte des Danischmend, Sixt und Clärchen, das Wintermärchen, Gandalin, Geron, das Sommermärchen, Rosamunde, die Wasserkufe u. a., selbst die Abderiten und den Oberon.

Sein humoristischer Roman, die Geschichte der Abderiten (1774), gehört jedenfalls zu dem Geistreichsten und Besten, was er je geschrieben. Er ist eine heitere, gelungene Satyre auf die Jämmerlichkeit deutscher Philisterhaftigkeit und Kleinstädterei, die er hier um so lebendiger darstellen konnte, als er aus Erfahrung sprechen und nach dem Leben zeichnen konnte; denn die nöthigen Studien zu seinen Gemälden hatte er längst in Erfurt und Biberach gemacht. Vielleicht wäre diese ergötzliche Geschichte eingreifender und zum wirklichen Volksbuche geworden, wenn er den Schauplatz derselben statt nach Griechenland in die kleine Stadt Abdera, lieber kühn nach Deutschland selbst verlegt hätte. Indessen ist auch so der Roman noch heute lesenswerth.

Wie Mendelssohn von Lessing sagte, er schrieb den Nathan und starb, so könnte man auch von Wieland sagen, er dichtete den Oberon und starb. Der Oberon, ein romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen (1780), bildet gleichsam den Schlußstein seiner poetischen Laufbahn und dieses Meisterwerk war es, durch das er sich den Namen eines deutschen Ariost verdient hat und welches, wie gesagt, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Den Stoff dazu entnahm der Dichter dem altfranzösischen Ritterroman Huon de Bordeaux, so wie er denn auch bei einigen anderen Gedichten französische Quellen benützt hat. Daß er im Oberon eigentlich drei verschiedene Geschichten ineinander verflochten hat, hielt er selbst für eine eigenthümliche Schönheit des Planes und der Composition, worauf er sich nicht

wenig zu Gute gethan. Im Vorwort „an den Leser" hat er sich darüber ausgesprochen: „Oberon ist nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seines Liebesverhältnisses mit Rezia und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keiner ohne die anderen bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeuge seiner eignen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihrem Schicksal zu nehmen. Aus dieser, auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesses entsteht eine Art Einheit, die meines Erachtens das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnahme an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte."

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender:

Um die an seinem jüngern Bruder verübte Unbill zu rächen, brach Hüon, Erbe und Sohn des braven Siegewin, einst Herzogs Guyenne, eine Lanze mit Scharlot, Karls des Großen Sohn, und erstach seinen Gegner in diesem Zweikampf. Von Schmerz und Wuth getrieben, ertheilt ihm deshalb der Kaiser zur Strafe den entsetzlichen Auftrag:

„Zeug hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Khalif, im Staat, an seiner Tafelrunde

Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze,
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Khalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle hin, nach Morgenländer Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar' aus seinem grauen Bart.

Geh hin und wie gesagt, eh' du aufs Haar vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen." —

Obwohl nun Hüon wie jeder Andere einsah, daß so gewogen bleiben nichts besser, als ein Todesurtheil sei, so machte er sich doch sofort auf, den Auftrag zu vollziehen. Auf der Reise nach Babylon trifft er den ehemaligen Schildknappen seines Vaters, den treuen Scherasmin, der seine Einsiedelei verläßt und mit ihm zieht. So kommen beide endlich an den Hain, in welchem Oberon haust, der König der Elfen. Scherasmin warnt seinen Herrn, in diesen Zauberwald zu treten, in dem so Mancher in einen Hirsch oder ein Reh verwandelt worden sei, aber der ritterliche Hüon will nichts von Umkehr wissen. Keine Furcht und Feigheit kennend, reitet er durch den Wald und sieh da, auf einmal erscheint ihm Oberon. Beide fliehen und Oberon ihnen nach — bis in das Kloster, wohin beide geflüchtet waren. Dort werden Nonnen und Mönche von Oberons Horn zum Tanzen gezwungen, und als Alles sich müd gesprungen

Da naht sich ihm der schöne Zwerg und spricht
In seiner Sprach' ihn an mit ernstem Angesicht;
Warum entfliehn vor mir, o Hüon von Guyenne?
Wie? du verstummst? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir! — Nun kehrt die Zuversicht
In Hüons Brust zurück. Was willst du mein? erwiedert
Der Jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener; wer das Licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir bestimme,
An keinem Adamskind hab ich es je gethan!
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz dir niemals fehlen,
Denn meine Strafgewalt trifft nur befleckte Seelen. —

Als Pfänder seiner Huld übergiebt er ihm dann ein elfenbeinern Horn und einen Becher mit den Worten:

Mir ist der Auftrag wohlbekannt,
Womit dich Karl nach Babylon gesandt.
Du siehst, was für ein Ungewitter
Er dir bereitet hat; sein Groll verlangt dein Blut:
Allein, was du mit Glauben und mit Muth
Begonnen hast, das helf' ich dir vollenden;
Da, wackrer Hüon, nimm das Horn aus meinen Händen!

Ertönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch
Sein schneckengleich gewundner Bauch,
Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntausend Mann, sie fangen an zu tanzen
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen;
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
Von Dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.

Nur spare solchen Ruf, bis höchste Noth dich dringt.
Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
Sobald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet:
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.

Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von seines neuen Schützers Huld;
Und da er sich des Ostens Purpurränder
Vergülden sieht, forscht er mit Ungeduld
Nach Babylon den kürzesten der Wege.
Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

Nachdem der Zwerg nach diesen Worten verschwunden, stärken sich beide zur fernern Reise und ziehen über Berg und Thal weiter gen Babylon. Alsbald gesellt sich zu seinem Auftrag ein neuer Grund, der ihn nach Bagdad treibt, die Hoffnung nämlich, jene göttergleiche Schöne dort zu finden, die er im Traum gesehen und an die er ohne Widerstehen beim ersten Blick sein Herz verlor.

Nach mannichfachen Abenteuern, die Hüon mit Rittern, Riesen und Kobolden zu bestehen gehabt, kommen beide in Bagdad an, gerade zu der Zeit, wie sie von ihrer Wirthin erfahren, als die schöne Tochter des Sultans mit Babekan, dem Fürsten der Drusen, wider ihren Willen vermählt werden soll. Aber, warum kann Rezia, die schöne Sultanstochter, den Bräutigam nicht sehen?

Warum empört sich ihr Herz, wenn sie von Hochzeit reden hört?

— — „Was unglaublich ist, so hat ein bloßer Traum
Die Schuld daran.“ — Ein Traum? ruft Hüon ganz im Feuer;
Ein Traum? ruft Scherasmin, welch seltsam Abenteuer!

Ihr träumte, fährt die Alte fort,
Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden Ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig Hunden
Verfolgt, in Todesangst herab von einem Berg;
Ihm zu entfliehen, war die Hoffnung schon verschwunden!
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Phaethon, den junge Löwen zogen,
In vollem Sprung' entgegen ihr geflogen.

Der Zwerg in seiner kleinen Hand
Hielt einen blüh'nden Lilienstängel,
Und ihm zur Seite saß ein fremder junger Fant,
In Ritterschmuck, schön, wie ein barer Engel;
Sein blaues Aug' und langes gelbes Haar
Verrieth, daß Asien nicht sein Geburtsland war;
Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr Herzchen ward beim ersten Blick genommen.

Die Zubereitungen zum Hochzeitsfest sind gemacht, fährt die Wirthin zu erzählen fort, und unfehlbar wird es morgen vor sich gehen. Allein

Eh' dies geschieht, fuhr Hüon rasch heraus,
Eh' soll das große Rad der Schöpfung stille stehen!
Der Ritter und der Zwerg sind, glaubt mir, auch vom Schmaus.

Die Alte wundert sich des Wortes und betrachtet
Genauer, was sie erst nicht sonderlich geachtet,
Des Fremden blaues Aug' und langes gelbes Haar
Und seinen Ritterschmuck, und daß er nur gebrochen
Arabisch sprach, und daß er schöner war,
Als je ein Mann, der in die Augen ihr gestochen:
Das rasche Wort, das er gesprochen
Und diese Aehnlichkeit! es däucht ihr sonderbar.

Die Fremden verlangen nach Ruhe und ziehen sich zurück; die Alte aber, die der Vorwitz juckt, lauscht an der Thür ihrem Zwiegespräche, von dem sie freilich nichts versteht als dann und wann den Namen Rezia.

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!
(Rief Hüon aus) Wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen;
Auf mein Verderben zielt sein Auftrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er blos den Willen des Geschickes:
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

Und daß (spricht Scherasmin) die Jungfrau, die im Traum
Das Herz Euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu Eurer Braut ernannte;
Daß Alles so sich schickt, und daß auch sie im Traum,
Wie Ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!
Und doch, spricht Huon, hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

Dieser Knoten scheint sich nun rasch zu lösen: Als der Khalif mit seiner Tochter und mit seinen Emirn an der Tafel beim Festmahl sitzt, tritt Hüon in den Saal, schlägt dem Bräutigam das Haupt ab und küßt die schöne Rezia, die den Heißgeliebten sofort in ihm erkennt, dreimal auf den holden Mund. Der Aufruhr, den diese Verwegenheit entzündet, wird durch das Horn von Elfenbein gedämpft; er entbrennt aber von Neuem, als Hüon den Khalifen um vier von seinen Backenzähnen und um eine Hand voll Haar aus seinem Silberbart bittet. Auf Scherasmins Ruf erscheint Oberon, befreit beide Liebende aus der drohenden Gefahr und entführt sie an den Strand von Askalon. Dort heißt er sie rasch von dannen eilen, bevor der Sultan Zeit gewinnt, ihnen nachzueilen.

— — Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,

Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

Und tief, o Hüon, sei's in deinen Sinn geprägt,
So lange bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Als Hüon diesem Gebote untreu wird, verschwinden Horn und Becher, die Pfänder von Oberons Huld, und die Schuld gebiert eine lange Reihe von Mühsal und Leiden. Hüon und Rezia werden auf eine unwirthbare einsame Insel verschlagen, dort Hunger und Durst preisgegeben und endlich gar getrennt. Erst nach all diesen und anderen schweren Prüfungen, in denen beide ihre Liebe und Treue bewähren, versöhnt sich Oberon wieder mit ihnen wie mit seiner Gemahlin Titania, und Hüon und Rezia, die nun als Christin den Namen Amanda führt, laufen in den Hafen des Glückes ein. Sie finden sich, werden dann dauernd vereinigt und kehren an den Hof Karls nach Frankreich zurück.

Dies der Inhalt des Gedichtes. Was die Form betrifft, so ist dieselbe allerdings nicht streng und geschlossen, aber dafür entschädigt uns hinreichend die Lebhaftigkeit der Handlung und der leichte Fluß des Gedankens, die reizende und bewegliche Sprache, die feine Mischung von Scherz und Ernst und die über das ganze Gedicht sich verbreitende Anmuth und Grazie. —

Wir haben nun Wielands schöpferische Thätigkeit kennen gelernt und aus der Betrachtung seiner Werke gewiß

die Ueberzeugung gewonnen, daß in ihnen die Bedeutung nicht liegt, welche ihn unter unsere classischen Dichter einreiht, sondern daß dieselbe vielmehr in dem eigenthümlichen Eingreifen in die Zeit, in der Anregung liegt, die von ihm ausgegangen.

Je stiefmütterlicher die deutsche Muse ihre Jünger mit jenem feinen weltmännischen Tone, durch den sich die französische Literatur die europäische Gesellschaft erobert hatte, ausgestattet hatte, desto wichtiger wurde die Einwirkung Wielands auf seine Zeit, die gerade eines Mannes wie er bedurfte, mit diesem feinen Gleichgewichte verschiedener Kräfte, mit dieser Mischung poetischer und philologischer Anlagen, mit dieser zarten Empfindung und großen Belesenheit, mit dieser in griechischen und italienischen Anschauungen und Gefühlen genährten und reich ausgestatteten Einbildungskraft, mit dieser zarten Anmuth des verfeinerten, besonnenen Lebensgenusses, mit dieser freundlichen Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen, mit dieser bildnerischen Kunstthätigkeit, durch welche die Stoffe aller Völker und Zeiten geordnet, zusammengestellt, umgeformt und germanisirt wurden — kurz eines Mannes, der, so wie er, alle Eigenschaften besaß, um der Liebling der höheren Stände, um ein gesellschaftlicher Schriftsteller zu werden, wie ihn seine Zeit und vorzüglich die Verächter der deutschen Sprache, die im französischen Ton und Geschmack gebildeten höheren Zirkel bedurften, um sich des Ausländischen zu entwöhnen und für vaterländische Dichtung Achtung zu gewinnen.

Um Wieland recht zu würdigen, darf man, wie Gruber mit Recht meint, nicht vergessen, daß Wieland zu einer Zeit schrieb, wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen steckten, in Alleen herumführte, die eben so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter

einem hohen Frisurthurme eingeschnürt da saß, während die alten Basen in Gottsched'scher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten. Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlasse einige Erleichterung verschafft ward, ist unter allen Umständen nur von Vortheil gewesen; das Einzige, was man vielleicht dabei beklagen muß, ist, daß Wieland einen zu langen, schlüpfrigen und für sinnlich Reizbare und Leichtsinnige zu gefährlichen Umweg durch die griechischen Hetären nahm, weshalb denn auch seine Schriften, wie bereits angedeutet, der Jugend stets ein verschlossenes Paradies bleiben müssen. Ebenso habe ich bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Wielands Leben völlig frei und rein blieb von den Fehlern, in welche sein Geschmack und seine Darstellung verfiel. Die Grundlage seines Charakters war und blieb die Liebe zur Harmonie und Schönheit, die Mäßigung und Selbstbeherrschung, die Liebe zur vollendeten Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb der Grenzen der Wahrheit und Natur, jene sokratische Lebensweisheit, die, wie er sie im Leben übte, auch mehr oder minder seine Geistesproducte durchdrang. Es war ein Charakter, der, wie Göthe von ihm bezeugt, wohl mit seinen Meinungen, aber nie mit seiner Gesinnung spielte, den weder Neid noch sonst eine häßliche Leidenschaft entstellte; ein Mann, in dem der Höfling nie mit dem einfachen Familienvater in Conflict kam, der in patriarchalischer Häuslichkeit sein einziges Glück fand, frugal und von unbescholtenster Sittenreinheit.

Daß Wieland einen Gegensatz gegen seine beiden großen Zeitgenossen bildet, habe ich bereits hervorgehoben; man hat ihn nicht unpassend mit Gottfried von Straßburg, Klopstock mit Wolfram von Eschenbach verglichen; denn seine Erscheinung erinnert uns lebhaft an jene früheren Zeiten, wo der deutsche Geist bereits einen Wettkampf versucht hat

mit den antiken und mitlebenden Völkern. Gottfried schwimmt in dem romantischen Elemente leicht und beweglich hin, wie Wieland, nur bleibt er doch in seiner Unschuld und seinem Ringen nach Schönheit edler und deutscher, als er, der mit selbstgefälligem Eingeständniß seiner Schwäche darin untergeht; Wolfram von Eschenbach nimmt denselben erhabnen Schwung und die ideale Richtung wie Klopstock, nur bleibt bei ihm nicht das Vollbringen so weit hinter dem Wollen zurück, wie bei diesem.

Auf der Höhe seines Rufs und seines Strebens war Wieland ein gefeierter Dichter und der Stolz seiner Nation; aber er erlebte noch, wie Gottsched, das Sinken seines Ansehens und das Erbleichen seines Ruhmes. Vor Allem war es die Kantische Philosophie, welche von Osten kommend eine ebenso welterschütternde Wirkung that, wie im Westen die französische Revolution. Eine völlig neue Weltanschauung trat an die Stelle der alten, den Bau der Aesthetik trugen neue Principien, auf dem Gebiete des Geschmacks entstanden so große Veränderungen, daß die Autorität der bisherigen Herrscher auf diesem Gebiete gänzlich in Frage gestellt schien; die Sturm- und Drangperiode war gleichsam das Morgenroth einer neuen Zeit, in welcher Göthe und Schiller bestimmt waren, das zu vollenden, was Lessing, Klopstock und Wieland begonnen. Aber wenn auch Wieland gleich Gottsched von der Zeitströmung überholt ward, so beharrte er doch nicht voll Eigensinn und Dünkel wie jener auf seinem Standpunkte und machte sich nicht lächerlich, sondern er hatte Einsicht genug zu bemerken, daß seine Zeit um war und dazu auch soviel neidlose Herzensgüte, um dem aufstrebenden Genius Göthes von ganzem Herzen huldigen zu können. Seine Seele ist „so voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne“, schreibt er an Jacobi, und er hatte — „wie einem echten Vater zukommt“ —

seine innigste Freude daran, daß ihm „der wunderbare Knabe so schön über'n Kopf wuchs." —

Wielands bequeme Dichtung und das Glück, welches seine Schriften bei einer dankbaren Lesewelt hatten, reizte eine zahlreiche Jüngerschaft zur Nachahmung. Was aber seinen Schülern an Geist abgieng, das suchten sie dadurch zu erreichen, daß sie des Meisters Art und Weise überboten; deshalb verloren sich auch die Meisten derselben aus der reinen Höhe der echten Poesie und nur Weniger gedenkt die Nachwelt.

Im Epos folgten ihm L. H. v. Nicolay aus Straßburg mit der romantischen Epopöe „Reinhold und Angelika", J. B. v. Alxinger aus Wien in seinem „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis", und Fr. August Müller (1767—1807) in „Richard Löwenherz" u. A. — Im Romane sind ihm verwandt Thümmel und Heinse.

**Moritz August von Thümmel**, 1738 zu Schönfeld in Sachsen geboren, studirte in Leipzig mit Gellert, Rabener u. A. und ward 1761 Kammerjunker beim Erbprinzen von Sachsen-Coburg und endlich geh. Hofrath und Minister. Nachdem er 1783 den Staatsgeschäften entsagt hatte, lebte er theils auf Reisen, theils auf seinem Gute Sonneborn und zu Gotha, wo er im Jahre 1817 starb.

Thümmel verweilte gleich seinem Vorbilde gern bei den Schwächen des menschlichen Herzens und noch lieber bei den lockenden Reizen der Sinnlichkeit; er war ein feingebildeter, geistvoller Hofmann, der sich nicht nur mit muthwilliger Laune über die ernsten Gesetze einer strengen Moral hinwegsetzte, sondern der sich auch zuweilen einen üppigen Scherz erlauben zu können glaubte. Sein idyllisches Epos „Wilhelmine" ist eine durchweg verunglückte, in Stoff und

Darstellung abgeschmackte Idylle, bei der wir nicht länger verweilen wollen. Sein Hauptwerk sind die: Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich 1791—1805, die Geschichte eines durch Lebensweisheit und Lebensgenuß geheilten Hypochonders. Was den Plan dieses in der Yorik-Sterne'schen Manier geschriebenen Werkes betrifft, so ist derselbe so tief angelegt, daß er selbst an Göthes Faust erinnern kann; das Ganze aber ist in glatter, eleganter, mit Versen untermischter Prosa geschrieben und zeugt von feiner Beobachtungsgabe und kluger Menschenkenntniß. Das Gegenüberstellen des Ich gegen die Welt und die Wirkung der Welt auf das Ich ist darin auf wirklich künstlerische Weise vollzogen. Thümmel steht mit diesen Reisen schon ganz auf dem Boden der Aufklärung des 18. Jahrh., auf welchem sich damals die Romandichtung heimisch gemacht hatte, was wir schon bei Gelegenheit der Darstellung Nicolai's angedeutet haben. Genialer als Thümmel und selbst poetisch begabter als Wieland war

## Joh. Jac. Wilhelm Heinse.

Heinse ward im Jahre 1749 zu Langewiesen bei Ilmenau geboren. Als Jüngling von feinem, vorwärtsstrebendem Sinne und mit Anlagen ausgestattet, die zum Erfassen von mehr als einer Kunst befähigten, bildete er sich mehr im Geräusche der Welt, als auf einsamer Studirstube. In Erfurt lernte er 1770 Wieland kennen, durch den er seine poetische Weihe empfieng. Heinse war damals noch ein junger feuriger Brausekopf und Wieland übte auf ihn einen ausschließenden Einfluß aus. Ganz nach des Meisters Wort und persönlichem Vorbilde lebte sich Heinse in ein phantastisch griechisches Lebensideal um so leidenschaftlicher hinein und sein Streben nach Umgestaltung der unschönen

Wirklichkeit durch Hineintragung aller möglichen künstlerischen Freiheiten glühte um so nachhaltiger, je unsanfter der geistvolle Jüngling von den Härten des Lebens berührt wurde und je mehr Trost und Erquickung er darin fand, die Träume seiner auflodernden Sinnlichkeit in Wielandscher Manier poetisch zu gestalten.

Von Wieland wurde er an Gleim empfohlen, der ihn unterstützte und 1772 nach Halberstadt zog. Später ward er Bibliothekar in Düsseldorf und trat da mit Jacobi in freundschaftlichen Verkehr. Im Jahre 1780 führte er seinen durch Winkelmann angefachten sehnlichsten Wunsch aus und machte eine Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz. Er starb im Jahre 1803 zu Aschaffenburg.

Heinse faßte zuerst Wielands sinnliche Seite mit Enthusiasmus auf, übertrieb sie aber zum Theil in solchen Cynismus, daß Wieland, entsetzt vor den grellen und brennenden Farben und Bildern in den Schriften seines Schülers und erzürnt über seinen erotischen Uebermuth, sich von ihm lossagte.

In „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" besang er die Himmelserhöhung der Lais und die Genüsse der griechischen Helden im Elysium nach griechischen und Wieland'schen Studien mit solchem Feuer, daß man dieses Product seiner Muse mit Recht einen wilden Dithyrambus genannt hat. Als Laidion erschien, sagte Göthe von Heinse, er sei ein Mann; dergleichen Fülle habe sich ihm nicht so leicht dargestellt, man müsse ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Er habe nicht geglaubt, daß so etwas in deutscher Sprache möglich wäre.

Höher als die Laidion und als seine Sinngedichte stehen seine Kunstbriefe an Gleim über die Gemäldegallerie in Düsseldorf. Die Düsseldorfer Bilder sind darin gleichsam mit Worten nachgezeichnet und nachgemalt und zwar mit einer Meisterschaft, wie sie nur Winkelmann eignet. Dabei vereinigen diese Briefe mit einem freien, graziösen Gange und den übrigen Reizen eines echten Briefes einen so mannichfaltigen, unmittelbar menschlichen Inhalt, daß man sie in dieser Hinsicht selbst der Correspondenz zwischen Schiller und Göthe an die Seite gestellt hat. Naturscenen zu malen und Kunstwerke zu schildern, das war überhaupt Heinse's eigenthümliche Begabung und darin entwickelt er eine unnachahmliche Meisterschaft. Diese legte er auch in seinem Hauptwerke, im Ardinghello oder die glückseligen Inseln, an den Tag. Ardinghello, theils eine Fortsetzung der Kunstbriefe, theils ein geistreicher Nachtrag zu Lessing's Laokoon, ist ein Kunstroman, in dem eigentlich die Geschichte, die Entwickelung der Begebenheiten die Nebensache ist; es scheint ihm darin vielmehr darauf anzukommen, seine Ansichten über Kunst im Allgemeinen, über das Verhältniß der Künste untereinander mitzutheilen. In das Ganze sind geistvolle Skizzen aus der Geschichte der Kunst und Charakteristiken großer Künstler eingewebt, was freilich dem eigentlichen Romane wenig zu Statten kommt.

Wie er sich im Ardinghello über Malerei und Bildhauerkunst verbreitete, so geschah dies über Musik in dem Romane „Hildegard von Hohenthal". —

„O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringst in Liebe, Leben und Feuer und nicht mit Zirkel, Lineal und Nachäfferei, dir will ich ewig huldigen!"

Dies war Heinse's Motto und darin liegt der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen. Er war durchweg ein Sohn der Natur, voll tiefer religiöser Empfindung in seinem

plastischen Natursinne. Allen Einflüssen und Formen der modernen Welt, die eben nicht Natur sind, war er unzugänglich; gegen willkürliche Convenienz, gegen blindes Herkommen machte er stets die Natur und sein Reich der Schönheit in der Malerei, Sculptur, Dichtkunst und Erziehung geltend. Wie in Ardinghello der Held, dieser stolze, freie, todesmuthige Mann, Heinse selbst ist, so hat er in diesem Werke auch sein Mark, seine überfluthende Schwärmerei für bildende Kunst, für ein frisches, fröhliches Naturleben, für das Nackte niedergelegt und erscheint darin, wie in seinem ganzen Streben, als Vorläufer der Sturm- und Drangperiode, zu deren Schilderung ich in der folgenden Vorlesung kommen werde.

Als Probe seiner Schreibart möge folgende Stelle aus seinem Ardinghello gelten:

„Ich machte, wie es Tag war, einen Spaziergang auf den Hügel und besah die Lage von Genua: ein reizendes Theater, das von jeher seine Bewohner angetrieben hat, das Meer zu beherrschen, und woheraus immer die größten Seehelden hervorgekommen sind. Heiliger Columbus, und du, Andreas Doria, die ihr nun mit den Themistoklessen und Scipionen im Elysium Paar und Paar herumwandelt, euch Halbgötter unter den Menschen bet' ich im Staube an. Ach, daß auch mir kein solches Loos bestimmt ist! Ich sah hinaus in die unermeßliche Sphäre von Gewässern, und die ungeheure Majestät wollte mir die Brust zersprengen; mein Geist schwebte weit über der Mitte der Tiefen und fühlte ganz in unaussprechlicher Wonne seiner Unendlichkeit.

Nichts auf der Welt füllt so stark und mächtig die Seele; das Meer ist doch das Schönste, was wir hienieden haben. Sonne und Mond und Sterne sind dagegen nur einzelne glänzende Punkte, und sammt dem blauen Mantel des Aethers darüber her nur eine Zierde der Wirklichkeit.

Dies ist das wahre Leben: hierauf giebt sich der Mensch Flügel, die ihm die Natur versagt, und verbindet in sich die Vollkommenheiten aller anderen Geschöpfe. Wer das Meer nicht kennt, kömmt mir unter den Menschen wie ein Vogel vor, der nicht fliegen kann; oder seine Flügel nicht braucht, wie die Straußen, Hühner und Gänse. Hier ist die ewige Klarheit und Reinheit, und alles Kleine, was sich in den Winkeln der Städte in uns nistet, wird hier von den großen Massen weggescheucht. — —

„Die See ist hier doch etwas ganz Anderes, als in euren Brentasümpfen! Die Stürme machen mir jeden Tag ein neues Schauspiel; und ich begreife nun, wie Columben der Muth im Herzen erwuchs, sich mit einer Bande Gesindel in den unwirthbaren Ocean hinauszuwagen, gleich einem Gotte, der Oceane und Wasserfluthen kennt und in ihr grausames wildes Spiel sich zu finden weiß, kühner als Hercules und alle Helden der vorigen Zeitalter. Wenn die Wogen so den Hafen hereinbrechen und sich an seine hohe Mauer hinaufwälzen bis über die Dächer der Häuser, die da stehen, und Schaum und Meer wie ein Wolkenbruch wieder herabströmt und mit dem neuherbeirauschenden Ungestüm sich klatschend zu Staub wirbelt: wie lebt die Natur da in meinem Sinn und ergreift mit Musik mein Wesen!" —

Schon zu Anfang dieser Vorlesung habe ich nicht nur die Principien angegeben, um deren Versöhnung es sich handelt, sondern ich habe auch die ganze geistige Bewegung dieses Jahrhunderts mit einem Kampfe verglichen. Dieser Kampf entwickelt sich nun mehr und mehr und es streitet hier die frische Natur gegen die erschlaffende Cultur, dort das lebensfrohe Herz gegen den kalten Verstand, das überströmende Gefühl gegen die hartrichtende Welterfahrung, die aufjauchzende Freiheit gegen abstumpfenden und entwürdigenden Zwang. Die ganze Riesensumme all die-

ser gewaltigen Gegensätze lag damals auf allen Edlen des Volkes, und der Kampf war im Grunde nur das Bestreben, sich von dieser Last zu befreien und Friede und Versöhnung zu finden. Die Besonnenen, wie ein Lessing, schliffen ruhig die Waffen, mit prophetischer Ahnung das Ende und den Sieg des großen Zeitenkampfes überschauend; die Geschmeidigen und Leichten, wie Wieland, giengen lächelnd und scherzend darüber hinweg; die Enthusiasten und Excentrischen, wie Heinse und Klinger, giengen im Kampfe selbst mit unter. Nur den Eingeweihten und Erhabenen, Schiller und Göthe, war es vergönnt, die streitenden Elemente zu versöhnen und den Kampf auf der lichten Sonnenhöhe des vollendet Schönen auszugleichen, und dem Humoristen Jean Paul, die Welt im Humor zu verjüngen.

---

# Sechste Vorlesung.

## Die Sturm- und Drangperiode.

**Herder. — Seine Bedeutung. — Sein Leben und seine Werke.**
**Hamann. — Lenz. — Klinger.**

Lassen Sie uns, bevor wir zur Schilderung der zweiten Hälfte unseres literarischen Blüthenalters übergehen, noch einmal flüchtig zurückschauen auf den zurückgelegten Weg.

Nachdem durch den Gottscheb-Bodmer'schen Streit der dürre, harte Boden aufgelockert war, die Saat der Zukunft in sich aufzunehmen, erschien wie ein längst Verheißener Klopstock und gab der Nation in seinem Messias das erste religiöse Epos und zeigte in seinen schwungvollen Oden, was echte Lyrik sei. Ihm folgte der gediegene, vielseitige und in Allem unterrichtete Lessing, der Schöpfer und Vollender der Kritik und der Begründer des deutschen Drama's. Endlich erschien Wieland, fügte zum Ernst die Anmuth und den Scherz und gewann durch den Zauber seiner poetischen Erzählungen und seines Oberon, wie durch seine leichten philosophischen Romane die höheren Stände für die deutsche Literatur und schloß die erste Hälfte unserer classischen Periode ab. Die Grundlage für das Entstehen vollendeter Geistesschöpfungen ist nun gewonnen; die Sprache hat ihre Kinderschuhe ausgetreten und ist nun fähig, eine reiche Gedankenwelt in umfassendster Mannichfaltigkeit angemessen und schön darzustellen; der Sinn für das Wahre, Schöne und Große ist allseitig geweckt und gekräftigt; die Saat der Vergangenheit sproßt herrlich empor und die Sonne nähert sich ihrem Höhe-

punkte, wo sie in vollem Glanze und in höherer Majestät wie ein Diamant am Himmel steht, das Irdische beleuchtend.

Eine neue Zeit brach an. An den Heldenthaten des großen Friedrich war das politische Bewußtsein des deutschen Volkes mächtig erstarkt, jenseit des Oceans rang ein jugendlicher Staat nach eigenem Leben und einer neuen freien Gestaltung, und bei uns selbst entstand mitten in der drückenden und erbärmlichen Lage der damaligen Verhältnisse eine unruhige, drangvolle Erregung, welche, ohne klares Bewußtsein ihres Zieles, eben in einem gewissen Gefühle der Unzufriedenheit mit den bestehenden literarischen und staatlichen Zuständen ihren Grund hatte. Die Atmosphäre, welche schon dazumal über unserem Nachbarlande im Westen lag, ward auch in Deutschland empfunden; aber während Frankreich wirklich Anstalt machte, das allgemeine Streben nach einer Umgestaltung des socialen Lebens in die Praxis überzuführen, setzte sich in Deutschland die geistige Bewegung auf dem neutralen Gebiete der Literatur fort. Hatte einst die Reformation die freie Religion gefordert, strebte die französische Revolution das Ideal des freien Staates zu verwirklichen, so richteten jetzt die systematischen Deutschen ihr Augenmerk auf das Mittelglied dieser beiden Ziele — auf die freie Kunst und Wissenschaft.

Die geistige Bewegung, die ich hier im Auge habe, trägt einen durchaus revolutionären Charakter. Sie heißt gemeinhin die Periode der „Kraftgenie's" oder, nach einem gleichnamigen Drama von Klinger:

## Die Sturm- und Drangperiode.

Sie beginnt mit dem Anfang der siebziger Jahre, insbesondere 1773, dem Jahre, in dem Göthe's Götz von Berlichingen erschien, und endigt mit dem Erscheinen von Schiller's Don Carlos (1787). Waren uns bisher Leipzig,

Berlin, Halberstadt, Göttingen als die Centralpunkte deutschen Geisteslebens entgegengetreten, so bilden jetzt Königsberg, Zürich, Straßburg, Stuttgart, Frankfurt a. M. und andere Städte den Schauplatz dieser Epoche.

Der Unabhängigkeitssinn, welcher sich auf politischem Gebiete kundgab, kam auch in der Dichtung zum Durchbruch; alles blos Conventionelle sollte beseitigt werden; an die Stelle des lästigen Regelzwangs sollte die Originalität treten; der Standpunkt der alten sächsischen Schule, die den Maßstab der Moral an die Erzeugnisse der Dichtkunst legte, wurde gänzlich aufgegeben; die angeborne Geisteskraft allein sollte als Meister des Schönen gelten. Genie und Originalität waren die Losungsworte der neuen Schule, die wohl aus Young's „Gedanken über Originalwerke" stammen mochten, worin das Genie für etwas Göttliches, die Regeln für Krücken erklärt und die Dichter zur Selbsterkenntniß und zum Selbstvertrauen aufgefordert werden. Die natürliche Frucht des eigenen Verstandes, heißt es, soll man dem reichsten Einkommen eines fremden Landes vorziehen; denn erborgte Reichthümer machen uns arm.

Genie! Ja, was ist Genie? Lavater sucht es in seinem vierten Versuch der physiognomischen Fragmente zu definiren, indem er sagt: „Nenn's Unerschöpflichkeit, Quellgeist, Urkraft! — nenn's Elasticität der Seele, Sammlung aller Naturkräfte — nenn's Meisterschaft über sich selbst, nenn's Herrschaft über die Gemüther — nenn's, wie Du willst; allemal bleibt das gewiß: Genie ist das Ungelernte, Unlernbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche, Inspirationsmäßige — Selbstleben! Sein Weg ist immer Weg des Blitzes oder des Sturmwinds oder des Adlers. Man staunt seinem wehenden Schweben nach, hört sein Brausen, sieht seine Herrlichkeit — aber wohin oder woher? weiß man nicht."

Es war eine merkwürdige Zeit. Alles sollte auf einmal anders werden. Nicht nach fremder Sinnes- und Anschauungsweise, sondern im deutschen Geiste und nach deutscher Art sollte gedichtet werden, nicht für die Gelehrten, sondern für's ganze Volk; menschliche Individuen und Verhältnisse sollten in kräftiger, liebevoller Charakteristik dargestellt werden, die Empfindung sollte innig und wahr sein; der Dichter sollte sich statt an die Regel an die Natur halten. Rousseau hatte ja das Evangelium der Natur längst verkündigt und überall begeisterte Anhänger gefunden; Lessing hatte ebenfalls die Rückkehr zur Natur empfohlen und so kam es denn, daß neben der Originalität und neben dem Genie auch die Natur im Canon der kraftgenialen Jüngerschaft obenan stand. Dies vorausgeschickt, ist leicht begreiflich, warum von ihr gerade Shakspeare über alle Dichter erhoben und als höchstes Vorbild aufgestellt und verehrt ward. Er vereinigt ja alle die gewünschten Eigenschaften in sich, wie kaum ein Anderer. Seine Schauspiele, Homer, die morgenländischen Dichter, die Minnesänger und Hans Sachsens Gedichte, das waren die Vorbilder, denen man nachstrebte, an denen man die eigene poetische Kraft zu erfrischen und zu steigern suchte und von deren Erreichung man das Heil der deutschen Dichtung erwartete.

Auf dem Felde der Theorie sprach sich der Geist der Originalgenies hauptsächlich aus in Herder's „Blättern von deutscher Art und Kunst“, worin er mit Nachdruck auf die Nothwendigkeit hinwies, die „in Schwäche, Falschheit und Künstelei“ ausgeartete vaterländische Dichtkunst an der verjüngenden Quelle der Natur- und Volkspoesie aufzufrischen; ferner in seiner Abhandlung über die „Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiedenem, was daraus folgt“, in Lenzens Anmerkungen über das Theater u. A. Ganz im Sinne von Herder's Ideen waren

auch die damals erscheinenden „Frankfurter gelehrten Anzeigen" geschrieben, eine von Göthe's nachmaligem Schwager J. G. Schlosser und hauptsächlich auf Merck's Anregung gegründete Zeitschrift.

Herder ist der wissenschaftliche Repräsentant der Sturm- und Drangperiode. Er stellte die Theorie auf, aber er hatte nicht die schöpferische Kraft, seine Ideen selbst poetisch zu verwirklichen. Darum sind die eigentlichen Häupter dieser Epoche Göthe und Schiller. Letzterer schrieb seine revolutionären Dramen (die Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe) ganz im Geiste und unter dem Einflusse dieser stürmischen Zeit, desgleichen Göthe seinen Götz und die Leiden des jungen Werther. Letzterer war ebenso von der Geniesucht ergriffen, wie seine übrigen Freunde und Genossen, und er sah gleich ihnen mit jugendlichem Uebermuthe und einem gewissen burschikosen Trotze auf Regel und Gesetz herab. Nur sein unvergleichlicher Genius bewahrte ihn vor den Irrthümern und poetischen Ausschweifungen mittelmäßiger Talente dieser Epoche; er zwang ihn, unbewußt die in der Kunst liegenden Gesetze zu beobachten. Göthe war es auch, der in Sprache, Ton und Gehalt das Wesen der Volkspoesie wirklich erfaßte und das leistete, was Herder wollte.

Zu den Dichtern dieser Sturm- und Drangperiode gehören — (außer Herder, Schiller und Göthe, deren Jugend nur mit hineinfällt) — Lenz, Klinger, Hamann, Merck, Schubart, Maler Müller, Hahn, Leop. Wagner, Joh. Heinr. Jung (Stilling), auch v. Gerstenberg, der Verfasser des Ugolino, der fromme Lavater, der Erfinder der Physiognomik, und selbst Bürger, der Dichter der Leonore, welchen letztern wir jedoch dem Göttinger Dichterbunde beigezählt haben. Da wir auf Merck, Jung und Lavater bei der Darstellung von Göthe zurückkommen, da

wir Schubart als einen Vorläufer Schiller's werden kennen lernen, so betrachten wir hier, indem wir einige ganz übergehen, nur Lenz, Hamann und Klinger.

**Jac. Mich. Reinhold Lenz**, 1750 zu Seßwigen in Liefland geboren, zeigte schon früh Neigung zur Dichtkunst und trat auch schon als Universitätsstudent mit einem in Hexametern verfaßten Gedichte „die Landplagen" vor die Oeffentlichkeit. Im Jahre 1771 begleitete er als Hofmeister zwei junge liefländische Edelleute nach Straßburg, wo er mit Göthe bekannt ward. Später lebte er eine Zeit lang am Weimarer Musenhofe, wo man seine Sonderbarkeiten und „dummen Affenstreiche" so lange nachsichtig ertrug, bis er sich so weit vergaß, daß er ausgewiesen werden mußte.

Schon während seines Aufenthalts in der Schweiz und am Rhein zeigte er Spuren eines zerrütteten Geistes; in Emmendingen, wo er bei J. G. Schlosser wohnte, kam der Wahnsinn, eine Folge seines wilden, regellosen Lebens, zum Ausbruch. Von seinem Bruder in die Heimath abgeholt, starb er 1792 in Moskau in tiefem innern und äußern Elend.

Lenzens dramatische Arbeiten, „der Hofmeister" — „der neue Menoza" — „die Soldaten", verkünden in ihrer Sitten- und Regellosigkeit, in Haltung und Sprache ein schönes, aber kränkelndes Talent, dem Maß und Form fehlen; sie tragen ganz den Stempel seiner bizarren Persönlichkeit und bieten durchaus nichts Befriedigendes. Der Dichter selbst schrieb an Merck: „Meine Gemälde sind alle noch ohne Stil, sehr wild und nachlässig auf einander gekleckt, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichter Muse und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den

kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann."

Lenz zog über den Horizont der deutschen Literatur, wie ein Meteor, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; wir wenden uns nun zu einem Dichter, welcher als der eigentliche Typus der Epoche gelten kann, zu Göthe's Landsmann Klinger.

**Friedr. Maximilian von Klinger**, im Jahre 1752 in Frankfurt a. M. von dürftigen Eltern geboren, kam durch Vermittlung eines Gymnasiallehrers seiner Vaterstadt, welchem sein vortheilhaftes Aeußere aufgefallen war, als zehn- bis zwölfjähriger Knabe als Freischüler auf das Gymnasium, wo er durch seine Begabung ebenso hervorleuchtete, wie durch seinen Fleiß. Bald fieng er an Privatunterricht zu ertheilen und mit dem Erwerb seine arme Mutter zu unterstützen. In Gießen beschäftigte er sich mehr mit der Literatur als mit der Rechtswissenschaft, die er als Fachwissenschaft gewählt hatte. Im Jahre 1774 entstand sein Trauerspiel „die Zwillinge", mit dem er, obwohl es in 5 Tagen niedergeschrieben war, auf ein Preisausschreiben der Hamburger Theaterdirection über Leisewitz's „Julius von Tarent" den Sieg errang. Dieses Trauerspiel ist so recht ein treuer Spiegel der Zeit und ihres Geschmacks; es behandelt zu gleicher Zeit einen Bruder- und Sohnesmord. Zwischen zwei Brüdern ist die Erstgeburt unentschieden geblieben und die Frage, die sich dem hintangesetzten Guelfo aufdrängt, ob nicht vielleicht er der Erstgeborne der Zwillinge war, entflammt ihn zum Brudermord. Ein düsteres Gemälde wird hier vor unseren Augen entrollt; die Extreme stehen unversöhnt neben einander, wie in allen Dichtungen Klinger's, hier schmelzende Sanftmuth, dort Trotz

und Leidenschaft, hier Verzweiflung und Kummer, dort wilde Rache.

Dieses Stück verschaffte dem Dichter auch die Stelle eines Secretärs der Seyler'schen Truppe zu Leipzig. Nach Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs trat er als Lieutenant in österreichische Dienste; im Jahr 1780 gieng er als russischer Offizier und als Vorleser des Großfürsten Paul nach Petersburg, wo er später Director des Cadettencorps, Curator der Universität Dorpat und endlich Generallieutenant wurde. Er starb im Jahre 1831.

Sein Jugendfreund Göthe hat ihn vortrefflich geschildert, wenn auch in manchen Beziehungen etwas zu günstig beurtheilt; er sagt: „Klinger's Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und wenn es innerlich nicht stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er nebst einer so schönen als wackern Schwester hatten für eine Mutter zu sorgen, die als Wittwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchgieng, nicht verargte. Entschieden natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er im hohen Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Worte vorzüglich zusagen. Rousseau's Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie damals über die ganze gebildete Welt allgemeine Wir-

kung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Anderen; denn auch Klinger war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen die Menschen nach Rousseau's Vorschriften sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: — und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden und in Betracht seines ernsten Strebens, seines Betragens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt!“ Aber auch den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!“ drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher schlich ein bitterer Zug in sein Wesen, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber doch bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es auch nicht an Heiterkeit und guter Laune, an Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebote; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich und uns

den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte."

„Doch dies macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin- und herwogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt am sichersten zum Ziele führt. Dies geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß."

Klinger's Muse war eine Minerva, wie Gervinus richtig bemerkt; sie trat stets gewappnet auf und trug, wenn man will, einen militärischen Charakter. Die rechte Dichterweihe, die Lyrik des Herzens, gieng ihm ganz ab. Seine Dramen (Conradin, der Günstling, Aristodem, Medea in Korinth, Damocles, und Sturm und Drang, von dem die Periode den Namen hat) sind alle schroff und ohne Versöhnung und heutzutage ganz ungenießbar; besser sind seine Romane, vor allen „Giafar der Barmecide", dann „Raphael de Aquillas" und „Faust's Leben". Sein vollendetstes Werk sind die feinen gedankenreichen Gespräche: „Der Weltmann und der Dichter" (1797). —

Wir nahen nun einer höchst seltsamen, aber für unsere

Literatur immerhin bedeutsamen Persönlichkeit, dem Magus aus Norden: Hamann.

**Johann Georg Hamann** ward im Jahre 1730 zu Königsberg geboren, wo er auch studirte. Er trieb Anfangs Theologie, dann Alterthumskunde, Literatur und nebenbei auch Jurisprudenz. Von 1752—1756 lebte er in Liefland und Kurland bald bei Freunden in Riga, bald als Hauslehrer. Später ward er Zollamts-Secretär in seiner Vaterstadt und endlich Packhofverwalter mit sehr mäßigem Gehalte. Da er in einer drückenden Gewissensehe lebte und da er Vater mehrerer Kinder war, gieng es ihm kümmerlich genug und hatte er mit großen Nahrungssorgen zu kämpfen. Nachdem er im Jahre 1787 pensionirt worden war, reiste er nach Westphalen, theils in Düsseldorf bei seinem Freunde Jacobi verweilend, theils in Münster bei der frommen Fürstin Gallizin, wo er 1788 starb.

Hamann erschien schon Göthe und seinen Freunden als „ein großes Geheimniß"; ich glaube, der sonderbare Mann ist auch sich selber ein Räthsel gewesen. Unstät, wie er im Leben war, war er auch in seinem Studium, in Gedanken und Darstellung. Nutzlos grübelnd warf er sich in vielerlei wirre Thätigkeit und war immer voll Langeweile bei unersättlicher Lesewuth, voll Mißbehagen und Unruhe bei aller Geschäftigkeit. Von einem hypochondrischen sinnlichbegehrlichen Temperamente beherrscht, weshalb ihn auch Göthe den „sokratischen Faun von Königsberg" nennt, verkündet er bald als Seher in delphischen Orakelsprüchen seine ideenreichen Eingebungen, bald schleudert er als Hoherpriester des lutherischen Bibelthums seinen Bannstrahl auf Philosophie, Vernunft und Aufklärung, bald seufzt er in selbst ersonnenem Jammer, bald verhöhnt er in anmaßlichem Humor die Welt und die Menschen.

Ein größeres Werk hat Hamann niemals geschrieben; seine schriftstellerische Thätigkeit zersplitterte sich in eine Unzahl kleiner, meist nur zwei Bogen starker Flugblätter, und durch eine kabbalistische Prosa machte er sich dem Publicum unverständlich. Er selbst nannte seinen Stil einen „verfluchten Wurststil", einen „Heuschreckenstil". Er besaß eine ungewöhnliche Belesenheit und liebte es nun, fortwährend Anspielungen und Beziehungen auf seine Lectüre einzuflechten, was seine ohnehin schwerverständlichen Schriften noch dunkler machte; am meisten bezieht er sich auf Bibelstellen; denn die heiligen Bücher sind ihm gewesen, was Homer den alten Sophisten war. Aber obwohl er sich an ihren Quellen bis zum Mißbrauch berauscht hatte, so war doch sein Gemüth düster, sein Herz verzagt.

Sein Streben würdigt Wachler folgendermaßen: „Erfahren in der alten, in der morgenländischen und neuern Literatur; tief nachdenkend über Leben und Streben des Geistes und über Sprache als Werkzeug desselben; ängstlich bewahrend und tapfer vertheidigend das Geheimniß des Gefühls, was nie erforscht und mit Worten ausgesprochen werden kann, lehnte er sich mit hoher Kraft gegen das verführerisch Blendende des Zeitgeistes auf, welcher Alles zu deuten, aufzuklären, auf helle und feste Bestimmungen zurückzuführen, alles bisher Bestandene und Geheiligte umzustürzen versuchte. Da er den unstreitig wahren Grundsatz festhielt, daß die menschlichen Kräfte nur in ihrer Gesammtheit und unzertrennten Einheit auf die allein richtige Weise thätig sein können und durch Vereinzelung an Tauglichkeit verlieren, so kämpfte er mit beharrlicher Anstrengung gegen jedwede Einseitigkeit, mochte er sie bei Lessing, bei Nicolai, bei Herder oder sonst wo finden, und versuchte, seine tiefen gläubigen Ahnungen von dem Zusammentreffen der Natur mit dem Geiste in Worten und Bildern zu verkörpern. So

vertrat er gegen die kirchlichen Neuerer und Religionsverbesserer, gegen die einseitigen Anmaßungen der Vernunft den alten Offenbarungsglauben; so wies er auf das immer verschleierte Innere hin, wenn Alles veröffentlicht und veranschaulicht werden sollte; so wurde er ein unbestechlicher Fürsprecher des Unnennbaren im Heiligthume des menschlichen Gemüths. Seine zahlreichen, aus Zeitverhältnissen hervorgegangenen Schriften (Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langweile des Publicums — die Wolken — Kreuzzüge des Philologen — Golgatha und Scheblimini) sind überall voll an neuen tiefen Gedanken, mit symbolischem Witze, mit versteckten Anspielungen, mit humoristischem Ton, oft wie aus weiter Ferne kaum vernehmbar, oft wie aus verschlossener Tiefe dumpf und räthselhaft. Das Edle der Grundansicht und deren reiche Ergiebigkeit an Wahrheiten, Hoffnungen, Warnungen, für deren Bezeichnung der Natur ein Bild, der Sprache ein Wort abgewonnen werden soll, ist nirgends zu verkennen; oft schwindet in einem Kernsatze alles Dunkel und eine Fülle einfacher, herrlicher Herzensweisheit thut sich auf." —

Wir mußten hier auf Hamann näher eingehen; denn wenn er auch zunächst nur wenig auf die Entwicklung unserer Literatur einwirkte, so wirkte er doch desto mehr mittelbar durch seinen Freund und Schüler Herder, der seine Ideen verstand und zur Klarheit herausarbeitete und für die Poesie fruchtbar machte. Was bei Hamann in wilden Sprossen hervortrieb, gestaltete sich bei Herder zu einem üppigen aber wohlgewachsenen Baume. Mit Herder öffnet sich uns, sagt Hildebrand, der Kreis einer national-literarischen Wirksamkeit, die sich, wenn auch mit ähnlicher Drängniß, doch in größerer Fülle und Bedeutsamkeit der Leistungen auf der neubetretenen Bahn fortbewegt. Er erscheint, wenn wir vergleichen dürfen, so recht als der Paulus des reformirten literarischen Glaubens; er verbreitet den

Geist desselben über die Nation und predigt seine Lehren mit dem Feuer echter und tiefer Ueberzeugung. Er bezeichnet vorzugsweise den Uebergang der reformatorischen Ideen in die Lebendigkeit des nationalen Triebes. Die kritische und polemische Taktik sucht er mit der Energie der Genialität zu vermitteln, Lessing und Hamann in die jugendliche Epoche hinüberzuführen. Ebenso verständigt er das größte Genie dieser neuhereinbrechenden Zeit mit jenen Vorgängen; er stellt sich zwischen sie und Göthe, zwischen die Kritik und productive Originalität, deren Leben er weckt, deren Richtungen er signalisirt und zu deren Wirken und Werken er vielseitige Anregungen giebt, indem er theils neue Gebiete öffnet und zugänglich macht, aus denen sie Stoff und Weise des Bildens entnehmen kann, theils auch mannichfache Ideen ausstreut, die wie fruchtbare Saatkörner auf jungem Boden reichlich emporsprossen sollten. Und dies ist eben seine Stellung in der Geschichte unserer Nationalliteratur, wornach seine Bedeutung und sein Werth beurtheilt und gewürdigt werden muß.

## Johann Gottfried von Herder.

Herder war der Sohn eines armen Schulmeisters zu Mohrungen in Ostpreußen, wo er am 25. August 1744 geboren ward. Zwischen väterlicher Strenge und mütterlicher Weichheit wuchs er auf und bekam zu seiner Ausbildung kein anderes Buch in die Hände als Bibel und Gesangbuch. Doch hatte der Knabe Kraft genug, sich selbst emporzuarbeiten; er hatte schon von Kindheit an eine unersättliche Lernbegierde. Als im Jahr 1760 der Ortsprediger Seb. Fr. Trescho den 16jährigen Jüngling erst als Schreiber, dann als Schul- und Arbeitsgenosse in sein Haus aufge-

nommen, las er in heimlichem Versteck, im Garten, auf schattigen Bäumen, in abgelegenen Kammern die Bibliothek seines Gönners durch, zog sich aber dadurch ein Augenübel zu. Dies machte ihn mit einem russischen Wundarzt bekannt, der damals in Mohrungen einquartiert lag, und der, von den herrlichen Anlagen und dem einschmeichelnden Anstande seines Patienten gewonnen, ihn mitzunehmen und der Chirurgie zu widmen beschloß. Herder, der längst den Wunsch gehegt, eine Universität beziehen zu können, und dem Alles recht war, was seiner weitern Ausbildung förderlich schien, nahm diesen Vorschlag an und kam so im Sommer 1762 nach Königsberg. Allein, als er bei der ersten Section ohnmächtig geworden war, merkte er, daß er zum Wundarzt nicht tauge. Er blieb und studirte Theologie, theils unterstützt, theils sich durch Privatstunden forthelfend. Freilich gieng es ihm da kümmerlich genug, und er mußte sich manchen Tag mit einigen Semmeln begnügen, bis er 1763 ein Stipendium und eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum erhielt. Trotzdem fuhr er fort, Vorlesungen zu besuchen, insbesondere die Vorträge J. Kant's über Astronomie, physische Geographie, überhaupt die in die Naturwissenschaften einschlagenden Vorlesungen, die er lieber hörte, als seine streng philosophischen. Kant lernte ihn sehr hoch schätzen, befragte ihn selbst um sein Urtheil über handschriftliche Werke; doch trat er ihm nicht näher. Innig schloß sich Herder nur an Hamann an, welcher fortan den größten und bleibendsten Einfluß auf ihn ausübte. Von ihm lernte er das Englische, er machte ihn mit Ossian und und Shakespeare bekannt, in seinem Umgang entwickelte sich seine Sympathie für das Ursprüngliche, Naturgemäße in der Poesie und seine Liebe zum Volksgesang.

Durch Hamann's Vermittelung bekam er im Herbste 1764 einen Ruf als Collaborator an die Domschule in

Riga, wo er ein angenehmes sorgenfreies Leben fand, zumal als er später dazu eine eigens für ihn geschaffene Predigerstelle erhielt. Hier begann nun auch seine wissenschaftliche Thätigkeit, und alsbald (1767) erschien sein erstes Jugendwerk „die Fragmente zur deutschen Literatur". Einige Jahre später gab er seine „kritischen Wälder" heraus, deren erstes Lessing's Laokoon gewidmet war, während die anderen gegen Klotz polemisirten.

Alsbald fand sein reger Geist kein Genügen mehr an dem Rigaer Stillleben; es drängte ihn in die Welt hinaus. Mit dem Vorsatze, später nach Riga zurückzukehren und da eine Erziehungsanstalt zu gründen, bestieg er das Schiff, um in Frankreich, Holland, England und Deutschland die besten derartigen Anstalten kennen zu lernen. Die Seefahrt übte auf ihn einen äußerst wohlthätigen Einfluß; nimmer verlor er das Gefühl jener Nacht, da er auf scheiterndem Schiff mit Meer bespült und von Mitternachtwind überschauert den Fingal las. Im Angesicht der Küsten von Schweden, Dänemark und England, auf dem frischen Elemente jener nordischen Helden, verstand er erst seinen Ossian und vernahm er die Stimme seiner gewaltigen Kämpfer; er sah den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl und erkannte die mächtigen Nebelgestalten.

In Paris machte er manche interessante Bekanntschaft, z. B. die Diderot's. Nach einem längern Aufenthalte ward er von da zurückberufen, um den Prinzen von Holstein-Eutin als Reiseprediger zu begleiten. In Darmstadt lernte er auf dieser Reise Merck kennen und durch ihn Caroline Flachsland, seine nachherige Gemahlin. Mißhelligkeiten mit dem Oberhofmeister des Prinzen veranlaßten ihn, seine Stellung aufzugeben, und dies und neues Augenleiden hielten ihn in Straßburg fest.

Hier erst beginnt eigentlich sein Einfluß auf die deutsche Literatur durch sein glückliches Einwirken auf den jungen Göthe, der ihm vertrauensvoll und mit unersättlicher Wißbegierde entgegenkam und sich seinen Anregungen und Lehren ganz hingab. Herder's inhaltschwere Gespräche, seine neuen Kunstansichten förderten den genialen Schüler mehr, als es das Leipziger Universitätsstudium vermocht hat; Herder hob ihn empor zu seinem hohen, umfassenden Standpunkte und flößte dem Blöden edles Selbstvertrauen ein. In Straßburg schrieb er auch seine Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen", die von der Berliner Akademie mit dem Preise gekrönt wurde.

Im Jahre 1771 wurde er Hofprediger und Consistorialrath in Bückeburg, fand sich aber in dieser Stellung erst behaglich, als er im Frühling 1773 seine Caroline als Frau heimgeführt hatte. In dieser Zeit ließ er zwar nichts Neues drucken, aber er traf dafür um so eifriger die Vorbereitungen zur Ausarbeitung neuer Werke; er sammelte den Stoff zu seiner ältesten Urkunde des Menschengeschlechts, zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, er beschäftigte sich mit dem Sammeln deutscher und ausländischer Volkslieder und gab mit Möser und Göthe die Blätter „von deutscher Art und Kunst" heraus.

Während er 1775 wegen Annahme einer Professur in Göttingen in Unterhandlung stand, erhielt er durch Göthe's Fürsprache die Stelle eines Hofpredigers und Generalsuperintendenten in Weimar.

Diese kleine Residenz war in jener Zeit der Sammelpunkt vieler literarisch bedeutender Männer, und wir werden später noch besonders auf den Musenhof zurückkommen. Mit Göthe und Schiller stand indeß Herder nicht auf besonders freundschaftlichem Fuße, dagegen schloß er sich enger an Wieland, an Knebel und von Einsiedel an. Von den

Schriften, die in dieser Zeit seiner großen und erfolgreichen Amtsthätigkeit entstanden, nenne ich „die Volkslieder", die „Lieder der Liebe", die „Briefe, das Studium der Theologie betr.", die Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie", die drei ersten Theile der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" u. s. w. — Während einer Reise durch Italien (1788) erhielt er abermals einen Ruf als Professor nach Göttingen, den er nach langem Kampfe ablehnte. Im Jahre 1801 erhob ihn der Churfürst von Bayern in den Adelsstand. Obwohl ihm längeres Kranksein und neue Gemüthsverstimmung das Arbeiten recht schwer machte, trat doch eine Reihe bedeutender Schriften an die Oeffentlichkeit. Seine Leiden nahmen späterhin zu und es gesellte sich zu ihnen auch noch eine immer empfindlicher werdende Augenschwäche. Zwei Badereisen nach Aachen und Eger blieben ohne Erfolg: er starb am 18. December 1803.

Herder war wie Lessing mehr Kritiker als Dichter; er übte wie dieser eine mehr anregende, umgestaltende Thätigkeit aus, als daß er selbst Großes und Unvergängliches schuf. Nur gieng er nicht, wie Lessing, vom Verstande, sondern von der Phantasie aus. Auch hinsichtlich der Vielseitigkeit haben beide Aehnlichkeit mit einander; denn Herder versuchte sich in fast allen Arten der Dichtkunst und arbeitete fast auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Herder, der Dichter, bewegte sich vorzugsweise auf dem Felde der lyrisch-didaktischen Poesie. Wir haben von ihm Allegorien und Elegien, geistliche Lieder, Parabeln und Paramythien. Diese letzteren sowie seine Legenden, in denen er die ersten Zeiten des Christenthums feiert, sind ihrem poetischen Werthe nach manchmal überschätzt worden, wenn schon nicht bestritten werden kann, daß sie zu seinen besten Productionen mit gehören. Seine Lieder sind theils allzu weich, theils von nüchterner Reflexion überwuchert;

sie sind zu schwerfällig und entbehren meist der metrischen wie sprachlichen Melodie. Doch weht in einigen der Hauch echter Poesie und lassen sich zu diesen gelungenen Gedichten rechnen: Des Einsamen Klage, der Regenbogen, der Wald und der Wanderer, das Flüchtigste, das Saitenspiel u. A. Wir fügen hier zwei Gedichte als Proben ein:

### 1. Das menschliche Herz.

In Ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz;

Du armes Herz gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet,
Ist's Freude, ist es Leid?

Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedauernd an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann.

In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil;
Auf, meine beste Gabe,
Sie werde ihm zu Theil!

Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz,
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei dein Schmerz.

## 2. Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten? Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche, geliebte Nachtigall,
Die, als sie meinem Herzen wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch ihr Saiten! Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe, mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen, geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne, du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärk'rer Stimme, es dringet mir ans Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele, wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen? Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten, es lispelt mir ins Ohr;
Der Geist der Harmonien, der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen in ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle bin ich der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle Gesang der Nachtigall,
Ich bin's, der in der Klage dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten in einen Wunderklang,
Zu Seelen flossen Seelen, ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget, durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude, der Freude süßen Schmerz."

Verhall', o Stimm', ich höre der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen, zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen, sind wir ein ewig All;
In einen Ton verklungen, der Gottheit Wiederhall.

Herder's poetische Hauptwerke sind die „Stimmen der Völker" und der „Cid".

Die Stimmen der Völker (1778) sind eine ausgewählte Sammlung von Liedern verschiedener Völker und

aus verschiedenen Zeiten in meisterhafter Uebersetzung. Geist und Charakter dieser Volkslieder ist mit so überraschender Treue und Einfalt aufgefaßt und die Bearbeitung zeigt von so feinsinnigem Eingehen in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung, daß man diese Uebertragungen füglich als Herder's eigene Schöpfungen ansehen kann.

Sein Cid, 1802 gedichtet, aber erst nach seinem Tode herausgegeben, ist eine freie Uebersetzung spanischer Volksromanzen. Der Dichter hat darin die Gesänge, in denen Spanien seinen ersten Helden feierte, zu einem epischen Kranze zusammengeflochten und „aus den Gaben der Fremde ein vaterländisches Literaturwerk" gebildet, welches, je mehr es an nationalem Gepräge verlor, desto mehr an Popularität für uns gewann. — Eine der schönsten Stellen des Cid ist nachfolgende:

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war Keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach.

An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Freund Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht.

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;

Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht.

Er läßt dieselben binden, was alle dulden, mit Ausnahme des jüngsten, Rodrigo (später Cid genannt), der sich widersetzt. Der Vater freut sich darüber. Rodrigo entschließt sich, des Hauses Schmach zu sühnen.

Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz,
Einzeln, Niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich den Sohn des Don Diego,
Als ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?"

Wisset Ihr, daß Don Diego
Ab von Layen Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?"

„Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich, sein Sohn, kein Mensch auf Erden
Kaum der mächtige Herr des Himmels
Dies ihm thäte ungestraft?"

„„Weißt du, sprach der stolze Gormaz,
Was wohl sei des Lebens Hälfte? —
Jüngling!"" — „Ja," sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau."

„Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die and're,

Den Hochmüthigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts —

„Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dies gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„„Nun, was willst du rascher Jüngling?""
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
Sprach der Cid, „ich hab's gelobet!"
„„Streiche willst du, gutes Kind,""

Sprach Don Gormaz; „„eines Pagen
Streiche hättest du verdient."" —
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort! —

---

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der an seiner Tafel sitzend
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Hauses Schmach.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück. —

Noch versenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unter'm Arme
Und die Hände auf der Brust,

Lang ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,

Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!“

Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „„Du Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?““

„Ja mein Vater! und erhebet
Euer edles werthes Antlitz.“
„„Ist gerettet uns're Ehre?““
„Edler Vater, er ist todt.“

Weinend knieete Rodrigo
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht. —

Von Herder's prosaischen Schriften haben wir die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ und die „kritischen Wälder“ bereits kennen gelernt, ebenso die Blätter „von deutscher Art und Kunst“.

Von seinen theologischen Abhandlungen erwähne ich zunächst die Schrift über die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, die wie ein Blitzstrahl in das Gebiet der Theologie einschlug und einen heilsamen Umschwung darin hervorbrachte. Ihr folgte das Buch über „den Geist der hebräischen Poesie“ (1782), in dem er uns die orientalische Dichtung durch Charakteristik und Uebersetzung vertrauter und nach ihrer Eigenthümlichkeit kenntlich machte. Diesen beiden Werken reihen sich an: die „Briefe über das Studium der Theologie“ und seine „christlichen Schriften“, die uns die theologischen Ansichten des gereiften Mannes zeigen und sich mehr oder minder bestimmt auf das Ziel hinwenden, auf das Herder losgieng, nämlich auf die Vermittlung der Humanität durch die Vereinigung der poetisch-idealen und

vernünftigen Weltanschauung mit dem Geiste der christlichen Religion.

Wie auf dem Felde der Theologie, so wirkte Herder auch auf dem der Geschichtschreibung, so in dem berühmten (aber unvollendeten) Werke: Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, in dem er sich die Aufgabe stellte, das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, den Menschen zu erkennen aus dem Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat. Ist Herder auch kein wahrer Historiker, fehlt ihm auch die Ruhe der Darstellung und die Gründlichkeit der Studien, so hat er durch dieses Werk doch unendlich gewirkt, theils indem er der Geographie in den historischen Anschauungen und Darstellungen den richtigen Platz gab, was vor ihm Keiner gethan; theils indem er einer reizendern und geistvollern Behandlung der Geschichte die Bahn brach. Mit mächtiger Begeisterung und mit dem tiefen Blicke eines phantasievollen Philosophen führt er uns in die Weltgeschichte hinein, unter alle Zonen und alle Zeiten hindurch, um uns den Geist und Beruf der Nationen zu erschließen und beobachten zu lassen, wie sie unter diesen und jenen Umständen und bei den gegebenen Bedingungen sich entwickelten und entwickeln mußten. Durch dieses Werk, wie durch seine „Briefe zur Beförderung der Humanität" gab Herder eine Anregung, welche noch bis heute nachwirkt. In letzterem ist auch das Schlagwort ausgesprochen, welches sein ganzes Wirken und Walten charakterisirt. Die Bildung zur Humanität, das war ihm das Göttliche in unserem Geschlechte; sich der Menschheit annehmen, wo und wie sie gefangen liege, geistig und leiblich darbe, das war ihm Christenthum, das der Geist seiner Lehre, seines Lebens.

„Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil."

Diese eigenen Worte sprechen seine wahrste Gesinnung aus.

Der eine große Gedanke, daß die Menschheit einer unendlichen Veredlung fähig sei, weil in ihr der Geist der Gottheit lebe; dieser unerschütterliche Glaube an das Höhere in der Menschheit beseligte und begeisterte ihn; Mensch zu sein im schönsten Streben und Wirken, — Humanität, das war seines Lebens Ziel und Kern.

Welche Anregung er von Hamann empfangen, ist bereits angedeutet worden. In gleicher Weise war auch Lessing sein Lehrer; denn Lessing hat fast nichts geschrieben, worauf Herder nicht Rücksicht genommen hätte, wie z. B. auf die Fabel, das Epigramm, den Laokoon, die Erziehung des Menschengeschlechts. Außerdem hat er es auch ausdrücklich eingestanden, daß Lessing der Einzige sei, der ihn interessire, wohin er sich auch schlage. In seinen ersten Schriften ahmte er ja sogar seinen Stil nach. Später kam er davon ab. Lessing schrieb klar und ruhig, Herder's Darstellung hat etwas Springendes, Ungleichmäßiges; bei Lessing waltet ein durchdringender Verstand, bei Herder das fortstürmende Gefühl, Lessing der Dialektiker beweist mit mathematischer Gewißheit, Herder der glänzende Redner rührt und überredet.

Die Schattenseiten seines Charakters, seine Unverträglichkeit mit Göthe, Schiller und Anderen, sein hofmeisterliches Wesen, sein Unvermögen, Widerspruch zu ertragen u. s. w. wollen wir nicht näher berühren, da wir doch nichts dabei gewinnen würden; es sind dies Schwächen, die weder seine Bedeutung noch seinen Menschenwerth verringern.

Hören wir zum Schluß, wie ihn sein treuer und inniger Freund, Jean Paul Fr. Richter, charakterisirt: „Der edle Geist, von welchem Niemand stolz genug sein

darf zu sagen, ich habe ihn ganz gekannt, — wurde von entgegengesetzten Seiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster und sonstiger Größe war, sondern ein Bund von Sternen, aus welchem sich dann Jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirte. Menschen mit vielartigen Kräften werden immer, die mit einartigen selten verkannt."

„Ich kann nur Einiges über Herder sagen; unzulänglich ist es ohnehin; ein Mensch, der in Worte aufzulösen wäre, würde ein alltäglicher sein; den Sternenhimmel malt keine Sternencharte. War er kein Dichter, — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Homerischen und Shakespeare'schen Maßstabe stehend, so war er blos etwas Besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. — Aber wie soll ich es auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, Alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war? — Griechenland war ihm das Höchste, und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hieng er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Göthe allein, Jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenlands, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hatten lösen können. Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizontanhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Ach-

tung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes vor das säcularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt." — —

— „Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Westen gegen Osten ausdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu. — Er aber, wie von einer Traubenrebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch-dichtend sich anzueignen, war sein Charakter; um das trockene Kernhaus eines Lambert zog Er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben bis sogar an Ahnungen. So zeigte Er die griechische Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorne gegen Alle von Religionen oder vom Staate geheiligten Gifte derselben. So war Er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Zweige Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, sowie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor Er die Schlangen der Zeit! Seine süßeste Stimme aber war die der Liebe, es sei gegen ein Kind, oder ein Gedicht, oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann,

diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenscheine um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht."

„Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte, und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinseln nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß Er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald Sokratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen, anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; erst auf der Diamantwage der Nachwelt wird es geschehen."

---

## Siebente Vorlesung.

### Göthe.

**Allgemeine Charakteristik. — Seine Kindheit. — Seine Sturm- und Drangzeit. — Göthe in Leipzig, Straßburg, Wetzlar und Weimar. — Seine Erstlingswerke. Jung-Stilling und Lavater. (1749—1779.)**

Das Streben des ganzen 18. Jahrhunderts war auf die Humanität gerichtet; sie war das Ziel, zu dessen Erreichung sich, wie Schiller sagt, alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt haben. Herder war vorzugsweise ihr Apostel. Wir haben in der letzten Vorlesung den neuen nationalen Geist kennen gelernt, welcher in diesem Jahrhundert erwacht war und der sich einerseits gegen die Autorität, andererseits für die Natur erhob.

Lessing's kritische und polemische Thätigkeit, die Verspottung alles französischen Wesens und die Beseitigung des französischen Einflusses auf unsere Literatur, der Enthusiasmus für Ossian, Shakespeare und für die nordische Mythologie, die Wiederbelebung der alten Balladenliteratur — all das arbeitete vereint in einem Sturme der Empörung gegen Herkommen und Regel. Wir haben als Hauptvertreter der Sturm- und Drangperiode Klinger, Hamann und Herder kennen gelernt und gesehen, wie es Letzterem gelang, die Hamann'schen Ideen aus dem mystischen Dunkel hervorzuziehen und klar an's Licht zu stellen. Herder indeß besaß zu wenig poetische Schöpferkraft, als daß er die von ihm angebahnte Umgestaltung des literarischen Lebens selbst hätte vollenden können. Dies vermochte erst Göthe.

Herder war der Johannes des Jahrhunderts, Göthe

erst der Messias. Er war es, der die Erfüllung der Herder'schen Verheißungen in seinen vollendeten Dichtungen brachte, der „in Sprache, Ton und Gehalt das eigentliche Wesen der Volkspoesie erfaßte", der mit Schiller vereinigt das classische Zeitalter heraufführte.

In der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit stand er noch ganz auf dem Boden der Kraftgenies; aber er arbeitete sich aus den Unklarheiten und Widersprüchen dieser Epoche heraus zu göttergleicher Ruhe und Selbstbeherrschung. Daß Göthe's Name von einer unvergleichlichen Glorie umstrahlt ist, bestreitet Niemand; aber nur Wenige wissen, daß er seinen Ruhm und seine Größe nicht dem Genie allein zu verdanken hat. Merck sagte von ihm, was er lebe, sei schöner, als was er schreibe, und W. v. Humboldt stellt seine Persönlichkeit so hoch, daß er meint, sie übe schon durch ihr bloses Dasein einen unbewußten Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. Er war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Mensch. Wohl war er von der Natur reich begabt; wohl war ihm Alles verliehen, was die Götter nur ihren Lieblingen spenden, — aber er hat sein redlich Theil auch sich selbst errungen. Errungen und erstritten hat er sich vor Allem jene Harmonie seines Wesens, jene Selbstbeschränkung, die all seinem Thun und seinen Dichtungen aufgeprägt ist und die uns so wunderbar ergreift. Von Natur aus ungestüm und leidenschaftlich, in seiner Kindheit verwöhnt, bearbeitete er als Jüngling und als Mann mit ungewöhnlicher sittlicher Stärke und Ausdauer sein eignes Selbst, zähmte seine Leidenschaften, lernte in allen Stücken Maß halten und gestaltete so allmälig sein Leben zu einem Kunstwerke, das vollendetste und schwierigste Werk, das er geschaffen.

Eine der charakteristischsten Eigenschaften Göthe's ist seine Objectivität, sein lebhaftes Gefühl für das Wirkliche,

Concrete, Lebendige, mit dem ein ebenso starker Widerwille gegen das Unbestimmte, Abstracte, Ueberschwängliche gepaart war. Sein stetes Streben war, die Natur zu studiren, um sie, wie Lewes sagt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und nicht durch die Nebel der Phantasie oder durch die Verzerrungen des Vorurtheils, die Menschen und Dinge zu durchschauen und zu begreifen, wie sie wirklich sind. Er suchte stets die Idee in der Wirklichkeit selbst zu erfassen, und Merck sagte, seine unablenkbare Richtung sei die, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Göthe war demnach ein entschiedener Realist.

Auf diesem Realismus beruht aber eine andere Eigenschaft des großen Dichters, nämlich die, daß er nichts poetisch gestalten mochte, was nicht auf Erlebnissen, auf eigenen Erfahrungen beruhte. Alle seine Schriften sind „Bekenntnisse" aus seinem Leben. Wahr und natürlich, wie er selbst, sind auch seine Dichtungen, in denen zugleich mit dem Schriftsteller auch der ganze Mensch mit enthalten ist. Er selbst sagt:

„Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine."

In ähnlicher Weise charakterisirt ihn Hillebrand, indem er sagt, er sei in jedem Werke ein anderer und doch derselbe, in jedem einen neuen Gesichtspunkt öffnend für eine neue Weltansicht, in allem aber das Menschliche als das Wesen der Kunst und Wissenschaft behauptend. So hat er der Literatur alle Wege aufgeschlossen, der Dichtung alle Momente ihres Inhalts angewiesen, den Himmel und die Welt durch das Band der sittlichen Freiheit zu schöner Einheit vermählt. „Den Menschen das Herrliche eines wahren und edlen Daseins zum Gefühle zu bringen," war

sein Ziel; und welcher Schriftsteller dürfte sich rühmen, ihn hierin übertroffen zu haben? Dabei hat er unsere Sprache mit den schönsten Gaben bereichert, ihre Anmuth wie ihren Ernst, ihre oratorische wie musikalische Anlage in musterhaften Weisen offenbar gemacht und ihr mehr als ein Anderer den Empfehlungsbrief an's Ausland mitgegeben. Es haben sich an ihm Freunde und Feinde herangebildet, sein belebender Athem durchzieht die höheren wie die niederen Kreise unseres Volks, und von Deutschland aus laufen die Strahlen seines Geistes und Wirkens zu fremden Nationen leuchtend und erweckend hinüber. Ihm gebührt vor Allen der Ruhm, unsere Literatur zum Ausgangspunkte der Weltliteratur gemacht zu haben.

Man hat nicht mit Unrecht Göthe's Dichtungen stets etwas Heilendes, Versöhnendes zugeschrieben und damit zugestanden, daß er in denselben das Urbild echter Poesie erreicht hat; denn er selbst meint, die „wahre Poesie kündige sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von der Last des Irdischen zu befreien weiß."

Wenn wir oben gesagt haben, Göthe habe vorzugsweise Erlebtes dargestellt und der ganze Mensch sei der ganze Schriftsteller, so haben wir damit schon die Wichtigkeit angedeutet, welche sein Leben für uns hat. Das biographische Moment wird demnach hier mehr als sonst hervortreten. Bekanntlich hat uns Göthe selbst sein Leben in reizender Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" beschrieben; neuerdings ist dies mit hoher Meisterschaft von dem Engländer G. H. Lewes geschehen, dessen Werk die Grundlage unserer Darstellung bildet.

# Göthe.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, kaiserlicher Rath und Rechtsgelehrter, als wohlhabender Privatmann lebte. Der ernste, strenge und etwas pedantische Vater und die heitere, lebendige und gemüthvolle Mutter, eine Tochter des Schultheißen Textor, wirkten gemeinsam auf des Knaben aufgeweckten Geist. Göthe selbst sagte später in den zahmen Xenien:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabuliren."

Die Mutter benützte nämlich gern und oft ihr Talent, Geschichten zu erzählen, zu seinem wie zu ihrem Vergnügen, und er war dabei nicht nur unermüdlich im Zuhören, sondern griff auch in den Gang der Erzählung selbst ein und bildete dadurch seine productive Selbstthätigkeit aus. Nicht minder bildend, als Vater und Mutter, wirkten das an sprechenden Zeugen der Vergangenheit, an Ueberbleibseln alten deutschen Wesens so reiche, durch den Handel und durch Reisende so belebte Frankfurt, und manche erlebte Begebenheiten, wie die Krönung Joseph's II., auf ihn ein. Von besonderer Bedeutung für den vielversprechenden, von der Mutter etwas verhätschelten Knaben war ein Puppenspiel, das er am Weihnachtsabend 1753 von der Großmutter zum Geschenk bekam und das in dem alten Hause eine neue Welt schuf. Eine öffentliche Schule besuchte Göthe nur kurze Zeit, während des Umbaues des alten Wohnhauses seiner Eltern; sonst erhielt er seinen Unterricht stets zu Hause. Der Vater betrieb denselben aber mit solcher Eile, daß er einen frühreifen Knaben an ihm erzog;

mit acht Jahren konnte er schon deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und griechisch schreiben.

Als (1756) der siebenjährige Krieg ausbrach, erhielt sein inneres Leben eine neue Anregung und zwar nicht blos durch die politischen Streitigkeiten zwischen Vater und Großvater, von denen der erstere preußisch, der andere österreichisch gesinnt war, sondern auch durch die steten Durchmärsche französischer Truppen im folgenden Jahre mit ihren glänzenden Paraden und ihrem Gepränge, vor Allem aber durch den Königslieutenant Graf Thorane, der bei der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen im Göthe'schen Hause einquartiert wurde. Ein Mann von Geschmack und prächtigem Wesen, zog er alsbald Künstler und andere hervorragende Männer in seinen Kreis und gewann um so leichter die Bewunderung des kleinen Wolfgang, je lieber er ihn in seiner Nähe duldete und je weniger er Anstand nahm, ihn sogar um sein Urtheil in Kunstsachen zu befragen.

Die väterliche Zucht ließ in dieser Zeit etwas nach, und es ward ihm sogar gestattet, das französische Theater zu besuchen, welches die Franzosen mitgebracht hatten. Hierdurch erhielt nun die dramatische Neigung, welche schon das Puppenspiel geweckt hatte, neue Nahrung.

Als die Franzosen im Juni 1761 Frankfurt wieder verlassen hatten, wurde die alte Zucht und Ordnung im Hause wiederhergestellt und der junge Wolfgang mußte sich tüchtig an's Studiren halten; Mathematik, Musik und Zeichnen wurde fleißig getrieben, seinen Sprachschatz vermehrte er durch das Englische und Hebräische. Letzteres machte ihn mit dem Inhalt und dem Geiste der Bibel vertrauter, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, und eine Frucht dieser hebräischen Studien war ein Gedicht über Joseph und seine Brüder. In der frommen Richtung, in die er durch

das ernste Lesen der Bibel versetzt war, wurde er erhalten durch Klopstock's „Messias", den er mit seiner Schwester Cornelia insgeheim las, und durch den Umgang mit einer Freundin seiner Mutter, mit Fräulein von Klettenberg, deren Briefe und Gespräche er nachher im Wilhelm Meister zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" verarbeitete. Von dieser liebenswürdigen und tiefreligiösen Dame veranlaßt, schrieb er verschiedene geistliche Oden, darunter jene „Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi", die als das älteste Denkmal seiner jugendlichen Productivität in seinen Werken enthalten ist.

In jener Zeit erfaßte sein Herz der Zauber erster Liebe, welcher freilich nur sehr kurze Zeit dauerte. Das Mädchen, dessen Reize den fünfzehnjährigen Jüngling fesselten, war die Schwester eines der leichtfertigen Cameraden, mit denen er sich damals umtrieb. Er sah sie öfter und war glücklich in ihrer Nähe, obwohl sie ihn mehr nur als Kind behandelte und nie die geringste Vertraulichkeit erlaubte. Eine Untersuchung, in welche die lockere Gesellschaft verwickelt wurde und die auch unsern Dichter mit Sorge erfüllte, trennte ihn von der Geliebten, die er dann im „Egmont" als Klärchen, besonders aber im Faust unter ihrem Namen „Gretchen" und in Wahrheit und Dichtung unsterblich gemacht hat.

Die Aufsicht von Seiten des Vaters nahm nach diesem Abenteuer bedeutend zu; der Sohn erhielt einen Hofmeister, der ihm nicht mehr von der Seite wich. Mit ihm betrieb er eifrigst das Studium der Jurisprudenz als Vorbereitung für die Universität, und daneben machte er zu seiner Erholung Ausflüge in die herrliche Umgegend.

Im October 1765 gieng Göthe, eben 16 Jahr alt geworden, nach Leipzig, um seine akademische Laufbahn zu beginnen. Hofrath Böhme, den tüchtigen Juristen, besuchte

er zuerst und ihm theilte er sofort den Plan mit, die Rechtswissenschaft hinter dem Rücken des Vaters mit den schönen Wissenschaften zu vertauschen. Daß dieser Plan als ein thörichter Einfall abgewiesen wurde, war seine erste Erfahrung. Eine andere machte er bezüglich seiner etwas wilden äußern Erscheinung und seiner Aussprache bei Frau Böhme, die ihn nicht nur über gesellschaftlichen Verkehr, sondern auch in den Grundsätzen des guten Geschmacks belehrte.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an —

Diese Worte (aus seinem Tasso) ließ er sich wohl gesagt sein, und so kam er bald dahin, seine Jugendarbeiten als schlechtes Zeug zu verbrennen. „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe" wurden den Flammen geopfert. Eine gewisse Entmuthigung schlich sich bei ihm ein, und diese wurde er erst wieder los, als sein nachheriger Schwager Schlosser nach Leipzig kam, der ihn durch seine Ueberlegenheit an Kenntnissen und Gewandtheit zur Nachahmung anregte und ihn einem Kreise literarischer Freunde zuführte. Es war das eine Tischgesellschaft, die sich täglich bei dem Weinhändler Schönkopf einfand, in dessen Tochter Anna Katharina oder Käthchen sich Göthe alsbald verliebte. Ein Freund Göthe's schildert sie als ein Frauenzimmer „wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand." Göthe liebte sie recht innig und zärtlich, plagte sie aber in der Folge durch seine Launen und seine Eifersucht so, daß sie sich plötzlich von ihm zurückzog. Von dem Schmerze, den ihm dieser selbstverschuldete Verlust brachte, befreite er sich nicht durch Thränen, sondern durch „die Laune des Verliebten", ein

Lustspiel, in dem er diesen Hauptabschnitt poetisch gestaltete. Ebenso legte er Erlebnisse und Erfahrungen in den „Mitschuldigen" nieder, Skizzen dunkler Seiten des bürgerlichen Lebens, das er unfreiwillig in Frankfurt kennen gelernt hatte. So sehen wir hier schon den künftigen Dichter; dem Grundsatz und der Richtung, nur von Selbstempfundenem zu singen und zu sagen, — „dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und mit sich selbst darüber abzuschließen", blieb er fortan sein ganzes Leben treu.

Daß ein genialer und noch dazu verliebter junger Mann, der gern Verse machte, das Theater besuchte und sich viel in geselligen Kreisen bewegte, den Hauptzweck seines Aufenthalts bald aus den Augen verlor und das Studium der Rechtsgelehrsamkeit nur sehr beiläufig betrieb, ist leicht begreiflich und unter den damaligen Umständen wohl auch zu entschuldigen. Als Göthe die Gesellschaft bei Schönkopf nicht mehr wie früher fesselte, wandte er sich mit Eifer wieder den bildenden Künsten zu und nahm Unterricht im Zeichnen bei Oeser, dem Freunde und Lehrer Winkelmann's. Dieser treffliche Mann zeigte ihm den Weg zum Wahren und Schönen, und der dankbare Schüler bekannte später gern, daß er den Geschmack, den er am Schönen habe, seine Kenntnisse und Einsichten alle durch ihn erlangt.

Der Verlust der Geliebten hatte ihn trübsinnig und launisch gemacht, mehr noch that dies eine schlechte Diät, besonders das schwere Merseburger Bier und das lockere, leichtfertige Leben, in das er sich gestürzt. Im Frühjahr 1768 ward er lebensgefährlich krank, und geistig unruhig und körperlich schwach kehrte er im September desselben Jahres in's väterliche Haus zurück.

Der Vater nahm ihn nicht gar freundlich auf; denn es war kein Zweifel, daß er in seiner Fachwissenschaft keine

bedeutenden Fortschritte gemacht hatte. Desto liebevoller nahmen ihn Mutter und Schwester auf, die dem Kranken die sorgsamste Pflege zu Theil werden ließen. Daß er mit Fräulein von Klettenberg neuerdings in Berührung kam, war natürlich, und diesmal fielen ihre Mahnungen auf weit empfänglichern Boden, als früher. Er besuchte nicht nur die frommen Zusammenkünfte der mütterlichen Freundin und sang und betete mit ihr, sondern er ließ sich durch seinen Arzt auch in die Alchemie und Kabbala einweihen und forschte nach der geheimnißvollen „jungfräulichen Erde". Er studirte, umgeben von Retorten und Destillirkolben, den Theophrastus Paracelsus, Helmont und andere Alchemisten und Chemiker. Wenn er auch so wenig wie Andere vor ihm den Stein der Weisen fand, so waren dies doch fruchtbare Vorstudien zum „Faust" und zu seinen späteren naturwissenschaftlichen Arbeiten. Der Aufenthalt in Frankfurt sagte ihm nicht besonders zu, so daß er den Vorschlag seines Vaters, zur Vollendung seiner juristischen Studien nach Straßburg zu gehen, gern annahm. Im Frühling 1770 reiste er, wieder frisch und gesund, nach Straßburg ab.

„Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten" — sagt sein ausgezeichneter Biograph Lewes — „und nie vielleicht war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich; wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von Dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht das Spiel der Züge, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und frei geschnitten, ähnlich wie die schönen leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit,

deren Pupillen von fast beispiellosem Umfang waren; die ein wenig gebogene Nase groß und fein geschnitten; der volle Mund mit der kurzen aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Kinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig — aber all diese Einzelheiten sind doch nur, so zu sagen, ein Inventar seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich eigentlich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben, so imposant war seine Erscheinung. Stark und kräftig gebaut, war seine Organisation doch zart und reizbar.“

In Straßburg ward er wieder heiter und studirte anfangs fleißig Jurisprudenz; bald aber hörte er, da seine Tischgenossen meist Mediciner waren, Vorlesungen über Anatomie und Geburtshülfe und beschäftigte sich mit Kunstgeschichte. Auch trieb er hier das Fechten und Reiten tüchtig und übte sich mit seinen Universitätsfreunden fleißig im Stoßen.

Von seinen Tischgenossen nennen wir besonders Jung-Stilling und Franz Lerse, dem er im „Götz“ ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

**Johann Heinrich Jung** (Stilling), 1740 zu Grund in der Gegend von Siegen geboren, hatte eine kümmerliche Jugend zu durchleben. Einsamkeit und Leiden, das Lesen der Bibel und anderer mystischer Schriften gaben ihm eine tiefe religiöse Gesinnung und Anschauung. Erst war er ein Schneider, wie sein Vater, dann Schullehrer und 1770 gieng er nach Straßburg, um Medicin zu studiren. Im Jahre 1772 ward er Arzt in Düsseldorf, endlich Professor in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg und 1817 starb er in Karlsruhe. —

Göthe rühmt an ihm gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte, Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit, einen unverwüstlichen Glauben an Gott und dessen ununterbrochene Vorsorge. Von seinen Schriften hat seine Selbstbiographie, von Göthe unter dem Titel „Heinrich Stilling's Leben" herausgegeben, den meisten Beifall gefunden und ist dieselbe auch noch kürzlich in neuer Auflage erschienen. —

Eine für sein ganzes Leben entscheidende Bekanntschaft machte Göthe an Herder, der, wie wir wissen, im Herbst ebenfalls nach Straßburg kam. Herder lehrte den in den Hauptfragen noch Rathlosen und Unbefriedigten die Bibel als ein glänzendes Zeugniß für die Wahrheit betrachten, daß „die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer." Von der hebräischen Poesie verwies er ihn auf die übrige Volkspoesie, auf Homer, Ossian und Shakespeare. Auch den Vikar von Wakefield lernte er durch ihn kennen und das reizende Familienbild, welches Goldsmith darin gezeichnet hat, lernte er alsbald in Sesenheim, in der Wohnung des Pfarrers Brion kennen.

Zur Zeit der Weinlese machte er mit einem Freunde einen Besuch in Sesenheim; er fand bei der liebenswürdigen Predigerfamilie gastliche Aufnahme und verliebte sich gleich am ersten Tage in die sechzehnjährige, zweite Tochter des Hauses, in Friederike. Der reichste, reinste Liebesfrühling gieng ihm hier auf an der Seite des hübschen, kindlichen und unschuldvollen Mädchens, als deren Vorzüge der Dichter selbst angab: „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten." Mehrere schöne Lieder, wie Willkommen und Abschied, Mit einem gemalten Bande,

An die Erwählte, das Mailied (Wie herrlich leuchtet rc.) verdanken wir dieser Liebe, welche ein besseres Schicksal verdient hätte, als sie erfuhr.

Göthe hatte promovirt, er hatte den Götz von Berlichingen und den Faust entworfen, seine Zeit war um: er verließ gegen Ende August 1771 Straßburg und kehrte nach Frankfurt zurück. Friederike hat er verlassen; erst von der Heimath aus schrieb er ihr den Scheidebrief, und sie, die Edle, empfieng ihn mit Fassung, sie verzieh ihm, blieb ihm treu und heirathete niemals. Daß der Name Sesenheim einen Flecken auf seiner Dichterkrone bildet, sah er selbst ein, die Antwort Friederikens auf seinen Abschied zerriß ihm das Herz. „Es war dieselbe Hand (schreibt er), derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet."

Bei der Stimmung, wie sie dem Bruch mit Friederike folgte, war ihm das Leben in Frankfurt und die Führung von Rechtsgeschäften, die der neue Doctor zunächst noch immer „in Nebenstunden" abmachen konnte, zuwider. Er beschäftigte sich deshalb leidenschaftlich mit seinem Götz, er schrieb über „deutsche (gothische) Baukunst" und einen „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***", ferner suchte er freundschaftliche Verbindungen nach auswärts anzuknüpfen. So lernte er den Kriegsrath **Merck** in Darmstadt (1741—1791) kennen, den wir schon einigemal erwähnt und der durch seine Kritik auf Göthe und An-

dere bedeutenden Einfluß übte. Merck, ein klarer, ruhiger Kopf, hatte stets seine Freude daran, jüngere Talente zu fördern und auf den richtigen Weg zu leiten; er hat sich namentlich um Göthe durch seine freundschaftlichen Ermunterungen und Warnungen ein Verdienst erworben. Zum Dank dafür gab der Freund dem wackern, manchmal zum Spott geneigten Manne den Spitznamen „Mephistopheles“. Merck war es auch, der Schlosser zur Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen bewog; er selbst lieferte sehr werthvolle Beiträge.

Der junge Advocat fand auch jetzt noch keine Gnade beim Vater, und wie er sich früher gern überreden ließ, nach Straßburg zu gehen, so jetzt zu einer Uebersiedlung nach Wetzlar. Dort sollte er sich am Reichskammergericht in der Kunst des Processirens vervollkommnen. Er reiste im Frühjahr 1772 dahin ab. Da er um diese Zeit den Götz schon fertig hatte, so wollen wir seinem Erscheinen um ein Jahr vorauseilen und ihn gleich hier betrachten, um nachher den Werther im Zusammenhang mit dem Wetzlarer Aufenthalt vorzunehmen.

Das Schauspiel „Götz von Berlichingen“ ist eine dramatisirte Geschichte des berühmten Raubritters Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand und hat in der ersten Bearbeitung auch einen ähnlichen Titel getragen. Später nahm der Dichter einige Aenderungen vor und gab es so auf Antrieb Merck's und in Gemeinschaft mit ihm heraus. Daß er den ersten Entwurf unter dem Beifall seiner Schwester Cornelia in 6 Wochen niederschrieb und dazu vorzugsweise Götzens Selbstbiographie benutzte, hat er uns selbst erzählt. Neu von ihm geschaffen sind indeß: Adelheid, der herrlich bezaubernde Dämon der Lust; Elisabeth, die treue Hausfrau, in der Göthe's Mutter sich selbst erkannte; die sinnige Maria, bei deren Zeichnung ihm wohl Friederike vor-

geschwebt haben mag; Georg, Franz Lerse, Weislingen, in dessen Unbeständigkeit sich Göthe selbst schilderte und strafte, und endlich der Tod des Götz.

Der Götz ist in seiner markigen Behandlung der gährenden Reformationszeit und bei seiner malerischen, durchsichtigen, belebten Sprache ein gelungenes Spiegelbild seiner Zeit, voll Leben und Wirkung. Die pedantischen Regeln der Schule waren nun mit einem Mal durchbrochen; das patriotische Gefühl von damals hatte einen poetischen Ausdruck gefunden; das Aufsehen, welches das Stück machte, war so groß, daß schon ein Nachdruck erschien, ehe die Originalausgabe vollständig versandt war. Wieland nennt den Götz ein Stück, „welches die drei Einheiten schändlich auf den Kopf stellt, weder Trauerspiel noch Lustspiel und trotzdem das schönste bezauberndste Ungeheuer ist.“ Mögen wir auch den steten Scenenwechsel beklagen und den Schluß nicht ganz befriedigend finden, anerkennen müssen wir doch die kräftige Zeichnung der Charaktere und vor Allem den deutschen Sinn und Kern, der das Stück durchwaltet. Dem Götz folgte eine namenlose Fluth von Ritterstücken und Ritterromanen, ein Beweis der ungemeinen Wirkung, die er ausgeübt.

Wenden wir uns nun wieder nach Wetzlar. Dort wurde er zunächst durch wiederholte Gespräche über Kunst und Kunstkritik mit Gotter bekannt, der ihn mit dem Göttinger Hainbund in Berührung brachte, und dann mit einem reizenden Mädchen, die alsbald Friederikens Bild aus seinem Herzen verdrängte. Es war dies Charlotte Buff, die Braut des hannoverschen Gesandtschaftssecretärs Kestner, das Modell zur Lotte im Werther. Wie er mit ihr bekannt wurde, hat er uns im Werther selbst erzählt, ich brauche also nur darauf zu verweisen. Nur das will ich gleich hier erwähnen, daß Lotte keineswegs das sentimentale Mädchen war, als welches wir sie im Werther kennen lernen, sondern

im Gegentheil ein ruhig-heiteres, lustiges, offenherziges deutsches Mädchen, eine ausgezeichnete Hausfrau und Wirthschafterin. Göthe ward völlig hingenommen von dem Zauber, der ihr Wesen umgab, und trat sofort in ein vertrauliches und freundschaftliches Verhältniß zu ihr und ihrem Verlobten, welches ungestört fortdauerte. Der Göthe-Kestner'sche Briefwechsel, der vor einigen Jahren veröffentlicht wurde, läßt uns die Reinheit dieses unvergleichlichen Verhältnisses ganz durchschauen. Man weiß in der That nicht, wen man mehr bewundern soll, Göthe, oder Lotte, oder Kestner. Letzterer war doch nicht förmlich mit Lotte verlobt und erkannte den Zauber von Göthe's Persönlichkeit und doch war er hochsinnig genug, im Vertrauen auf die Ehre seines Freundes und auf die Treue seiner holden Braut das Verhältniß keinen Augenblick durch Eifersucht zu trüben. Göthe selbst begann indeß die Unhaltbarkeit seiner Stellung bei der Zunahme seiner Leidenschaft zu fühlen und faßte endlich den Entschluß, Wetzlar zu verlassen. Er that dies plötzlich und ohne Abschied und begleitete seinen Freund Merck auf einer Rheinreise, auf welcher er Sophie von La Roche, Wieland's Jugendgeliebte, ihre Tochter Maximiliane, die künftige Mutter Bettina's und Fräulein B. im Werther, und Jacobi kennen lernte. Nach Frankfurt zurückgekehrt, widmete er sich eifrig den Rechtsgeschäften, trieb Literatur und Malerei, nahm Theil an den vom Bräutigam seiner Schwester Cornelia, von Schlosser, redigirten „Frankfurter gelehrten Anzeigen", vollendete die Umarbeitung des „Götz" (1773) und traf die Vorbereitungen zum Werther, den er 1774 vollendete.

Werther's Leiden, ein Roman in Briefen, folgte also dem Götz auf dem Fuße nach und griff wie dieser in die Lebensstimmung der Zeit und des Volkes ein. Das Gerüst dazu, in das er seine eigenen Erlebnisse einfügte, bot ihm die Geschichte des jungen Jerusalem, des berühmten

Kanzelredners Sohn, der in Folge einer unglücklichen Liebe in Wetzlar gewaltsamen Todes starb. Göthe brachte im Werther abermals eine Liebesgeschichte zum Abschluß; er galt ihm für eine Generalbeichte, die ihm wieder zu Freiheit und frohem Muthe verhalf. Er schrieb den Roman „ziemlich unbewußt und einem Nachtwandler gleich" im Laufe von vier Wochen. Daraus und aus der Macht des Selbsterlebten erklärt sich wohl der meisterhafte Stil, in dem er geschrieben ist. Lewes meint, nach so klaren sonnigen Bildern, nach solcher Fülle von Leben, nach so feiner zarter Einfachheit durchsuche man die ganze deutsche Literatur vergebens, und unser Historiker Schlosser stimmt vollkommen mit ihm überein. „Die Sprache ist ein steter Strom von Musik — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend."

Kestner und Lotte ärgerten sich zuerst über den Werther, weil man ihre Porträts leicht erkennen konnte, obschon sie nicht ganz genau nach dem Leben gezeichnet sind. So sind auch nicht alle Scenen wahr, sondern zum Theil verändert, zum Theil, wenigstens soweit es Kestner und seine Gemahlin angeht, ganz fremd. Kestner schrieb: „Sonst ist im Werther viel von Göthe's Charakter und Denkungsart; Lotte's Porträt ist im Ganzen das von meiner Frau; Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen."

Daß der Werther, der die Richtung jener Zeit, den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Zwiespalt zwischen Gefühl und gesellschaftlichem Zwang so treffend aussprach, — daß der Werther, der in treuen Zügen ein Bild jener schwachmüthigen, eigensinnigen Charaktere enthielt, die nur in ihren Träumen das Reelle, in ihren Erfahrungen aber nur Schranken erkennen, denen alles Bestehende ein Hinderniß ist, die nur auf sich und ihrer Leidenschaft ruhen, — ich sage, daß Werther aus diesen Gründen von unaus-

sprechlicher Wirkung war und die halbe Welt in Entzückung und Aufregung versetzte, finden wir begreiflich.

Götz und Werther sind, wie Schiller's erste Dramen, die Hauptwerke der Sturm- und Drangperiode.

Nachdem der Werther geschrieben und Göthe's Sinn wieder heiter war, führte er in Frankfurt ein angenehmes Leben. Er schrieb einige derbe Fastnachtsspiele in Hans Sachsens Manier, die Satyre „Götter, Helden und Wieland", beschäftigte sich mit seinem „Cäsar" und „Faust", projectirte einen Mahomet, einen ewigen Juden und Prometheus zu schreiben und studirte eifrig Spinoza. Auch die Liebe, die eine so große Rolle in seinem Leben spielt, fand in seinem Herzen wieder Eingang. Diesmal ist's wieder eine Frankfurterin, Anna Sibylla Münch, mit der er in ein freundschaftliches Verhältniß trat; doch hatte dies weiter keine Folge, als daß er auf ihren Wunsch in einer Woche den „Clavigo" dichtete, ein bürgerliches Trauerspiel und gutes Bühnenstück, das aber im Uebrigen weit hinter dem Götz zurücksteht. Merck erklärte dem Freunde aufrichtig, solchen „Quark" wie diesen müsse er künftig nicht mehr schreiben, das könnten die Anderen auch.

Außer diesen literarischen Beschäftigungen fand er auch mannichfache äußere Anregungen. Im October 1774 besuchte ihn Klopstock; schon vorher war auch Lavater gekommen. Mit ihm und dem Erziehungsreformator zusammen machte er eine angenehme Rheinreise. Daneben correspondirte er mit den Gebrüdern Stolberg und gieng am Horizont seines Daseins eine neue Liebe auf, die Liebe zu Elisabeth Schönemann, die er als „Lili" unsterblich gemacht und von der er bekannte, daß er sie mehr geliebt, als irgend ein anderes Weib. Ehe wir diesen Liebesroman weiter verfolgen, wollen wir erst Lavater etwas näher betrachten.

**Johann Kaspar Lavater**, 1741 zu Zürich geboren, in seiner Kindheit ohne Spur von besonderem Talente und durch strenge Zucht früh scheu und in sich vertieft, fühlte schon als siebenjähriger Knabe das Bedürfniß, sich in allen seinen kleinen Anliegen im Gebet an Gott zu wenden, und war stolz darauf. Nachdem er die Schulen und das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, trat er 1762 in den geistlichen Stand. Zu seiner weitern Ausbildung unternahm er eine Reise nach Deutschland, wohin ihn besonders Spalding zog, und begann da seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die er dann später in Zürich fortsetzte. Im Jahre 1767 erschienen nebst seinen steifen und werthlosen „Schweizerliedern" seine „Aussichten in die Ewigkeit", worin er Moses Mendelssohn aufforderte, entweder Bonnet's Beweise für das Christenthum zu widerlegen oder selbst zum Christenthum überzutreten. Später gab er das „geheime Tagebuch von einem Beobächter seiner selbst" heraus. Sein Bekanntwerden mit Göthe haben wir bereits erfahren. 1778 ward er Diakon an der Peterskirche in Zürich und bei der Besetzung Zürichs durch die Franzosen erhielt er eine Schußwunde, an der er 1801 nach schwerem Leiden verschied. Seinen größten Ruhm erlangte er durch seine „physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (1775), worin er, gestützt auf den Grundsatz: „das Antlitz sei der Spiegel der Seele", den geistigen und sittlichen Charakter des Menschen aus dessen Gesichtszügen erkennen lehrt. Von Lichtenberg wurde er bekanntlich deshalb scharf mitgenommen. —

Kehren wir nun wieder zu Göthe zurück. Lili, die Tochter eines großen Banquiers in Frankfurt, war ein reizendes, kokettes Mädchen von 16 Jahren, die sein Herz mit den Lockungen leidenschaftlicher Sehnsucht zu fesseln wußte, die aber im Grunde seine Seele unberührt ließ.

Dieses Verhältniß versetzte ihn wieder in mancherlei Aufregungen, da einerseits die beiderseitigen Eltern einer ehelichen Verbindung abhold waren, während Lili ihn ähnlich behandelte, wie er einst Käthchen in Leipzig behandelt hatte. Diese neue Erfahrung dramatisirte er in der Oper „Erwin und Elmira". Es kam zu einer Art Verlobung; aber damit scheint der Zauber der Liebe gelöst worden zu sein. Göthe, den der bloße Gedanke an die Fesseln der Ehe unbehaglich machte und der einmal sein eigenes Gefühl auf die Probe stellen wollte, machte mit den Brüdern Stolberg eine Reise durch die Schweiz.

Die Liebe war durch seine Abwesenheit keineswegs geschwächt worden; aber die Vorstellungen seiner Schwester Cornelia, die er unterwegs besucht hatte, waren doch nicht ohne Wirkung geblieben. Und so befand er sich nach seiner Rückkehr in einer unruhigen fatalen Stimmung, er fühlte sich weder stark genug, die Geliebte aufzugeben, noch verliebt genug, um sie zu heirathen. Doch mußte Ersteres gewählt werden, die Verlobung gieng zurück und er war wieder frei. Sehr erwünscht kam in dieser Zeit und unter den obwaltenden Umständen die Einladung des jungen Herzogs von Weimar, Carl August, auf einige Wochen an seinen Hof zu kommen. Göthe sehnte sich von Frankfurt hinweg und so ward denn natürlich die Einladung angenommen.

Am 7. November 1775 traf er, 26 Jahr alt, in der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums ein, die nun seine zweite Heimath werden sollte. So klein diese Residenz auch ist, es gibt doch keine Stadt Deutschlands, auf welche wir mit gerechterem Stolze blicken dürfen, als auf sie. Machen wir deshalb für einen Augenblick Halt und betrachten etwas näher:

## Weimar's Musenhof.

Die Seele des neuen Lebens, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Weimar einzog, und das Band all der berühmten Persönlichkeiten, welche sich längere oder kürzere Zeit hier aufhielten, war die Herzogin Amalie aus dem Hause der Welfen. Das braunschweigische Blut mit seiner Launenhaftigkeit, Vergnügungssucht und Leichtfertigkeit rollte auch in ihren Adern, allein sie besaß zugleich einen so hoch gebildeten Geist, eine so milde, tolerante Lebensansicht und einen solchen Drang, Fremde an sich zu ziehen, daß sie ganz dazu geschaffen war, der Mittelpunkt eines Hofes zu sein und zu bleiben, der an Ruhm und Glanz in Deutschland nicht seines Gleichen hatte. Sie war erst 19 Jahr alt, als sie Wittwe ward und sich zwischen die Regierung ihres Landes und die Sorge um die Ausbildung ihrer beiden Söhne gestellt sah. Sie genügte ihrer Aufgabe mit Einsicht und Eifer. Als Erzieher des Erbprinzen berief sie, wie wir wissen, Wieland; dem zweiten Prinzen ward von Knebel zugesellt. Von den übrigen Männern, welche die treffliche Fürstin an sich zu ziehen wußte, nennen wir: von Einsiedel, den Erfinder und Ausführer der Festlichkeiten; die Hofsängerin Corona Schröter, die erste Darstellerin der Iphigenie; den Kammerherrn von Seckendorf, wie von Einsiedel Musiker und Dichter in einer Person; den munteren Gesellschafter Bode, den Uebersetzer des Cervantes und Smollet; Bertuch, den Schatzmeister; Musäus, den Sammler der Volksmärchen; ferner die Dichter Herder, Göthe und Schiller; den Schauspieler Eckhoff und viele Andere. — Ganz würdig einer solchen Mutter war Herzog Carl August, „ein Mann, dessen feines Verständniß für den Genius die vorzüglichsten Männer der Zeit nach Weimar zog (Schiller und Göthe) und dessen innere Größe

sie dort zu fesseln wußte. Es ist leicht für einen Fürsten, Männer von Talent zu versammeln, aber es ist keineswegs leicht für ihn, sie in solcher Weise festzuhalten, daß sie alle ihre Fähigkeiten entfalten und zum vernünftigen Genuß ihres Daseins gelangen können. Carl August war der Fürst, der mit den kleinsten Mitteln in Deutschland die größten Erfolge in's Werk setzte. Er war ein Mann von rastloser Thätigkeit."

Der Hof von Weimar hatte in dieser Zeit einen Glanz, wie einst der Hof jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara, welchen Ariost's und Tasso's Gegenwart verschönerte und ein so reges Leben, ein so buntes Treiben, wie es zur Zeit unserer ersten classischen Epoche am thüringer Hofe der Fall war.

---

Wir nehmen nun den Faden unserer Erzählung wieder auf. „Göthe gieng wie ein Stern in Weimar auf," sagt von Knebel; „Jedermann hieng an ihm, sonderlich die Damen." Er riß Alles hin durch seine Schönheit, durch seinen Geist, durch seine ungebundene Laune und durch den Muthwillen, welchem er sich in der ersten Zeit seines Aufenthalts dort überließ. „Ich treib's hier toll genug," schreibt er selbst an Merck, „und wir machen des Teufels Zeug." Diese „wir" sind er und der Herzog; beide stellten sich z. B. stundenlang auf den Markt und knallten mit großen Hetzpeitschen; sie jagen, trinken, veranstalten Maskeraden und sind eifrige Schlittschuhläufer. Diese Ungebundenheit dauerte indeß nur so lange, als er noch nicht entschlossen war, länger in Weimar zu bleiben. Als ihn der Herzog im Jahre 1776 zum Rang eines Geheimen Legationsrathes mit Sitz und Stimme im Geheimen Rath und 1200 Thalern

Gehalt erhob und als der Einfluß der Frau von Stein zu wirken begann, änderte er sein Benehmen.

Kaum noch ist Lili's Bild aus seinem Herzen verschwunden, da entbrennt er von Neuem in Liebe, diesmal aber nicht zu einem Mädchen, sondern zu einer höchst liebenswürdigen, hochgebildeten, edlen Dame, zu Frau von Stein, als Göthe sie kennen lernte bereits Mutter von sieben Kindern. Auch lodert diesmal die Flamme nicht empor, um rasch wieder zu verlöschen, sondern sie brennt zehn Jahre lang fort. Mit der heftigsten Leidenschaft flog ihr der junge, schöne, liebeberauschte Dichter entgegen; sie aber besaß so viel sittliche Stärke und weibliche Würde, daß es ihr gelang, seine Leidenschaft herabzustimmen und zu Freundschaft zu mäßigen, ohne ihn kalt werden zu lassen. Sie machte, wie Lewes sich ausdrückt, ihre Liebe zum Ziele seiner Sehnsucht und hielt ihn in der Aufregung eines Mannes, der nie beglückt wird, doch es stündlich hofft.

In ihrem Umgange bildete sich sein Charakter und gewann er jene sittliche Klarheit, jene Ruhe und jenes Maß, Eigenschaften, die sich in seinen vollendetsten Schöpfungen abspiegeln. Nachdem die ersten tollen Monate vorüber waren, fieng er an sich selbst zu sammeln und widmete sich mit Eifer und Erfolg seinen Berufsarbeiten und der Förderung des Landeswohles. Daß bei dieser amtlichen Thätigkeit und bei dem geselligen Treiben des Hofes nicht viel Muße zu literarischen Arbeiten übrig blieb, ist begreiflich. Doch wurde der Plan zu „Wilhelm Meister" entworfen, der „Egmont" wurde fortgesetzt und vollendet wurde: das Singspiel „Lila", einige reizende Gedichte, „der Triumph der Empfindsamkeit", worin er das Wertherfieber verspottete, das einactige Drama „die Geschwister" und dergleichen Kleinigkeiten.

Den Uebergang von der Sturm- und Drangzeit Göthe's

zu der Periode idealer Schöpfung, gleichsam den Markstein der durch Frau von Stein hervorgebrachten sittlichen Läuterung, bildet die Schweizerreise. Er und sein fürstlicher Freund und Gönner, beide fühlten, daß sie Andere geworden, als sie vor vier Jahren gewesen; sie wollten nun, wie Prutz sagt, gleichsam einen Strich machen unter die Vergangenheit und ihr neues Leben auch äußerlich neu anfangen.

Am 28. August 1779, an seinem 30. Geburtstage, wurde Göthe zum Geheimenrath ernannt und einige Tage später reiste er mit dem Herzog über Frankfurt, Speyer, Sesenheim und Straßburg in die Schweiz. In den ersten Wochen des neuen Jahres kehrten beide nach Weimar zurück. Für unsern Dichter beginnt nun eine neue Epoche und diese werden wir in der nächsten Vorlesung kennen lernen.

# Achte Vorlesung.

## Göthe.

Sein ferneres Leben als Mann und als Greis. — Seine Hauptwerke. — Göthe als Dichter und als Mensch. — Schluß.
(1780—1832.)

Göthe war nach seiner Schweizerreise nicht nur ruhiger und maßvoller, sondern, wie seine Freunde zu ihrem Bedauern bemerkten, auch zurückhaltender geworden. Er gab sich von jetzt ab fast ausschließlich seinen Amtsgeschäften hin und widmete den Anstalten für Kunst und Wissenschaft, der Industrie und dem Ackerbau seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt. „Das Tagewerk," schreibt er 1780, „was mir aufgetragen ist, und das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart." Dies war noch mehr der Fall, als er 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt worden war. Nur beiläufig bemerke ich, daß er in demselben Jahre vom Kaiser auch geadelt wurde.

Unter dem Druck seiner Berufslast und mitten unter den Zerstreuungen des Hoflebens redigirte er seine „Briefe aus der Schweiz", dichtete die „Fischerin" und die Oper „Scherz, List und Rache" und wandte sich wieder mehr den Naturwissenschaften zu. Je mehr aber die Natur ihm ihre Geheimnisse enthüllte, desto unwiderstehlicher ergriff ihn die Sehnsucht nach der Kunst, „ihrer würdigsten Auslegerin". Er fühlte, daß der Dichter unter dem Staatsmann leide; er sehnte sich nach Freiheit, um sich eine Zeit lang der künstlerischen Thätigkeit ausschließlich widmen zu können. Tasso, Faust, Iphigenie, Wilhelm Meister harrten der Vollendung.

Unter diesen Umständen faßte er den Entschluß, nach Italien zu reisen, und am 3. September 1786 verließ er heimlich Karlsbad, um denselben auszuführen.

In Italien gieng ihm eine neue Welt auf. Das südliche Leben erfüllt ihn mit Entzücken, die Schönheiten der Natur wie der Reichthum an Kunstschätzen ergreifen mit gleicher Wirkung seinen Sinn und sein Gemüth. Er besucht Venedig, Rom, Neapel und Sicilien; faßt, als er die Insel der seligen Phäaken leibhaft vor sich liegen sieht, den Plan zu einer „Nausikaa"; verkehrt in Rom mit dem Maler W. Tischbein, mit Hackert, mit dem Zeichner Heinr. Meyer, den er später nach Weimar zog, mit dem Bildhauer Trippel, dem Kunstkenner Reifenstein u. A. Dieser Aufenthalt und Umgang war für ihn sehr fruchtreich, da er von vornhinein die Absicht hatte, nicht blos zu genießen, sondern überall zu studiren. Manche seiner Werke wurden in Italien umgebildet, abgeschlossen oder der Vollendung näher gebracht. Zuerst wurde die „Iphigenie auf Tauris" in reine Versform umgegossen (1787); dann wurden die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" neu bearbeitet; der „Egmont" ward vollendet, an „Faust" geschrieben und endlich auch der „Tasso" umgeschmolzen. So war denn seine poetische Mission erfüllt. Neugekräftigt kehrte er 1788 nach Deutschland zurück. Obwohl er nicht verkannte, wie heilsam es war, daß die Dichtung in der eben durchlebten Periode zu einem gewissen Naturzustand zurückgekehrt war, so wollte er doch jetzt zur Freiheit Ordnung und Geschmack, zur Natur das Ideal und zur Wahrheit die Schönheit hinzufügen. Gehörte er auch früher selbst den Originalgenies mit an, jetzt stellte er sich einzig und allein unter das Gesetz der vollendeten Darstellung, unter das Gesetz der classischen Form.

Betrachten wir zunächst Egmont, Iphigenie und Tasso.

Die Tragödie „Egmont", schon 1775 begonnen, bildet dem Geist und der Anlage nach gleichsam den Uebergang vom Götz zu Tasso und Iphigenie. Egmont ist nicht der geschichtliche Egmont und das Stück ist keineswegs ein historisches Drama; der Dichter hat nur die Geschichte glücklich benützt, um den Charakter und das Schicksal seines Helden zu motiviren und zu beleuchten. Götz fühlt sich in einer monarchischen Zeit ganz in seinem Elemente, Egmont dagegen zieht sich ihr gegenüber in sein Inneres zurück, gerade so, wie sich Göthe selbst der französischen Revolution gegenüber verhalten hat. Egmont ist durchaus Gefühlsmensch, der, umbraust von den Wogen großer Ereignisse, den Conflict des Idealen mit der Wirklichkeit darstellt und dessen Schicksal schon in seinem idealen Charakter beschlossen liegt. „Ritter im vollen Sinne des Worts, Held in Schlachten, seinem König ergebener Vasall, Freund der Minne und der Freiheit", ein Schooßkind des Glücks und des Volks, schreitet er auf Fürstenwort und Fürstengunst leichtsinnig vertrauend vorwärts und geht, die Warnung seines vorsichtigen schweigsamen Freundes Oranien überhörend, seinem Untergang entgegen. Den Glanzpunkt des Dramas, wenigstens den populärsten Theil desselben, bilden die Scenen mit Clärchen, die den Egmont gewiß noch lange als wirksames Bühnenstück erhalten werden. Das natürliche, einfache Bürgermädchen, welches mit einer an Schwärmerei gränzenden Liebe und Verehrung zu Egmont aufschaut und, als er gefangen wird, selbst auch zur Heldin wird und ihm in den Tod folgen will, Clärchen, ebenso glücklich in ihrer Art und ebenso sorglos wie der Geliebte, ist mit Meisterhand gezeichnet. Wir haben bereits erwähnt, daß er diesen Charakter nach eigenen Erlebnissen geschaffen und in Clärchen Friederike von Sesenheim verherrlicht hat.

Die „Iphigenie auf Tauris" (1787) ist eine der

vollendetsten Schöpfungen des Dichters. Welcher Reichthum und Adel des Gedankens, welche Einfachheit der Sprache, welche Schönheit der Form! Man hat diese herrliche Dichtung mit Recht als ein Symbol der Versöhnung des Dichters mit sich selbst, der Barbarei und Sitte, des Alterthums und der neuen Zeit, der äußern Welt und des innern Menschen, der Nothwendigkeit und sittlichen Freiheit bezeichnet.

Den Inhalt des Stückes bildet die bekannte griechische Sage von Iphigenie, die von der Diana, gerade als sie in Aulis geopfert werden soll, in einer Wolke nach Taurien zu den barbarischen Scythen versetzt wird, um da als Priesterin der Diana zu dienen. Ihr Bruder Orestes, wegen des Muttermordes von den Furien gepeinigt, kommt mit seinem Freunde Pylades eben dahin, um das Bildniß der Diana zu rauben und dadurch, einem Orakelspruch des delphischen Gottes zufolge, seine Genesung zu erlangen. Wie schön steht Iphigenie, das Bild reiner Jungfräulichkeit, neben den Männergestalten hier! Ihre Hoheit führt das Barbarenvolk zur Sitte; der Adel ihrer Persönlichkeit mildert und besänftigt den rauhen Sinn Thoas', des Scythenkönigs, ihr liebevolles Wort heilt den Wahnsinn des geliebten Bruders. Durch und durch Wahrheit, will sie den königlichen Wohlthäter nicht mit Betrug und Undank lohnen und ehrlos fliehen; offen und frei, der Macht schöner Weiblichkeit vertrauend, bittet sie Thoas um Entlassung und zwingt ihn zu dem ernsten, schmerzlichen, aber doch freundschaftlichen: Lebt wohl!

Daß alle Leidenschaft fern gehalten ist und die Entwickelung ruhig-sinnig fortschreitet, erscheint noch heute Vielen als ein Mangel, wie sich denn auch die Freunde, denen er das Stück vorlas, gar nicht hinein zu finden vermochten. Aber schon Schille, der sonst allerlei daran auszusetzen fand, wußte den Mangel an rascher Handlung zu entschuldigen,

indem er bemerkte, daß darin „das Sittliche des Herzens, die Gesinnung" zur Handlung gemacht ist. Indem aber unser Dichter, sagt Hillebrand, durch das ganze Stück die Macht des Herzens und das Recht persönlicher Gesinnung walten läßt, dabei aber auch zugleich die volle Helle antiker Form und Wahrheitsreine über Inhalt und Darstellung verbreitet, ist es ihm gelungen, die schwere Aufgabe zu lösen, die antike Welt im Lichte unserer Gegenwart zu zeigen, das Griechenthum von seiner nationalen Schranke zu befreien und dennoch seinen Geist festzuhalten und dem unsern zu vermählen. Es giebt nicht leicht eine schönere Dichtung zum Lobe der Frauen als Iphigenie. — Der Geist, der durch das Ganze weht, offenbart sich schon in den ersten Versen:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heilgen dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit schaudernden Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher.

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth u. s. w.

Torquato Tasso, 1780 angefangen und 1789 vollendet, zeichnet sich durch dieselbe Einfachheit, Gediegenheit und bewunderungswürdige Charakterzeichnung aus und leidet gerade so an Mangel an Handlung, wie Iphigenie. In anderer Weise hat der Tasso Aehnlichkeit mit dem Werther, da auch er den Kampf zweier feindlichen Welten schildert, nämlich den Contrast zwischen Dichter und Weltmann, ein Problem, welches schon Klinger, aber vergeblich, zu lösen versucht hat. Göthe gelang es besser, den Zwiespalt zwischen der Begeisterung des Dichters und den nüchtern kalten Anforderungen des Weltmanns, den alten Kampf zwischen Poesie und Wirklichkeit zu schildern, da er in seiner Stellung am Hofe zu Weimar Erfahrungen genug dazu gesammelt hatte.

Tasso, eine begeisterte Dichternatur, jung und im erhebenden Gefühle des angebornen Adels und seiner höhern Natur, will weder Ort noch Stand noch Gesetz achten, Tasso, der unfähig ist sich zu beherrschen und der sich Alles gegen Alle erlaubt, wird haltungslos und scheitert an der trockenen Ordnung und abgemessenen Ruhe der wirklichen Welt; er bietet seine Freundschaft Antonio, dem erfahrenen, kalten Staatsmann, und dieser stößt die allzurasch dargebotene allzukühl zurück. Tasso fordert ihn zum Zweikampf und wird verhaftet. Vermittler finden sich genug; aber der verwöhnte Dichter betrachtet sie alle mit Mißtrauen; er glaubt sich ebenso von Leonore von Este, die ihm doch im Stillen leidenschaftlich zugethan ist, wie von Alphons und von Leonore Sanvitale verrathen. Er fordert und erhält seine Entlassung. Beim Abschied vergißt sich Tasso soweit, daß er der Prinzessin seine Liebe gesteht, ein zweites Vergehen gegen die

Sitte, welches durch der Fürstin rasches „Hinweg!" gestraft wird. Er findet endlich Trost in der Freundschaft zu Antonio, der sich ihm mittlerweile genähert hat. Seine edle Gesinnung war immer mehr hervorgetreten und hatte allmälig das Vertrauen des jungen Dichters gewonnen. Entsagend gibt er sich an das Recht der Welt hin, gegen das sich noch kurz vorher sein Herz empört, und es bleibt ihm die Thräne des Schmerzes und

„Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle seiner Noth zu klagen."

Auf den Mangel an Handlung habe ich bereits hingewiesen. Die Handlung geht auch hier mehr im Gemüth der meisterhaft geschilderten Personen, als in der That vor; sie wird erzeugt durch die Stellung und feine Wechselwirkung der Charaktere. In die reinste, classisch vollendetste Sprache ist hier ein Fülle durchsichtiger Gedanken und treffender Maximen gekleidet; aus dem Ganzen tritt uns eine freie gereifte Welterfahrung entgegen und überall müssen wir die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher die südliche Natur, das Colorit Italiens, seine Kunst und Dichtung durch Handlung, Charaktere und Sitten ausgedrückt und erkennbar gemacht ist.

Ungern war Göthe von Italien geschieden. Er hatte sich so in die südliche Kunstwelt hineingelebt und so an der Poesie und bildenden Kunst des classischen Alterthums genährt, daß er nicht blos neue Ideen und Anschauungen in die nordische Heimath zurückbrachte, sondern auch einen gewissen Widerwillen, eine Abneigung gegen deutsches Leben und deutsche Kunst. Die Zurückgebliebenen verstanden ihn nicht mehr; denn er war ein Anderer geworden und so zog er sich denn mehr und mehr zurück. Der Herzog nahm ihm auf seinen Wunsch den größten Theil seiner Amtsgeschäfte

ab und er konnte sich ungestört den Musen widmen, bis ihn der Ausbruch und die Entwickelung der französischen Revolution denselben theilweise untreu machte.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien fieng die Freundschaft mit Herder zu erkalten an, das Verhältniß zu Frau von Stein löste sich ganz. Diese edle Frau konnte es ihm nämlich nicht vergeben, daß er, rein vom sinnlichen Bedürfniß geleitet, die junge Christiane Vulpius, die Schwester des Romanschmierers Vulpius, zu seiner Geliebten machte und sie, als sie ihm einen Sohn geboren, zum Aerger von ganz Weimar in sein Haus nahm, ohne sie zu heirathen, was bekanntlich erst 1806 geschah. Dem Umgang mit ihr verdanken wir zumeist die „Römischen Elegien", vielleicht auch einen Theil der „Venetianischen Epigramme"..

Im Jahre 1792 begleitete er den Herzog auf dem Feldzug nach der Champagne. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Leitung des neubegründeten Weimarer Hoftheaters, eine Thätigkeit, die er nur während der Belagerung von Mainz, zu der er den Herzog ebenfalls begleitete, suspendirte.

Dieses neue Interesse an der Bühne und die Anregung, welche die Zeit gab, veranlaßten ihn, den „Großkophta", den „Bürgergeneral", die „Aufgeregten" und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" zu schreiben. In der Zeit, wo er den kriegerischen Ereignissen nahe trat, beschäftigte er sich theils mit naturwissenschaftlichen Forschungen (Beiträge zur Optik), theils mit der Bearbeitung des „Reineke Fuchs".

Einen neuen Aufschwung gewann sein Leben und seine poetische Thätigkeit durch das Freundschaftsbündniß mit Schiller (1794); es erschloß sich ihm „ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenem Samen und Zweigen hervorgieng."

Lang waren beide einer Annäherung absichtlich ausgewichen und noch nach dem ersten Zusammentreffen schreibt

Schiller: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Göthe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." Göthe, der in Schiller's ersten Dramen die Schönheit vermißte und nur Nachklänge seiner eignen, nicht ohne Schmerzen überwundenen Sturm- und Drangzeit sah, äußerte sich in ähnlicher Weise. Sie fanden sich aber doch; denn in beiden ward das Gefühl lebendig, daß „Einer dem Andern mitzutheilen und von ihm zu empfangen habe". Mag es auch sein, daß Schiller mehr Nutzen aus dieser Vereinigung zog, als der schon entwickelte Göthe; Letzterer mußte ihm denn doch auch gestehen: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte."

Jetzt war die Zeit gekommen, wo der alte Streit zwischen Idealismus und Realismus in der Versöhnung beider Principien beigelegt werden konnte; das Ziel der bisherigen Entwickelung ist erreicht und dieses Freundschaftsbündniß, welches wirklich ganz einzig dasteht in der Literatur aller Zeiten und aller Völker, bildet nun den Mittelpunkt nicht nur der weitern Wirksamkeit der beiden Heroen selbst, sondern der Literatur der damaligen Zeit überhaupt.

Ein Gespräch über Natur und Naturerkenntniß hatte beide näher gebracht; die Theilnahme an den „Horen", zu dessen Mitwirkung Schiller aufgefordert, vervollständigte end-

lich die eingeleitete Verbindung, deren Frucht zunächst eine bis zu Schiller's Tod fortdauernde Correspondenz und dann die gemeinsame Wirksamkeit war.

Auf den Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller, welcher sechs Bände füllt, kann ich hier nur verweisen; er ist nicht nur literarisch wichtig und das Genußreichste, was man lesen kann, sondern er ist in der That „ein wahres Elementarbuch der neuen Aesthetik".

Von dem in gemeinsamer Thätigkeit zuerst Entstandenen erwähne ich zuerst die „Xenien", die ihrer Freundschaft eigentlich das Siegel erst aufdrückten.

Die Xenien sollten der herrschenden Vergötterung des Mittelmäßigen entgegenwirken und in die versunkene und entartete Literatur wie eine Bombe hineinfallen, und sie thaten's. Sie brachten eine heilsame Revolution hervor und der Genius siegte über die poetische Halbheit. Schiller scheint den ersten Einfall dazu gehabt zu haben, Göthe aber gieng um so lieber auf den Gedanken ein und cultivirte ihn, als seine jüngsten vollendeten Werke (Iphigenie, Tasso) sehr kühl vom Publicum aufgenommen wurden, während Kotzebue und Consorten die Löwen des Tages waren. Es war ein strenges, aber doch meist gerechtes Gericht, welches die beiden Dichterkönige in den Xenien über Personen und Werke hielten; die Wirkung bleibt unberechenbar.

Ebenfalls im Wetteifer mit Schiller entstanden jene herrlichen „Balladen", die noch jetzt zum Schönsten gehören, was die Muse der Deutschen hervorgebracht, nämlich der „Zauberlehrling", „die Braut von Corinth", „der Gott und die Bajadere", der „Erlkönig" u. A.

Nach dem Xenienkampfe traten beide Freunde in ein neues Stadium ihrer Productivität; denn sie fanden, „nach dem tollen Wagestück müsse man sich nunmehr großer und

würdiger Kunstwerke befleißigen und die poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Und Göthe that das auch. Er schrieb für die „Horen" die bereits erwähnten „Römischen Elegien" und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", ferner „Benvenuto Cellini". „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea" wurden vollendet, eine „Achilleis" begonnen und am „Faust" weitergearbeitet. — Bevor wir in der Darstellung von Göthe's Leben weiterfahren, wollen wir erst die beiden jüngst vollendeten Werke näher betrachten.

Der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" ward schon 1777 begonnen, aber erst 1796 vollendet und erlitt natürlich im Laufe der Zeit mannichfache Veränderungen, die zum Theil so bedeutend waren, daß der Dichter selbst, „nach den sonderbaren Schicksalen, welche die Production von Innen und Außen gehabt", darüber confus zu werden fürchtete. Dieses langsame Entstehen hat ohne Zweifel dazu beigetragen, manche Ungleichheiten herbeizuführen, an denen das Werk leidet, und die Klarheit der Composition zu trüben, so daß man nur mit Mühe den Grundgedanken und die Beziehung der Theile zum Ganzen erkennt. Freilich meint Schiller, es sei ganz recht, daß Göthe zur Bequemlichkeit der Leser nicht Alles baar und blank aufgezählt und das Suchen erspart habe, sondern das Finden vielmehr eine Art Belohnung bleibe, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entzieht; aber es läßt sich doch nicht läugnen, daß es den Werth der Dichtung beeinträchtigt.

Die Urtheile über den „Wilhelm Meister" sind sehr verschieden. Viele haben den Mangel an Einheit und die lockere Verbindung der Kräfte gerügt, die an den Meister bildend herantreten, und nicht mit Unrecht. Ganz ungenügend aber erscheint mir Vilmar's Urtheil. Ihm ist der Ro-

man allerdings „ein Stück des wahrsten, lebendigsten Weltlebens", der Anlage nach bedeutend, „gleich Werther, episch frei, ohne Absichtlichkeiten und Ideale, wie dieser, aus dichterisch abgerundeten eigenen Erlebnissen geflossen, wie dieser, aber in weit höherem Grade als Werther auf eine Reinigung, Genesung, Vollendung des Helden und seiner Zustände spannend"; aber er bietet nicht, was er verspricht, und „der große Aufwand des Anfangs steht zu dem Fortgang und Schluß in einem künstlerisch völlig unbefriedigenden Verhältnisse und das sittliche Mißbehagen wird, statt gemildert, zu starkem Widerwillen gesteigert." In den letzten Worten liegt viel Uebertriebenes und Verkehrtes; es ist, als ob Vilmar nicht wüßte, daß Göthe selbst angedeutet, daß „die Lehrjahre eben nur den Irrthum enthalten, in welchem der Mensch dasjenige außer sich sucht, was er nothwendig innerlich hervorzubringen hat." Das eigentliche Resultat dieses Werkes liegt auch keineswegs in dem Endfacit, in der Moral, sondern im Gegentheil in der Entwickelung selbst, im ganzen Verlauf der Geschichte. Man muß ganz mit Hillebrand übereinstimmen, wenn er bemerkt, der Wilhelm Meister gehe darauf hinaus, das Geheimniß des Menschendaseins sich durch sich selbst erklären zu lassen, wobei der Dichter nur auf die Stellen und Pfade deutet, die der Lauf des Lebens berührt. „Da hierbei nun," fährt er fort, „nichts als ein Fertiges ausgesprochen wird, sondern die Genesis selbst die wahre Sache ist, so muß sich Manches in Experimenten darlegen, die der Mensch und die Menschen mit einander machen, Experimente, die bald glücken, bald mißglücken, hier das gesuchte Resultat versagen, während sie dort ein ungesuchtes höchst wichtiges wie durch Zufall finden lassen. Meint doch Göthe selbst, daß die Worte Friedrich's am Ende des Romans: „Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausgieng, seines Vaters

Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand," die eigentliche Bedeutung des Buchs aussprechen. Bildung, als die eigenste Bestimmung des Menschen und der Menschheit war das Losungswort des 18. Jahrhunderts. In ihr sollte das Geheimniß der Freiheit und Gleichheit offenbar und seine Bedeutung zur Wahrheit werden. Jeder mochte von seinem individuellen Standpunkte aus durch sie das Recht der Menschheit sich erobern. In dieser Beziehung erscheint beachtenswerth, was Göthe seinen Wilhelm Meister selbst aussprechen läßt: „daß ich dir's mit einem Worte sage — mich selbst, wie ich bin, ganz auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht." Darum haftet die Dichtung an keinem ausschließlichen Gegenstande; selbst die Liebe, der gewöhnliche Mittelpunkt des Romans, ordnet sich hier dem Ganzen unter und geht nur mitspielend hindurch. Dagegen wird Alles vertreten, was den Menschen und menschliches Dasein angeht, Jegliches besprochen, was in den Kreis menschlicher Zwecke fallen und unsere Theilnahme anziehen kann. Alle Stufen der Gesellschaft, alle Stände mit ihren eigenthümlichen Aufgaben und Neigungen werden in ihrem Wechselverhältniß dem Auge vorgeführt."

Daß auch der „Wilhelm Meister" auf eigenen Erlebnissen beruht, haben wir schon angedeutet; in dem Fortschreiten und Reifen des Helden, wie in seiner Charakterschwäche sehen wir wieder ein Bild des Dichters selbst, wie in Weislingen, Egmont, Tasso und später im Faust. Mit welcher Offenheit und Lebensfrische ist hier Alles geschildert; wie geschickt sind die Charaktere gezeichnet und in das wirksamste Wechselverhältniß gestellt; wie reich, wie klar, wie würdevoll und anschaulich ist die Sprache; wie reizend ist Mignon und sein Verhältniß zum Harfner gezeichnet und welchen Zauber verleihen diese Figuren dem Roman!

Dem Wilhelm Meister folgte (1797) „Hermann und

Dorothea", ein bürgerliches Epos in 9 Gesängen, oder wenn man lieber will, ein episches Idyll, auf dem Fuße nach. Nach der jahrelangen, mühsamen Arbeit, die der Meister gekostet, war dies wieder einmal ein Erguß unmittelbarer Begeisterung; bald nachdem es ausgedacht, war es auch vollendet. Daß es der Idee und Haltung nach Voßens „Louise" verwandt ist, leuchtet ein; aber es steht doch auf einem weit erhabneren Standpunkte als jenes Gedicht. Was seine Tendenz betrifft, so hat sich Göthe selbst also darüber ausgesprochen: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet." Ob es ein wirkliches Epos oder nur eine Idylle ist, diese Frage lassen wir ganz unerörtert; wir halten uns nur an das Gedicht selbst, welches unstreitig zum Schönsten und Besten gehört, was Göthe je geschrieben. Es ist nur ein unbedeutender einfacher Stoff, der hier behandelt ist, aber er ist zu einer gewissen Bedeutung und Großartigkeit erhoben durch die Meisterschaft, mit der die einfachen Zustände des bürgerlichen Lebens auf den dunkeln weltgeschichtlichen Hintergrund aufgetragen, mit der die Charaktere so wahr und fein gezeichnet sind, daß sie uns zu gleicher Zeit als ideale (typische) und als wirkliche, lebensvolle Persönlichkeiten erscheinen können. Wer kann das Gedicht lesen, ohne die unnachahmliche Gefälligkeit zu bewundern, mit der die Sitten geschildert und die menschlichen Neigungen, Gefühle und Ansichten ausgesprochen werden?

Wer kann es lesen, ohne entzückt zu werden von dem schlichten, herzlichen Tone, der es durchweht? In welchem Gedichte tritt uns deutsche Sitte, deutsche Gesinnung und deutsche Häuslichkeit in schönerer Verklärung entgegen? Wo

ist Familienglück und Bürgertugend mehr gefeiert, als hier? Nicht umsonst hat Schiller das Werkchen „den Gipfel der Göthe'schen und ganzen neuern Kunst" genannt; in seiner Einfachheit liegt seine Größe. In einem engen Rahmen spiegelt es das Leben in seinen wesentlichen Momenten, den Menschen in den bedeutsamsten Lagen, Gefühlen und Bestrebungen. Das deutsche Volk hat es gleich bei seinem Erscheinen mit Enthusiasmus aufgenommen und diese Popularität ist ihm mit vollem Rechte bis auf den heutigen Tag geblieben.

Das äußere Leben Göthe's tritt nun mehr und mehr in den Hintergrund und es ist fortan nur noch von des Dichters poetischer Thätigkeit zu berichten, die sich bis an's Ende seines langen Lebens fortspinnt und die nur im Jahre 1797 einmal durch eine mit dem Künstler H. Meyer unternommene Reise in die Schweiz, 1801 durch eine lebensgefährliche Krankheit und später durch mehrmaligen Aufenthalt in Marienbad theilweise unterbrochen wurde. In Weimar beschäftigte ihn außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten vorzüglich die Leitung des Theaters, welches sich unter seinem Einfluß zu einem der ersten in Deutschland erhob. Von 1798—1800 gab er eine kunstgeschichtliche Zeitschrift „die Propyläen" heraus, er übersetzte „Mahomet" und „Tancred" von Voltaire, bearbeitete „Rameau's Neffen", schrieb „Winkelmann und sein Jahrhundert" und den ersten Theil der „Natürlichen Tochter". Mitten in dieser Thätigkeit traf ihn (1805) wie ein Wetterschlag der Tod Schiller's und dieses Ereigniß nahm ihm den besten Theil seiner Lebenskraft. Die Zeit seiner Blüthe ist vorüber und der Stern beginnt zu erbleichen. Im Jahre 1808 erscheint noch der „Faust", 1809 folgen die „Wahlverwandtschaften"; beide Werke bilden den Schluß seiner classischen Productionen und eine neue Periode, die des Alters, des Ablebens, der Reflexion und der Romantik beginnt und schließt sein Leben.

Die Tragödie „Faust“ ist unstreitig Göthe's reichste und gewaltigste Dichtung, das Werk eines ganzen Menschenlebens; denn es wurde bekanntlich in Straßburg angefangen und erst kurz vor seinem Tode beendigt. Daß eine Dichtung, welche so in verschiedenen Lebensaltern, Stimmungen, Beschäftigungen allmälig geschaffen wurde, wie der Faust, keine stricte Einheit des Tons und der Durchführung erhalten, kein harmonisches Ganze im höchsten Sinne werden konnte, ist natürlich. Aber wenn auch einzelne Theile sich dem Ganzen nicht organisch einfügen und wenn auch sogar ein dominirender Mittelpunkt fehlt, so sind wir doch einerseits hinreichend entschädigt durch die geniale Art und Weise, in der uns der Dichter seinen Helden in den verschiedenartigsten Situationen vorführt, während dies andererseits an dem Grundgedanken des Faust liegt, der darauf hinausgeht, das Schicksal der Menschheit selbst, d. h. den Kampf zwischen dem Streben nach dem Unendlichen nnd zwischen dem Gefühle der endlichen Beschränkung in der Natur und dem Schicksale einer bestimmten Persönlichkeit zu vergegenwärtigen.

Und wenn auch der Ton des Stückes vielfach wechselt, so ist er doch dem Gang der Handlung meisterhaft angepaßt und sind Wort und Rhythmus stets so gebraucht, wie der kecke Wechsel der Personen, Lagen und Gedanken es fordert. Und so ist und bleibt denn der erste Theil des Faust, den wir hier nur im Auge haben, das Schönste, was poetische Darstellung zu bieten vermag. Er taucht hinab in die Tiefen des menschlichen Wesens, um „das Verborgenste der menschlichen Natur schmeichelnd heraufzuzaubern“, er klingt an die Zeitgeschichte an und offenbart uns zugleich das Wesen und Streben des Dichters selbst. Er ist eine psychologische Tragödie im grandiosesten Stile, die Geschichte des deutschen Geistes selbst in seiner revolutionären Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Volkssage vom Doctor Faust stammt aus dem 16. Jahrhundert, wie das Volksbuch, welches nebst dem Puppenspiel als Quelle unserer Dichtung zu berücksichtigen ist. Das Puppenspiel, welches der Sage mehr poetischen Gehalt verleiht, als das Volksbuch und das humoristische Element mit aufnimmt, lernte Göthe schon in Leipzig kennen. Seine alchemistischen Studien in Frankfurt mögen ihn an die Fabel wieder erinnert und zur Behandlung derselben mit veranlaßt haben. Das vermessene Streben, die Geheimnisse der Dinge ganz zu ergründen und die Schranken der Wirklichkeit zu durchbrechen, lag schon in der Sage und die darin sich offenbarende Ueberhebung des Subjects lag überdies in der ganzen damaligen Zeit. Zudem lagen ja auch die Elemente des Faust, wie gesagt, in ihm selbst. „Auch ich" — schreibt er — „habe mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden; ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."

Habe nun ach Philosophie,
Juristerei und Medicin
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemüh'n,
Da steh' ich nun, ich armer Thor
Und bin so klug als wie zuvor. —
Und sehe, daß wir nichts wissen können,
Dies will mir schier das Herz verbrennen!

So klagt ja auch Faust, am Wissen verzweifelnd. Das Ziel aber, welches er durch ruhiges Forschen nicht erreichen konnte, sucht er nun auf übernatürlichem Wege zu erringen. Nicht die Vernunft, nicht die Wissenschaft, sondern Zauberkünste sollen ihn zur wahren Erkenntniß leiten. Damit aber, daß er sich der Magie ergibt, thut er schon

den ersten Schritt zum Bösen, was selbst Mephistopheles anerkennt, indem er frohlockt:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> So hab' ich dich schon unbedingt.

Er geht nun weiter vor; aber auch hier findet er nur Enttäuschung, nicht die lebendige Natur, nicht das Wesen, sondern nur die Erscheinung der Dinge. Hoffnungslos, des Erdgeists wechselnd Leben je zu verstehen, sucht er den Tod und im verborgenen Jenseits Antwort auf seine ungestümen Fragen. Er führt das Gift zum Munde; aber ehe die Schale seine Lippe berührt, tönen die feierlich schönen Klänge des Osterliedes „Christ ist erstanden" an sein Ohr. Es erwacht die Erinnerung an den seligen Glauben der Kindheit in ihm, noch einmal fühlt er die einst genossene Uebereinstimmung mit sich selbst, er setzt die Schale weg und ruft:

> Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
> Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
> O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
> Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Aber der Zweifel kommt von Neuem; immer schroffer tritt er Gott und der Welt gegenüber und endlich faßt er den Entschluß, sich in den Taumel des Genusses zu stürzen. Er will den Becher des Lebens kosten, will in seinem eigenen Selbst genießen, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist. Begleitet von Mephistopheles, dem „Geist, der stets verneint", stürzt er sich nun hinein ins Leben, findet dann Gretchen, die süße sinnige Jungfrau, und durch sie den höchsten menschlichen Genuß. Aber durch seine Liebe und durch eigne Schuld geht sie unter. Faust ist die Veran-

lassung, daß die Geliebte unbewußt die Mutter vergiftet und ihr Kind tödtet; er selbst ersticht ihren Bruder. Das Leben befriedigt ihn so wenig, als vorher die Wissenschaft; jede reine Freude verbittert ihm sein teuflischer Gefährte durch Hohn und gemeine Deutung. Er fühlt die Schuld, die auf ihm lastet, und will sie wenigstens einigermaßen sühnen, indem er die Geliebte aus dem Gefängnisse befreit. Aber sie entflieht nicht mit ihm, ihr graut vor ihm und in ihrer höchsten Noth übergibt sie sich den himmlischen Mächten. Sie wird „gerettet"; er aber weiter fortgerissen auf andere Bahnen. Auf welche? — das sagt uns das Stück nicht, da der erste Theil damit schließt.

Daß Faust und Mephistopheles nicht zwei grund- und wesentlich verschiedene Charaktere sind, hat schon Vischer angedeutet, indem er sagt: „Faust und Mephisto sind erst der Mensch." Der Eine repräsentirt die edle Seite des Menschen, Vernunft, Gemüth, Enthusiasmus, das Unendliche, der Andere, sein Zerrbild und Doppelgänger, die unedle Seite, den kalten Verstand, die gemeine Prosa, das Endliche, Sinnliche.

Was Faust von sich sagt:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen —

das gilt von uns Allen, und so ist der Faust eine Darstellung des Schicksals der gesammten Menschheit. In dieser Tragödie hat Göthe ein unübertreffliches poetisches Meisterwerk geliefert. Wie schön steht das naive, reine, holde Gretchen der alten Kupplerin Martha gegenüber und dem ironisch-lieblosen Mephisto, wie reizend ist ihr Verhält-

niß zu Faust geschildert, wie genial ist der schülerhafte, trocken-pedantische, philisterhaftgelehrte Wagner neben den feurigen, tiefen, ursprünglichen und freisinnigen Faust gestellt!

Der Roman „die Wahlverwandtschaften" enthält, wie schon der Titel sagt, Andeutungen über die Macht geheimer Naturgesetze über die menschlichen Verhältnisse, die „Anwendung eines chemischen Princips auf die sittliche Welt." Wie in der Natur die Stoffe alte Verbindungen lösen und neue eingehen, wenn wahlverwandtere Stoffe ihnen nahe kommen, so ist's auch in der Menschenwelt, wie der Roman in dem tragischen Schicksale seiner Hauptpersonen zeigt. Indem er uns in denselben den Conflict des natürlichen und sittlichen Elements, den Kampf zwischen Pflicht und Empfindung mit ergreifender Wahrheit und unübertrefflicher Kunst veranschaulicht, zeugt er eindringlich für die alte Wahrheit, daß keine Ehe weder sittlich noch glücklich sei ohne Liebe. Daß Göthe die Wahlverwandtschaften „nach einer durchgreifenden Idee" gearbeitet, merkt man deutlich an der Klarheit der Form und an der meisterhaften Art, wie er auf scheinbar friedlichem Boden die Keime des Unglücks ansetzen, die Menschen in unvorsichtigem Selbstvertrauen die Fäden ihres eignen Schicksals spinnen läßt, bis sie im Netze verstrickt sind, welches dann nur mit dem Untergang ihrer selbst zerreißen kann. Daß der Roman, wie der Dichter selbst gesteht, „keinen Zug enthält, der nicht von ihm selbst erfahren," kam ihm trefflich zu Statten und es läßt sich annehmen, daß wir diesem Umstande die feine Charakteristik und die lichtvolle Sprache mit zu verdanken haben. Daß die „Wahlverwandtschaften" von weit höherer künstlerischer Vollendung sind, als der Wilhelm Meister, daß sie ein Muster deutscher Novellistik sind, ist allgemein anerkannt. In den Tadel der Unsittlichkeit, den man ihnen gemacht, vermag ich nicht mit einzustimmen, aber gern will ich zuge-

stehen, daß weder sie noch der Faust zur Lectüre für junge Damen geeignet sind. Ist ja doch Göthe überhaupt mehr der Liebling der Männer, wie Schiller der der Damen und der männlichen Jugend.

Verfolgen wir nun Göthe's Leben und Thätigkeit bis zu Ende.

Wir können uns über diesen Abschnitt seines Lebens sehr kurz fassen, da mit zunehmendem Alter seine Productivität mehr und mehr schwand, die ja bekanntlich ihre Hauptquelle in den eignen Erlebnissen hatte. Sein äußeres Leben aber nahm allmälig einen sehr ruhigen Gang an, ja es wurde zuletzt, als ein Freund um den andern neben ihm hinstarb, sogar recht still und einsam um ihn her. Seine Badereisen nach Marienbad habe ich bereits erwähnt; hier loderte noch einmal die alte Leidenschaft in ihm auf. Eine schöne Mecklenburgerin, Fräulein von Levezow, nahm ihn so für sich ein, daß er, der 74jährige Greis, sie noch zu heirathen gedachte. Von den Geschäften war er in der letzten Zeit zurückgetreten und 1817 hatte er auch die Leitung des Theaters aufgegeben. Von seinen geistigen Schöpfungen verdient zunächst seine Selbstbiographie: „Wahrheit und Dichtung", eine Erwähnung; sie ist ein lebendiges Gemälde seines regen, jugendlichen Treibens, eine anziehende Schilderung der literarischen Bestrebungen und der Dichter und Zeitgenossen. Im Jahre 1819 erschien der „Westöstliche Divan", der viele schöne Lieder und sinnvolle Sprüche enthält und den orientalischen Geschmack in unsere Literatur einführte. Platen, Fr. Rückert, Daumer und Bodenstedt haben aber seitdem in dieser Richtung weit Besseres geleistet. Neben dem Divan entstanden: „Meisters Wanderjahre", die „Zahmen Xenien", die „Italienische Reise", die Zeitschrift „Kunst und Alterthum", die „Campagne in Frankreich", die „Novelle" und (1831) der zweite Theil des „Faust".

Manche wollen auch den zweiten Theil des „Faust“ als ein vollendetes Kunstwerk, als ein Meisterstück Göthe'scher Dichtung anerkannt wissen. Dies sind aber nur ästhetische Sonntagskinder, mit denen leider nicht Alle übereinstimmen können. An schönen Einzelheiten ist freilich auch er reich, und manche Stelle, meist aus früherer Zeit stammend, bekundet den Meister in Wort und Gedanken, so namentlich der dritte Act, wo die Vermählung Helena's und Faust's oder der Classik und Romantik gefeiert und dem Sprossen dieser Ehe, Lord Byron (Euphorion), eine schöne Apotheose gewidmet wird. Aber im Ganzen ist dieser zweite Theil doch höchst unerquicklich und unverständlich durch die Fülle der Allegorien und des literarischen Geheimnißkrams, durch den gezierten Ausdruck und durch die Verschwommenheit mancher Gestalten. Wie dieses Werk, so tragen auch „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ die Spuren des Alters unverkennbar an sich.

Nach Vollendung des Faust nahm seine Lebenskraft merkbar ab; im Frühling 1832 warf ihn eine leichte Erkältung auf das Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstand. Sein Tod war schmerzlos, er behielt die Klarheit seines Geistes bis kurz vor seinen Tod, wo er anfieng, von Schiller zu phantasiren. Er starb am 22. März 1832; „Mehr Licht!“ waren seine letzten Worte. —

Deutschlands Dichterfürst ist nun dahin; aber seine Werke sind geblieben zur Belehrung, zur Nachahmung, zum Genuß, zur Bewunderung der Nachwelt. Aus ihnen leuchtet uns klar und herrlich das Bild des Dichters entgegen, der sie geschaffen; eine von geistiger wie leiblicher Schönheit und Gesundheit getragene Persönlichkeit.

Wenn die wahre Poesie, wie Göthe selbst äußerte, sich dadurch ankündigt, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von der

Last des Irdischen zu befreien weiß, dann dürfen wir nur die Wirkung seiner Schöpfungen an uns erproben, um zu erfahren, daß sie wahre Poesie sind. Denn es ist bereits angedeutet worden, daß sie den Geist der Versöhnung, des Friedens und der Harmonie athmen und uns mittheilen. Das Lesen derselben versetzt uns in eine ebenso angenehme Stimmung, wie eine Morgenwanderung in der freien Natur oder durch einen schattigen Wald. Und dies kömmt hauptsächlich daher, daß er sich schon bei seinen ersten Productionen lediglich an die Natur, an das Leben, an das Reale hielt. „Es war," sagte er, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfieng in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke künstlerisch in mir zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß Andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte und welches zu übersehen war, wie z. B. die Metamorphose der Thiere, die der Pflanze, das Gedicht „Vermächtniß" und viele andere."

Wir können nun seine gesammte Thätigkeit überschauen. Müssen wir da nicht staunen über die wunderbare Vielseitigkeit des poetischen und wissenschaftlichen Strebens, die er vor uns entfaltet? Welche Mannichfaltigkeit in Stoff, Formen und Anschauungsweise bieten seine Werke dar! Wer traf den Ton des Volkslieds oder verstand Hans Sachsens Manier so gut, wie er? Erinnert nicht der Götz an Shakespeare, die Vögel an Aristophanes, Iphigenia an Euripides,

Hermann und Dorothea an Homer, die römischen Elegien an Properz, die Epigramme an Martial? Seine reiche Natur war für alles Schöne, sein Sinn auch für das Heterogenste empfänglich. Er beherrschte das Gesammtgebiet der Dichtkunst; er war Lyriker, Dramatiker und Epiker.

Als Lyriker hat Göthe jedenfalls seine größte Meisterschaft bewiesen; als solcher steht er offenbar am höchsten da, ein Vorbild für die Dichter aller Zeiten und Völker. Seine Lieder sind ein magisch erleuchteter Bildersaal seines Innern; in allen finden wir sein offenes Selbst. „Stets sprechen sie uns die süßesten und heiligsten Geheimnisse des Herzens, die reinsten Gesinnungen und Stimmungen entgegen, und zwar in einer Reinheit, Klarheit und Mannichfaltigkeit, wie sie sonst nirgends gefunden wird." Es sind alle möglichen Tonarten angeschlagen, bald hohe Lust, bald stille Freude, bald wehmüthiger Gram, bald heiterer Scherz; aber alle Lieder durchweht eine Gesundheit der Empfindung und eine Wahrheit des Ausdrucks, die nur einem Dichter möglich war, der so wie Göthe alle Gedichte unmittelbar aus den ihn bewegenden Verhältnissen und Zuständen hervorquellen ließ. Deshalb sind sie auch so natürlich, so frisch und so in sich abgeschlossen. Es giebt kaum einen fröhlichen Kreis, wo nicht eines seiner geselligen Lieder gesungen wird, z. B. Ich hab mein' Sach' auf nichts gestellt — In allen guten Stunden — Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun u. a., und alle Liebenden kennen seine Liebeslieder, wie — Rastlose Liebe — Nähe des Geliebten — Neue Liebe, neues Leben — Freudvoll und leidvoll — Stirbt der Fuchs — Meine Ruh ist hin — die Gedichte an Lili u. s. w. Daß Göthe unser Volkslied wieder erneuerte, habe ich bereits gesagt; die Klänge desselben durchziehen oft seine schönsten Dichtungen und wir glauben seinen einfachen, melodischen Laut zu hören, der

gleichsam von selbst zum Singen auffordert. Wer kennt nicht z. B. Jägers Abendlied — Blumengruß — Heidenröslein — Schäfers Klaglied? Oder

## Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da Alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an uns're Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach, nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag."

Seine Hymnen (Grenzen der Menschheit — das Göttliche — Prometheus — Mahomed's Gesang — Ganymed — Lied der Parzen — Gesang der Geister über den Wassern) sind zwar in griechischem Geiste empfangen und vom poetischen Hauche des Alterthums durchweht, aber aus deutschem Herzen geboren und mit der ganzen Fülle christlicher Bildung gesättigt. Sie zeichnen sich ebenso sehr aus durch Gedankenfülle und Großartigkeit, wie durch rhythmischen Wohlklang.

Welche Milde, welche Wehmuth lebt in seinen Elegien! Welche Anmuth und Innigkeit in seinen Idyllen! Welche Laune und tiefe Lebensweisheit in seinen Epigrammen und Sprüchen! So hat er in allen Formen und Gattungen Gedichte geschaffen, die zu den gediegensten und vollendetsten gehören, die unsere Literatur überhaupt besitzt.

Zum Dramatiker war Göthe eigentlich nicht geboren; es fehlt seinen Dramen an Handlung, seinen Männercharakteren Kraft und Festigkeit und männliches Wesen. Aber, was er mit sicherer Hand aus dem vollen Leben herausgeholt, das hat er wirklich poetisch gestaltet; seine Charaktere sind wahr, seine Frauencharaktere reizend und voll Seele und voll Leben; Alles ist gut motivirt und die Massen und Verhältnisse haben überall eine richtige Stellung zu einander. Dieselbe Vielseitigkeit, welche er als Schriftsteller überhaupt bewiesen, hat er auch als Dramatiker an den Tag gelegt. Er hat jede dramatische Form behandelt, und zwar so, daß fast in jedem Stücke ein anderer Geist weht. „Götz" ist der eigentliche Repräsentant der Sturm- und Drangzeit. Wenn auch kein geschichtliches Drama, durchdringt das Ganze

doch ein großartiger historischer Sinn; sein Grundton ist treuherzige, altdeutsche Einfalt und Biederkeit; es ist ein deutsches Kraftstück. „Egmont“, mehr den Süden athmend, ist ein romantisch-historisches Schauspiel mit erschütterndem Pathos und unübertroffenen Volksscenen. In der „Iphigenia“ hat er antiken Geist und moderne Anschauung auf's Glücklichste vereinigt und uns das classische Alterthum in seiner ganzen Tiefe, Fülle und Schönheit enthüllt. Im „Tasso“ hat er mit großer Feinheit sein eignes Ich und den Kampf zwischen Dichter und Weltmann gezeichnet und zugleich seinem Fürsten und Weimars Musenhof ein ehrendes Denkmal gesetzt. Endlich „Faust“, dieses religiös-didaktische Riesendrama, gegen welches kaum eine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen hat, vergegenwärtigt uns das Leben, Streben und Irren der ganzen Menschheit bald in flüchtigen Skizzen, bald in Scenen voll höchster drastischer Kraft. Sein Inhalt ist, wie bereits angedeutet, der Typus der deutschen Nationalität, deren kühner Idealismus das Weltall umspannen und an der Hand der Skepsis das Räthsel des menschlichen Daseins lösen will; an der Form aber hängt überall, wie man treffend bemerkt hat, der duftende Thau des Schöpfungsmorgens. — Nicht minder verschieden sind seine Lustspiele; die „Mitschuldigen“ und „die Laune des Verliebten“ sind nach französischen Mustern gebildet; die „Stella“ haucht südliche Gluth, die „Geschwister“ athmen deutsche Innigkeit; der „Jahrmarkt von Plundersweilern“ ergötzt durch seine barocke Laune, der „Triumph der Empfindsamkeit“ durch seine geistreiche Verspottung des Wertherfiebers u. s. w. —

Als Epiker nimmt Göthe beinahe einen ebenso hohen Rang ein, wie als Lyriker. Um dies zu bekräftigen, brauche ich nur an seine Romane, an den sentimentalen, leidenschaftlichen „Werther“, an den epischen Wilhelm Meister,

an die tragischen Wahlverwandtschaften, und an „Hermann und Dorothea“ zu erinnern, wenn ich auch nicht mehr auf seine Balladen zurückkommen will, in denen er meistens den Geist in seiner Abhängigkeit von der ihm fremd und dämonisch gegenüberstehenden Natur oder von dunklen und unwillkürlichen Seelenregungen mit Meisterhand gemalt hat; oder wenn ich auch seine Fabeln, Parabeln und Paramythien (Adler und Taube, Nektartropfen, Fuchs und Kranich) ganz übergehe. —

Nachdem wir nun Göthe's poetische Thätigkeit, sein ganzes Leben und Wirken überschaut haben, wenden wir uns zur Betrachtung seines religiösen und sittlichen Standpunkts.

Was den erstern betrifft, so hat er mit dem Christenthum keineswegs radical gebrochen, wie man ihm vorgeworfen hat, sondern sich nur ein „Christenthum zum Privatgebrauch“ gebildet, das mehr „im Sinn und Gemüth“, in der Gesinnung lag, als es in starrem Festhalten an den Dogmen bestand. Daß er kein vollkommener Heide war, geht aus seinen eigenen Worten hervor; denn er bekennt: „Ich glaube an einen Gott. Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“ Und ihm offenbarte sich Gott im Menschen und in der Natur; ihm stand das Göttliche im Innern mit dem Göttlichen im Weltall in der engsten Verbindung. Diese Ansicht sprach er noch am Abend seines Lebens aus:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

Daß das Studium Spinoza's seinem Christenthum eine pantheistische Färbung gab, ist leicht erklärlich, zumal wenn

man von ihm selbst erfährt, welchen Einfluß die Denkweise dieses außerordentlichen Mannes auf seine eigne hatte. So ist sein Gott im All und das All in Gott; denn

„Ihm geziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Ehe ich seinen sittlichen Standpunkt erörtere, möchte ich gern die Mahnung vorausschicken, daß man sich hüte, Sittlichkeit und Moral zu verwechseln oder für eins und dasselbe zu halten. Denn daß Göthe hinsichtlich der Moral ein sehr weites Herz und ganz griechisch-heidnische Ansichten hatte, das hat er in seinem Verhältnisse zur Vulpius und bei anderen Gelegenheiten sattsam bewiesen, und in diesem Punkte können ihn auch seine größten Lobredner nicht rein waschen. Davon abgesehen, war sein Leben rein und musterhaft. Er war uneigennützig im höchsten Grade und voll Wohlwollen und thätiger Menschenliebe; er war gerecht und unparteiisch und gewissenhaft in allen Dingen; er hielt die Selbstkenntniß für die Wurzel der Sittlichkeit und für ihr echtes Mittel — die Selbstbeherrschung. Er glaubte: „ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen." Hillebrand meint mit Recht, man könne als Motto seines sittlichen Lebens seinen eigenen Spruch gelten lassen:

„Wer recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust."

Und als Erklärung dazu die Verse:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut,

Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."

Wir haben gesehen, wie sein hoher Dichterbaum nicht minder im Alterthum wurzelt als im heimathlichen Boden der Gegenwart; er vereinigte griechischen Geist und deutsches Gemüth. Man mag es bestreiten, so viel man will, es bleibt doch wahr: Göthe war ein durch und durch deutscher Dichter. Seine Werke sind deutsch, nicht blos der Sprache wegen, sondern weil echt deutsche Gesinnung, deutsches Fühlen und Denken, deutsche Innigkeit und Menschenliebe und reines, unverfälschtes Heimathsgefühl in ihnen waltet. Sie sind aus dem Herzen des Volkes entsprossen und haben deshalb auch den Weg wieder zum Herzen gefunden. Götz und Werther wurden gleich beim Erscheinen mit Enthusiasmus aufgenommen und jetzt sind seine Werke ein Erbtheil der ganzen Nation. Das gerechte Urtheil der Gegenwart anerkennt übereinstimmend,

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn! —

daß Jahrhunderte vergehen werden, ehe Jemand wieder ersteht, der ihn erreiche oder gar überträfe in der Tiefe des Gefühls und der schöpferischen Kraft, im Reichthum der Anschauung, in der Gluth der Phantasie, im Adel der Gedanken, in der Herrschaft über jede Form, in der Feinheit des Geschmacks, in der Harmonie und kunstreichen Handhabung der Sprache, in poetischer Auffassung und künstlerischer Vollendung.

Seine Schmäher, von der Nation gerichtet und verurtheilt, sind verstummt und die dankbare Nachwelt feiert ihn als Deutschlands größten Dichter.

---

# Neunte Vorlesung.

## Schiller.

**Vorläufige Charakteristik. — Sein Leben. — Die Werke seiner Sturm- und Drangzeit. — Die Periode seiner wissenschaftlichen Läuterung. — Schubart und Hölderlin.**

So einig Schiller und Göthe auch über ihr gemeinsames Ziel waren, so verschieden waren sie doch in Bezug auf Mittel und Wege, dasselbe zu erreichen. Beide pflegten, wie Hillebrand sich ausdrückt, die poetische Muse mit gleicher Liebe, aber ein Jeder that dies in anderen Formen und Weisen. Während Göthe von der Wirklichkeit zum Ideale aufschaute und in der Natur die Idee gegenwärtig fand, blickte Schiller von der Höhe seiner Subjectivität auf die Wirklichkeit und Natur herab, die Idee ihr entgegentragend. Schiller suchte zum Allgemeinen das Besondere, Göthe schaute im Besondern das Allgemeine; bei diesem ist daher die Gestalt, bei jenem der Gedanke das Erste. Göthe haben wir als einen objectiven Dichter bezeichnet, Schiller ist dagegen ein subjectiver; er drückte allen seinen Gestalten den Stempel seiner Persönlichkeit auf, er hauchte all seinen Helden seine Seele ein und lieh ihnen seine Stimme.

Bettina nannte Göthe und Schiller zwei Brüder auf Einem Throne und so ist's auch in der That. Beide ergänzen sich gegenseitig und machen zusammen erst ein Wesen aus, in welchem sich endlich die bisher feindlichen Principien des Idealismus und Realismus ausgleichen. Schiller ist der Dichter der Idee. Wie er von diesem Standpunkt aus seine Aufgabe ansah, das hat er in der Recension von

Bürgers Gedichten deutlich ausgesprochen, indem er sagt: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealistrung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes, von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren."

Hierin liegt seine Größe und seine Schwäche. Seine Dichtungen erheben uns aus der Sinne Schranken in's Reich des Ideals und läutern uns, aber sie haben zu wenig individuelles Leben, sie sind der Wirklichkeit zu fremd, seine Gestalten haben zu wenig menschliches Blut. Das wirkliche Leben wußte er nicht wie Göthe zu erfassen, es bot ihm darum auch wenig und er flüchtete in ein fernes Jenseits. Ideales und Reales, Himmel und Erde vermochte er in seinem Leben und in seinen Schöpfungen niemals ganz zu versöhnen. Schon als Jüngling schrieb er: „Wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche ist," und so mußte er natürlich später klagend ausrufen:

„Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel,
Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier."

In der ersten Zeit seines schriftstellerischen Auftretens gehört er noch ganz den Stürmern und Drängern an; seine Dichtungen zeigen in dieser ersten Entwickelungsstufe, die wir die Periode der jugendlichen Naturpoesie nennen können, neben großem Schwung der Phantasie und ungewöhnlicher Genialität phrasenreiche Ueberschwenglichkeit, Mangel an Mäßigung und Menschenkenntniß und ungezügelte Kraft des Gedankens und Wortes. Diese Periode reicht bis zum Erscheinen des Don Carlos (1787). Ihr folgt die der wissenschaftlichen Läuterung (bis 1795). Er fühlt das Bedürfniß, zu klarer Erkenntniß der Ideen und zu einer richtigen Auffassung der Erscheinungswelt zu gelangen, und läutert und bildet sich deshalb durch geschichtliche und philosophische Studien. So vorbereitet kehrt er zu den Musen zurück und es beginnt nun für ihn die Periode der gereiften Kunstpoesie (1795—1805); in stetem Umgang mit Göthe dichtet er seine Balladen und seine dramatischen Meisterwerke.

Wie Göthe zum Lyriker berufen war, so Schiller von Natur aus wie durch das Schicksal seines Lebens zum Tragiker. Er selbst meinte, die Tragödie sei eigentlich für ihn da, und als er seinen Beruf einmal erkannt hatte, blieb er ihr treu bis ans Ende seines Lebens. In dem, was er vom Drama und seiner Beziehung zur damaligen Welt sagte, hat er das Princip und Ziel seines ganzen literarischen Strebens ausgesprochen; wir wiederholen deshalb hier seine Worte. Er schreibt: „Unsere Tragödie hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit

einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Dieses Ziel verfolgend, hat er eine Reihe Dramen geschrieben, in denen er uns nicht blos als großer Dichter, sondern zugleich auch als Prophet der Freiheit, Schönheit und Menschenwürde erscheint. Das tragische Element ruht indeß, wie bereits angedeutet, ebenso in seinem Leben, wie in seinen Werken. Er hatte viel zu dulden und zu kämpfen nach allen Seiten hin; aber selbst unter den Sorgen um das Dasein und unter den Leiden, die ihm ein kranker Körper verursachte, erhob sich sein Genius zum kühnsten Fluge und vergaß er nicht die Aufgabe, „vollendet in sich" zu sein. Schiller hat nicht blos Helden gezeichnet, er war selbst ein Held. — Auf eine weitläufige Charakteristik seiner poetischen Persönlichkeit lassen wir uns hier nicht ein, da sie uns aus seinen Werken selbst am klarsten und bestimmtesten entgegentreten wird; denn bekanntlich hat er ja nicht wie Göthe seine äußeren Erlebnisse poetisch gestaltet, sondern Alles aus sich selbst geschöpft. Deshalb werden wir uns auch mehr an seine Schriften, als an sein Leben halten. Hier wollen wir nur noch seine eignen Worte vom Sänger in den vier Weltaltern, als auf ihn selbst anwendbar, anführen:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles gesehen, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter uraltestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde

Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

**Johann Christoph Friedrich Schiller** wurde am 11. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach geboren, wo sich seine Mutter in dem Hause ihrer Eltern damals aufhielt, während der Vater als Lieutenant und Adjutant der württembergischen Armee folgen mußte. An der Seite der Mutter, einer gemüthlichen, häuslichen Frau von lebendigem Sinne für Natur, Musik und selbst für Poesie, verlebte er die ersten Jahre; ihr Einfluß dauerte indessen auch später noch fort, als beide dem Vater nach Lorch folgten, wohin er als Werbeoffizier geschickt war; hier erhielt Schiller den ersten Unterricht von einem Pfarrer, Moser, dem er dann in den Räubern ein ähnliches Denkmal setzte, wie Göthe seinem Freund Lerse. Als später sein Vater als Hauptmann nach Ludwigsburg versetzt ward, besuchte er die dortige lateinische Schule, nach deren Absolvirung er auf einer andern Anstalt zum künftigen Theologen vorbereitet werden sollte. Dieser Plan ward jedoch durchkreuzt vom Herzog Carl, auf dessen Wunsch er 1773 in die zu Stuttgart neugegründete Karlsschule eintrat. Da auf derselben Theologie nicht gelehrt ward, so mußte Schiller seinem bisher gehegten Wunsche, Prediger zu werden, entsagen und wider Willen die Rechtswissenschaft studiren, die er aber schon 1775 mit der Medicin vertauschte. Die pedantisch militärische Zucht dieser Anstalt widerstrebte seinem lebhaften, aufstrebenden Geiste ganz entschieden. Ueberall herrschte das Commandowort; der Ruf der Trommel führte zu Arbeit und Erholung, zu Schlaf und Wachen. Dieser Geistesdruck steigerte seinen Unmuth auf's Höchste und es war nur ein Glück, daß es wenigstens ein Mittel gab, diese Zustände einigermaßen

zu vergessen, die Lectüre. Er erwärmte sich in dieser Zeit an Plutarch's Biographien und las mit Begeisterung Klopstock's Messiade, Gerstenberg's Ugolino, Göthe's Götz, Schubart's Gedichte, Klinger's Dramen und Wieland's Uebersetzung des Shakespeare u. s. w. Sein dramatisches Talent ward durch diese Schriften von Grund aus geweckt; die Neigung zum Epos, welche ihm Klopstock eingeflößt, verlor sich mehr und mehr und er fieng alsbald an, sich auch im Drama zu versuchen, nachdem er vorher schon lyrische Gedichte gemacht hatte. Die ersten Entwürfe dieser Art, den „Studenten von Nassau" und „Kosmus von Medizis", vernichtete er selbst; später begann er ein anderes Stück, „den verlornen Sohn", oder wie er es umtaufte — „die Räuber", die er noch auf der Karlsschule vollendete. Im Jahre 1780 verließ er dieselbe und wurde, nachdem er durch Vertheidigung der Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" die Erlaubniß zur medicinischen Praxis erhalten, Regimentsarzt. Er betrieb anfangs sein Fach mit Ernst und Kühnheit, hatte aber keinen glücklichen Erfolg.

„Sinnentaumel, jugendliche Thorheit," sagt seine Biographin K. von Wolzogen, „übten nach der so lange entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei." Sie führten ihn auch zu dem Entschluß, seine Tragödie zu veröffentlichen. Da er keinen Verleger fand, ließ er sie auf eigene Kosten drucken und borgte dazu das Geld. „Die Räuber" erschienen 1781 ohne Namen des Verfassers; auf dem Titel befand sich, charakteristisch genug für seine damalige Stimmung, ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: „in tyrannos". Nachdem er das Stück, vom Intendanten des Mannheimer Theaters, Freiherrn von Dalberg, dazu aufgefordert, bühnengerecht um-

gearbeitet hatte, wurde es in Mannheim aufgeführt. Der Dichter reiste heimlich dahin und wohnte mit pochendem Herzen der Vorstellung bei, in der sich besonders Iffland als Franz Moor auszeichnete. Der Beifall war ungeheuer und zwar nicht blos in Mannheim, sondern überall, wo „die Räuber" aufgeführt wurden. Sie entschieden zunächst sein Schicksal und führten ihn zur Selbstbefreiung. Herzog Carl nämlich, unzufrieden mit seiner Richtung, verlangte zuerst von ihm alle Arbeiten zur Durchsicht vor deren Veröffentlichung und befahl dann, als er darauf nicht eingieng, er solle bei Festungsstrafe, außer medicinischen Sachen, nichts drucken lassen und sich aller Verbindungen mit dem Auslande enthalten. Eine zweite Reise nach Mannheim war schon mit einem 14tägigen Arreste bestraft worden. Er sah, was ihm bevorstand, er dachte an Schubart's Schicksal, den er schon früher auf der Festung Asperg besucht hatte, und entschloß sich deshalb zur Flucht. Während man alle Aufmerksamkeit auf die Ankunft des russischen Großfürsten Paul gerichtet, verließ er unbeachtet mit einem Freunde, dem Musikus Streicher, Stuttgart (1782) und wandte sich nach Mannheim.

Hier fand er leider statt der gehofften guten Aufnahme und thätigen Unterstützung nur Enttäuschungen und Sorgen um des Lebens Nothdurft. Einzig von seinem Freunde Streicher unterstützt, lebte er in größter Zurückgezogenheit in Oggersheim (in der Pfalz), arbeitete an „Kabale und Liebe" und vollendete den „Fiesco". Auch die Hoffnung, das letztgenannte Trauerspiel werde in seiner Umarbeitung zur Aufführung kommen und ihn aus seiner höchst kummervollen Lage reißen, gieng nicht in Erfüllung, da es die Mannheimer Theaterintendanz für unbrauchbar erklärte. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als es an den Buchhändler Schwan um ein ganz geringes Honorar zu verkaufen,

was denn auch geschah. Dadurch ward er wenigstens in den Stand gesetzt, der Einladung der Frau von Wolzogen, die er in Stuttgart kennen gelernt, zu folgen und auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen einen Zufluchtsort zu suchen. Er vollendete da „Kabale und Liebe" und dachte auf neue Pläne, so an „Don Carlos," an „Maria Stuart" und „Konradin". Abgesehen davon, daß er von Nahrungssorgen befreit war und ruhig arbeiten konnte, ward ihm sein Aufenthalt in Bauerbach auch noch dadurch wichtig, daß er im Bibliothekar Reinwald von Meiningen einen lieben Freund und später einen Schwager fand und daß er zur liebenswürdigen Tochter der Frau von Wolzogen, Charlotte, eine heftige Neigung faßte. Da diese aber ihr Herz schon vergeben hatte, so fanden seine Gefühle keine Erwiderung; ja es wurde sogar sein Verhältniß zur Familie dadurch etwas gestört. Eine wenn auch nur vorübergehende Trennung war unvermeidlich. Ganz erwünscht kam ihm daher die Einladung, als Theaterdichter nach Mannheim zu kommen. Er nahm sie an und reiste voll Hoffnungen dahin ab.

Im August 1783 schloß er mit Herrn von Dalberg einen Contract, worin er sich verpflichtete, gegen ein Honorar von 500 Gulden seine Kräfte ein Jahr lang der Mannheimer Bühne zu widmen. Dies that er auch; er richtete den „Fiesco" und „Kabale und Liebe" für die Bühne ein und dichtete den ersten Act zu „Don Carlos". Als er Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft wurde, schrieb er die Abhandlung: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet."

Diese Auszeichnung, sowie die günstige Aufnahme, welche „Kabale und Liebe" fand, waren fast das einzige Erfreuliche für ihn; denn der Umgang mit den Schauspielern hatte ihn hier von Neuem in den Strudel des Sinnengenusses und damit zugleich in neue Schulden gerissen; Reue und

Sorge blieben nicht aus. Er raffte sich indessen bald wieder empor und der angeborne Adel seiner Seele stand neugekräftigt wieder aufrecht. Er arbeitete tüchtig am Don Carlos weiter und gab zunächst, um seine kärgliche Einnahme zu vermehren, die „Rheinische Thalia", hernach die „neue Thalia" heraus. In der vom 11. November 1784 datirten öffentlichen Ankündigung heißt es: „Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an, vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Einen läuternden und veredelnden Einfluß übte auf ihn der freundschaftliche Verkehr mit der geistvollen, gebildeten und erfahrenen Frau von Kalb, die ihn auch vornehmlich bewog, sich in Darmstadt dem dort verweilenden Herzog Carl August von Weimar vorzustellen. Er durfte ihm den ersten Act des Carlos vorlesen und erhielt dafür von ihm den Titel eines Weimarischen Raths.

Im Jahre 1785 erhielt er von dem nachmaligen Oberappellationsrath Körner, dem Vater des Dichters Theodor, von dessen Braut und ihrer Schwester und dem durch seine Schriften und Schicksale bekannten L. F. Huber sinnige Geschenke und Briefe voll Wärme und Leidenschaft für ihn und seine Schriften, mit der Einladung, nach Leipzig zu kommen. Da in Mannheim eben „der Horizont so drückend und schwer auf ihm lag, wie das Bewußtsein eines Mordes", so löste er seinen Contract mit dem Theater auf und reiste im März 1785 nach Leipzig ab. Körner selbst, der mittlerweile eine Anstellung in Dresden erhalten, traf er zwar nicht mehr da, wohl aber seine Braut, deren Schwester und

Huber, in deren Umgang er theils in Leipzig, theils in dem nahen Gohlis angenehme Tage verlebte, zumal ihn Körner auf die edelmüthigste Weise allen Finanzverlegenheiten enthob. Das „Lied an die Freude“ entstand in dieser Zeit und Don Carlos wurde der Vollendung näher gebracht. Nach Körner's Verheirathung zog Schiller zu ihm nach Dresden. Der Umgang mit diesem feingebildeten, ebenso kenntnißreichen, wie geistvollen Freunde war für seine Entwickelung von den heilsamsten Folgen; das stürmische Treiben seiner Jugend lag nun bald weit hinter ihm; er ward gemäßigter, seine phantastisch verworrene Speculation klärte sich auf und knüpfte endlich an Kant's Kritik der Urtheilskraft an; seine Anschauungen erweiterten sich; eine neue Epoche begann für ihn.

Am Don Carlos ist diese Umwandlung deutlich zu erkennen; der ursprüngliche Plan wird gegen das Ende des Stücks hin mit einem Mal aufgegeben. „Carlos“ — sagt der Dichter selbst — „war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen; so kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Act ein ganz anderes Herz mitbrachte.“ Ja, ein anderes, für das Höchste reiner und wärmer denn je schlagendes Herz brachte er mit, ein Herz, welches ihn gleichgültig machte gegen den früher erstrebten Theatereffect, welches ihn, wie seinen Posa, fühlen ließ, daß er als Dichter sei

„Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit.“

Da Liebesverhältnisse bei ihm nicht dieselbe Bedeutung haben, wie bei Göthe, führe ich nur kurz an, daß er bald nach seiner Abreise von Mannheim an den dortigen Buchhändler Schwan schrieb und um die Hand seiner Tochter

anhielt, die ihm jedoch wohlweislich abgeschlagen ward. Später (in Dresden) faßte er eine leidenschaftliche Neigung zu einer Fräulein von Arnim, einer Kokette, die seiner sehr wenig würdig war, weshalb auch seine Freunde auf seine Entfernung von Dresden drangen. Er gieng erst nach Tharand und bald darauf (1787) nach Weimar, wohin ihn seine schon erwähnte Freundin, Frau von Kalb, eingeladen.

Göthe war damals noch in Italien; der Hof nahm wenig Notiz von Schiller und nur Herder und Wieland nahmen ihn freundlich auf. Aber nur zu Letzterem trat er in ein näheres Verhältniß und ließ er sich von ihm zur thätigen Theilnahme an seinem Merkur bestimmen. Die poetische Production trat jetzt mehr und mehr zurück, das schon in Dresden liebgewonnene Studium der Geschichte dafür in den Vordergrund, und so machte er sich denn an die Bearbeitung der „Geschichte des Abfalls der Niederlande“.

Gegen Ende des Jahres 1787 lernte er, auf einer Reise zu seiner verheiratheten Schwester, in Rudolstadt die Familie von Lengfeld näher kennen. Er fieng bald an, sich in dem Kreise derselben so wohl zu fühlen, daß er schon im Mai des folgenden Jahres seinen Wohnsitz in dem nahe bei Rudolstadt gelegenen Dorfe Volkstädt aufschlug.

Von hier aus eilte er des Abends, nachdem er fleißig an seinem Geschichtswerke und dem Roman „der Geisterseher“ geschrieben, zu der befreundeten Familie, wo er stets liebevolle Aufnahme und förderndes Gespräch fand. Ja, bald noch mehr. Schon früher hatte er seinem Freunde Körner geschrieben, er müsse ein Geschöpf um sich haben, das ihm gehöre, das er glücklich machen und an dessen Dasein sich sein eignes erfrischen könne, und dies fand er hier in Fräulein Charlotte von Lengfeld, mit der er bald ein mehr als freundschaftliches Verhältniß anknüpfte. In

Rudolstadt hatte er auch eine Zusammenkunft mit Göthe, zu dem er jedoch damals, wie wir wissen, noch in kein näheres Verhältniß trat. Trotzdem aber war Göthe ganz besonders für ihn thätig, als es galt, ihm zu einer Professur der Geschichte in Jena zu verhelfen. Obgleich Schiller glaubte, daß mancher Student wohl schon mehr Geschichte wisse als er, und obwohl er durch dieses Amt seine literarische Muße ganz zu verlieren fürchtete, nahm er doch die an ihn ergangene Berufung an. Er fand bei den Studenten großen Anklang und erhielt in Folge dessen vom Herzog einen Gehalt, so daß er den Wunsch, sich mit Charlotte von Lengfeld zu vermählen, endlich in Erfüllung bringen konnte. An der Seite des geliebten Weibes begann nun für ihn ein neues, schönes Leben; sein Herz fand eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, sein Geist Nahrung und Erhebung. Sein ganzes Dasein war in eine harmonische Gleichheit gerückt. Das Glück, welches er jetzt zu genießen anfieng, blieb nicht lange ungestört. Im Januar 1791 ward er von einer heftigen Krankheit befallen, von der er nur langsam genaß, und überdies stellten sich auch wieder Nahrungssorgen ein und zwangen den Kranken zum Arbeiten. Da kam zum Glück unerwartete Hülfe von Dänemark. Der Dichter Jens Baggesen hatte dem Herzog Christian Friedrich von Augustenburg und dem Minister Schimmelmann die bedrängte Lage des Dichters des Don Carlos mitgetheilt und beide edle Männer boten ihm in höchst zarter Weise für drei Jahre einen Jahrgehalt von tausend Thalern an, den Schiller natürlich annahm. So eröffnete sich ihm doch wenigstens für die nächste Zeit wieder eine heitere Aussicht in's Leben!

An die Stelle der Geschichte trat nunmehr seit 1792 das Studium der Philosophie und er wollte nicht eher ruhen, als bis er Kant's Philosophie ganz ergründet. Diese ernste

Beschäftigung hat in der That noch schönere Früchte getragen, als die Bearbeitung der Geschichte; denn sie hat ja nicht blos seine Idee geläutert und abgeklärt, sondern ihn zur Abfassung jener philosophischen Abhandlungen veranlaßt, die als kleine Meisterwerke ewig Geltung haben.

Im Sommer 1793 reiste er mit seiner Gemahlin zu seinen Eltern nach Schwaben, wo er bald nach dem Genusse des Wiedersehens die erste Vaterfreude erlebte. Auch alte Jugendfreunde fand er wieder und einer derselben, Dr. von Hoven, war nicht wenig erstaunt, den Freund also verändert wiederzufinden. „Sein jugendliches Feuer" — äußerte er sich — „war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." In Stuttgart machte er die Bekanntschaft des Buchhändlers Cotta, mit dem er den Plan zu den „Horen" verabredete, und die des Philosophen und Geistesverwandten Fichte, der als Professor nach Jena gieng. Erst nach neunmonatlichem Aufenthalt in der Heimath kehrte er wieder dahin. Das Wichtigste für ihn war da zunächst, daß sich ein inniges Verhältniß zu Wilhelm von Humboldt bildete, welchem er ebensowohl eine raschere Ausbildung seiner Kunsttheorie, wie die Erweiterung seiner Kenntniß

des classischen Alterthums zu verdanken hatte. Bald darauf knüpften die „Horen" auch den Freundschaftsbund zwischen ihm und Göthe, der noch folgenreicher war, als jener, indem er ihn nach langer Unterbrechung endlich wieder zur Dichtung zurückführte. Die historischen und philosophischen Studien hatten Schiller zu einem ganz neuen Standpunkte erhoben; so lange er aber hierüber noch nicht ganz im Reinen mit sich war, hatte er den Trieb zum poetischen Schaffen in sich zurückgedrängt. „Nun aber durchbrach," wie Humboldt bemerkt, „das angeborne schöpferische Dichtergenie gleich einem angeschwollenen Strome die Hindernisse, welche ihm eine zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten." Zunächst erschien eine Reihe lyrisch-didaktischer Gedichte, von denen wir nur „das Ideal und Leben", „die Ideale" und vor Allem „die Elegie" oder wie sie nachher überschrieben wurde „den Spaziergang" erwähnen wollen; später folgten die Balladen und 1799 ward der „Wallenstein" vollendet und dazwischen wurden die „Füchse mit brennenden Schwänzen" (die Xenien) ins „Land der Philister" geschickt.

Im December 1799 siedelte Schiller, theils der gesunden Luft wegen, theils um Göthe und dem Theater näher zu sein, nach Weimar über, nachdem ihm der Herzog die Entlassung von der Universität und eine Gehaltszulage gewährt hatte. Derselbe erwirkte auch (1802) seine Erhebung in den Adelsstand.

Der Aufenthalt in Weimar wirkte äußerst belebend und anregend auf ihn und es folgten nun, nachdem er sich einmal auf den Rath seines Freundes Humboldt dem Drama definitiv zugewandt hatte, seine übrigen Stücke (Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell) dem Wallenstein rasch nach. Nebenbei bearbeitete er Shakespeare's „Macbeth", Gozzi's „Tu-

randot" und die Lustspiele der „Parasit" und „der Neffe als Onkel" für das Weimarische Theater.

Im Frühling 1804 machte er eine Reise nach Berlin. Hier wurden ihm, um ihn zu fesseln, die glänzendsten Anerbietungen gemacht; seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Weimar war aber so groß, daß er sie ausschlug. Im Sommer kehrte er sehr erschöpft und angegriffen zurück. Doch erholte er sich bald wieder und dichtete die „Huldigung der Künste", begann den „Demetrius" und übersetzte Racine's „Phädra".

Am 1. Mai 1805 befiel ihn ein Katarrhfieber; Husten und Beklemmungen stellten sich ein und seine Kräfte nahmen ab. Am 8. ward er still und begann viel zu schlummern; nur gegen Abend verlangte er, man möge den Vorhang zurückziehen, damit er die Sonne sehen könne. Am 9. Mai starb er.

So war ein Baum gefällt, ehe noch seine Frucht zeitigen konnte: Deutschlands Genius war dahingerafft eben, als er die höchste Stufe seiner Entwickelung mühevoll erklommen, eben als sein reifer Geist sich anschickte, das Höchste und Schönste, dessen er fähig, zu leisten! Nie erregte das unerwartete, frühe Dahinscheiden eines deutschen Dichters tiefere und allgemeinere Trauer. Nicht bloß die Freunde fühlten den erlittenen Verlust, ganz Weimar trauerte, das Theater blieb geschlossen, Einer flüsterte die trübe Nachricht dem Andern zu. Am härtesten traf Göthe, den innigsten Freund, dieser Schlag, von dem er sich kaum mehr zu erholen vermochte. Seine ursprüngliche Absicht, den angefangenen Demetrius zu vollenden und ihm so ein würdiges Denkmal zu setzen, hat er leider unausgeführt gelassen; aber er hat ihm einen Nachruf gewidmet, in dem es mit vollem Rechte heißt:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens;
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens!“

„Ja wir dürfen ihn glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen, die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh dahinschied, kommt auch uns zu Gute; von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewollt und gewirkt, stets leben.“ —

Bevor wir zur Betrachtung der Schiller'schen Dramen und seiner übrigen Schriften übergehen, wollen wir noch einen Augenblick bei einem Vorläufer und einem Nachfolger verweilen. Den erstern habe ich bereits erwähnt; es ist

**Chr. Fr. Daniel Schubart**, eines Pfarrers Sohn, geboren 1739 zu Obersontheim in Schwaben. Schon frühzeitig entwickelte sich sein musikalisches Talent nnd später während seiner Studienzeit in Nördlingen und Nürnberg, wo er die besten deutschen Classiker, namentlich Klopstock's Messias eifrig las, auch sein poetisches. Im Jahre 1758 gieng er als Student der Theologie nach Erlangen, verfiel aber daselbst bald einem unordentlichen zügellosen Leben und tödtete so wie Bürger die Blüthe seines Lebens. Nachdem

er dann eine Zeit lang als Hauslehrer, Schullehrer und Organist fungirt, heirathete er 1764, und wurde vier Jahre später Organist und Musikdirector in Ludwigsburg. Er that indessen auch hier nicht lange gut; wegen seines unsittlichen Lebenswandels und seiner allzu freien Reden wurde er abgesetzt und ausgewiesen. Darauf lebte er als Musiklehrer in Heilbronn, Heidelberg und Mannheim und gründete endlich in Augsburg die „deutsche Chronik" (1774—1777), die alsbald eines der gelesensten deutschen Volksjournale wurde, da er ihm durch nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit und populären Ton steten Reiz zu geben wußte.

Obgleich er auf Zureden eines bayerischen Diplomaten zum Katholicismus übergetreten war, schleuderte er doch gegen den gefallenen Jesuitenorden so heftige Angriffe, daß er sich viele Feinde machte, welche nicht eher ruhten, bis ihn Herzog Karl von Würtemberg heimlich verhaften und auf die Festung Asperg bringen ließ. Hier schmachtete er nun, ohne verhört zu werden, 10 Jahre lang, bis ihn endlich ein Hymnus auf Friedrich den Großen wieder befreite. Aber die lange Haft und das Lesen pietistischer Schriften hatte die Kraft seines Geistes gebrochen und sein glühendes Herz gedämpft: er war fromm geworden. 1791 starb er als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart. — Von seinen Gedichten ist wohl außer dem genannten „die Fürstengruft" das bekannteste; neben diesen erwähne ich noch sein Caplied und den „Ahasver", in dem er vielleicht sich selbst zeichnete und welches am meisten an die Sturm- und Drangzeit erinnert, der er mit angehört. Die größte Bedeutung hat er wohl als Journalist erlangt; als Dichter ist er geistreich und voll feuriger Phantasie, gewaltig in Wort und Gedanken, aber leider ohne sittlichen Halt und ohne Maß.

Ein Nachfolger und vielfach Nachahmer von Schiller ist

**Joh. Christian Friedrich Hölderlin.** Im Jahre 1770 zu Laufen in Schwaben geboren, auf der Schule zu Nürtingen Schelling's, später Hegel's Freund, erhielt Hölderlin 1793 durch Schiller's Vermittelung zu Waltershausen bei Meiningen eine Erzieherstelle. Als es nicht gelingen wollte, ihm ein Lehramt zu verschaffen, gieng er später ebenfalls als Hauslehrer nach Frankfurt a. M., wo ihn aber eine schwärmerische Neigung zu „Diotima", der Mutter seiner Zöglinge, bald wieder zur Trennung zwang. Von Bordeaux, wohin er als Hofmeister gegangen war, kehrte er 1802 wahnsinnig zurück und blieb es, wenig lichte Augenblicke abgerechnet, bis zu seinem 1843 in Tübingen erfolgten Tode. — Außer seinen „Gedichten", welche Gefühlswärme mit Würde und Gedankentiefe mit glänzender Diction vereinigen und meist in antiken Versmaßen geschrieben sind, hat er ein Trauerspiel — „der Tod des Empedokles" — und eine Uebersetzung des Sophokles angefangen. Sein berühmtestes Werk ist der in Frankfurt verfaßte Roman „Hyperion oder der Eremit in Griechenland". Reine, blühende Sprache und ungewöhnlicher Enthusiasmus zeichnen ihn aus; das ganze Werk zeugt von der genialen Begabung und Kraft des unglücklichen Dichters.

Wir kehren nun wieder zu Schiller zurück und betrachten zunächst „die Räuber". Daß sie in der drückenden Atmosphäre der Karlsschule entstanden sind, ist bekannt; dieser Umstand erklärt das ungestüm revolutionäre Gefühl, das sich in ihnen ausspricht und wie es schon auf dem Titelblatt angedeutet war. Schiller selbst fügt diesem hinzu, daß sie in einer Zeit geschrieben sind, wo er mit den Menschen und mit Menschenschicksalen noch ganz unbekannt war, weshalb denn natürlich sein Pinsel die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen und ein Ungeheuer hervorbringen mußte, das zum Glück in der Welt nicht vorhan-

den war, das naturwidrige Kind der Subordination und des Genius. Hoffmeister charakterisirt die Bedeutung des Stücks ganz gut, wenn er sagt, es sei der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit, und in gleicher Weise thut dies auch der Held Karl Moor, indem er ausruft: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gezeugt, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus."

Was den poetischen Werth der „Räuber" betrifft, so ruht derselbe jedenfalls mehr in der Anlage des Werks als in der Ausführung. Jene ist, wie Hillebrand richtig bemerkt, ebenso genialisch in der Auffassung der Idee als großartig und kühn in der Art, wie die Idee in die Wirklichkeit übersetzt wird. Der Räuber ist seiner ganzen Lage nach der unbedingteste Empörer gegen die menschliche Ordnung, er stellt sich einzig auf sich selbst und kennt kein anderes Gesetz, keine andere Moral, keine andere Religion als sein Ich und seinen Entschluß, diesem Ich Alles zu opfern, sobald es um seine Existenz sich handelt. Er vertritt das reine Naturrecht der Individualität. Karl Moor hat den besten Willen, aber eine erhitzte Phantasie und der Druck der Verhältnisse führen ihn irre. Er hat (wie Schiller) im Plutarch von großen Menschen gelesen und möchte nun mitten in einem dintenklexenden Jahrhundert eine Republik begründen, gegen die Rom und Sparta nur Nonnenklöster gewesen sein sollten. Aber dazu gebricht ihm alle Kraft; er ist mehr nur ein Wortheld und seine Schwäche schleudert ihn von Verbrechen zu Verbrechen, bis er endlich einsieht, daß „zwei Menschen, wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten könnten." Er liefert sich deshalb zur Sühne selbst der Strenge des Gesetzes aus. Erscheint uns Karl Moor durch und durch als ein edler und hochherziger Verbrecher, so ist dies weniger der Fall bei Franz Moor, welcher ein auf die Spitze getriebener, be-

rechnender Bösewicht ist. Ueberall, wo wir jenen bemitleiden, müssen wir diesen verabscheuen. Am schwächsten ist Amalia gezeichnet; sie erscheint mehr wie eine Puppe, denn als lebendiges Wesen; sie verräth gar keine Natur und Alles an ihr Phrase.

Man mag mit Recht an den Räubern die forcirte Sprache, die vielen Rohheiten, das Uebertriebene in den Charakteren, den ungemessenen Wortprunk tadeln, — soviel ist doch gewiß, daß sie auch Vorzüge haben, die einigermaßen dafür entschädigen. Anerkennen muß man die lebhafte Handlung, die Fülle wahrer, schöner Empfindung, die das ganze Stück durchdringt, und vor Allem die Kühnheit und Kraft, Eigenschaften, die es ganz zum Spiegelbild der Sturm- und Drangperiode machen. Die Räuber werden in gewisser Beziehung kaum erreicht, geschweige denn überboten von den beiden nachfolgenden Stücken, von Fiesco und Kabale und Liebe.

Die Verschwörung des Fiesco, ein republikanisches Trauerspiel (1783), bekundet freilich schon weit mehr Besonnenheit, als die Räuber; es sind darin feste historische Gestalten gezeichnet und liegt auch darin ein Fortschritt, daß es einen historischen Stoff behandelt. „Das Stück," sagt Gervinus, „eröffnet Schiller's Richtung auf das Historische, mit der er begann an der Tugend der Vorgeschlechter die der Folgezeit zu entzünden; er betrat hier den Weg, auf dem er groß geworden, auf dem auch außer ihm das Höchste im Dramatischen geleistet worden ist: er baute das Werk der tragischen Dichtung, den Grundlagen des großen volksmäßigen Epos entsprechend, auf dem Boden der Geschichte auf und gab ihm dadurch Festigkeit und sichern Halt." Aber „Fiesco" hat weder die Wahrheit der Empfindung, noch die Lebhaftigkeit der Handlung, wie „die Räuber", und es ist dem Dichter nicht gelungen, der Geschichte gerecht zu wer-

den und dem Streben seines Helden eine objective Grundlage in der Volksstimmung zu geben, wie Göthe im Egmont. Auch waltet darin mehr der verständige Mechanismus als die unmittelbare Eingebung und der Drang des Genies, und das Ziel, — „die kalte unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen" — ist leider nicht erreicht. Deshalb machte denn auch „Fiesco" nicht den erwarteten Eindruck.

Wie in „Fiesco" die Zerrüttung des Staatslebens dargestellt ist, so in dem bürgerlichen Trauerspiel Kabale und Liebe (1784) die Zerrüttung des Hoflebens. Die Zeit, wo deutsche Fürsten Tausende ihrer Unterthanen an's Ausland verkauften, um das Blutgeld mit elenden Dirnen zu vergeuden, ist mit grellen, aber wahren Farben geschildert, und insofern geht diese Tragödie, mehr als die Räuber, nicht nur in's wirkliche, sondern sogar in's deutsche Leben ein. Aber die Charaktere sind alle, etwa mit Ausnahme des Musicus Miller, unwahr und bis zur Carricatur getrieben und der durch ein klägliches Mißverständniß verursachte Schluß ist durchaus unbefriedigend. Die Erfahrungen, welche der Dichter in Bauerbach gemacht, haben offenbar Einfluß auf das Stück gehabt; denn der Kampf des liebenden Herzens gegen Standesvorurtheile ist das Thema, welches hier behandelt ist. Ferdinand spricht die Tendenz genau aus, indem er sagt: „Ich bin ein Edelmann. Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall, oder mein Wappen giltiger als die Handschrift in Luisens Augen: dies Weib ist für diesen Mann!" Und: „Durchreißen will ich all diese eisernen Ketten des Vorurtheils, frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insectenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln!" Obwohl „Kabale und Liebe" mit dem größten Bei-

fall vom Publicum aufgenommen wurde, ist und bleibt es dennoch Schiller's schwächstes Jugendproduct; denn der Vorwurf der Ueberspanntheit, den wir den Charakteren gemacht, gilt auch der Sprache.

Diese drei Jugenddramen fielen zündend und anregend, wie Göthe's Götz und Werther, in die Herzen des deutschen Volkes; das sich darin offenbarende ideale Streben nach der Menschheit Höhen fand allenthalben Anklang und Bewunderung. Dies war um so mehr der Fall, je näher dieselben dem allgemeinen Gefühle der Zeit, der damaligen politischen Volksstimmung lagen. Der französische Convent erkannte die Tendenz dieser Stücke und verlieh dem Dichter das französische Ehrenbürgerrecht. Nicht in gleicher Weise war Schiller selbst damit zufrieden. Er dachte, wie uns Göthe berichtet, über alle drei nach, „ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmacke, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heiteren Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.“ Allein „das daran Mißfällige“ befand sich zu innig mit der Form und dem Gehalte verwachsen, als daß eine totale Umarbeitung hätte als rathsam erscheinen können. Es blieb also nichts übrig, als in Zukunft Besseres zu leisten, und dies that er denn auch in einem neuen Drama, welches wie Hillebrand sagt, in erhabener und breiter Wölbung zusammenschließt, was die früheren Stücke nach einzelnen Seiten hin aufgebaut. Dies geschah im Don Carlos.

Der Don Carlos, 1783 angefangen und 1787 erschienen, schließt Schiller's Sturm- und Drangzeit ab und leitet in eine neue Epoche seiner Geistesentwickelung hinüber. Daß die mannichfachen Veränderungen, die während des langsamen Entstehens des Carlos sein Denken und Empfinden erlitten, nicht ohne Einfluß auf die Oekonomie und Einheit des Dramas blie-

ben, habe ich bereits berührt. Anfangs war es nur auf ein Familienstück abgesehen; das zerrüttete Verhältniß der Familie, die trostlose Leidenschaft des Prinzen, der Druck des Despoten auf seine nächsten Umgebungen stand im Vordergrund. Allmälig ward aber an des Prinzen Stelle Marquis Posa der Hauptheld des Dramas und die Idee der allgemeinen Menschheit und ihres Glückes auf dem Grunde der Freiheit, also die reine kosmopolitische Humanität bekam ein entschiedenes Uebergewicht über die privaten Verhältnisse; aus dem Familiengemälde ward ein historisches Drama.

Drei Acte waren schon fertig, als das Stück mit dem Dichter zu wachsen begann; er verkürzte sie deshalb und bearbeitete sie nun nach dem neuen Plane. Daß dadurch das Drama in ästhetischer Beziehung Schaden litt, ist leicht begreiflich; die gerade, fortschreitende Handlung gieng verloren, ebenso die Klarheit des Ganzen und die Charaktere, ohnehin etwas zu ideal gehalten, fielen zum Theil schwankend aus. Für diese und andere Fehler, wie die ermüdende Breite oder der unmotivirte, ganz überflüssige Untergang Posa's, dieses Herolds des freien Gedankens und freien Staats, entschädigen die Vorzüge des Dramas hinreichend, so die Fülle großartiger und schöner Scenen und die ihm eingelegte tiefe Idee. Ein bedeutender künstlerischer Fortschritt liegt unverkennbar auch in der größern Mäßigung der Sprache, darin, daß der Dichter die Prosa mit dem metrischen Wohlklang des Verses vertauschte.

Auf die nahe Beziehung des Don Carlos zu den „philosophischen Briefen" (1786), in denen Schiller seine eigene Entwickelung darstellt, hat schon Hillebrand aufmerksam gemacht. „Der Don Carlos," sagt er, „liegt von Seiten des Inhalts wie der Darstellung den philosophischen Briefen parallel gegenüber, welche in ihrer Abfassung mit

dem Abschlusse derselben sogar ziemlich nahe zusammentreffen. Wir haben hier in Julius den Prinzen Carlos, in Raphael den Marquis Posa, der den Freund aus der Enge seines hergebrachten Glaubens auf die Höhe des freien Gedankens hebt. Auch liegt dieser philosophischen Arbeit derselbe große Gedanke unter, daß der einzelne Mensch nur in der Liebe zur Menschheit sich und Alles wahrhaft besitzt, und daß das Leben in der Freiheit allein das Höchste ist. „Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte," heißt es dort unter Anderem, „so besäße jeder Einzelne die Welt." Die ganze Untersuchung aber schließt mit den erhabenen Worten: „Leben und Freiheit im größtmöglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung." Dasselbe spricht Posa zu Philipp II. Auch in der Darstellung sind die philosophischen Briefe ein Gegenstück zum Carlos. Sie reden in derselben Fülle und demselben enthusiastischen Pathos, wie die Tragödie in ihrer Art.

Mit dem Don Carlos schloß Schiller vorläufig seine dramatische Thätigkeit ab. Er fühlte die Nothwendigkeit, durch wissenschaftliche Studien seinen Ideenkreis zu erweitern, damit er nicht Gefahr laufe, sich zu erschöpfen. Hatte er ja doch manchmal Stimmungen, wo ihm „alle Triebe zu Leben und Thätigkeit abgenützt schienen und wo er über geistige Ermattung klagen mußte." Das Studium der Geschichte war ihm schon in Dresden lieb geworden und so wandte er sich denn auch jetzt wieder zu demselben zurück. Er schrieb die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" (1788) und (1791—93) die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges", zwei Werke, die sich allerdings mehr durch rednerischen Schmuck, als durch objective Wahrheit auszeichnen. Auf letztere kam es ihm auch nach seinem eigenen Geständnisse weniger an, als auf den Stoff für die Poesie, und auf den sittlichen Effect. „Ich

werde immer," schreibt er selbst, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden." Damit hat er sich sein Urtheil als Historiker selbst gesprochen. Aber was er als solcher verliert, das gewinnt er in anderer Hinsicht doppelt wieder, indem er seinen schönen Zweck, durch die Geschichte sittlich zu erheben, im Volke das Bewußtsein der Freiheit zu beleben und seinem poetischen Genius neue Nahrung zuzuführen, vollkommen erreicht hat.

Mehr als zur Geschichte führte ihn seine Natur zur Philosophie hin. Dies fühlte er lebhaft genug; denn er schrieb einmal an Göthe, es übereile ihn der Poet, wo er philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte. „Noch jetzt," fährt er fort, „begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört." Dies war ihm indessen nicht so ganz nachtheilig, indem ihm gerade die innere Anschauung der Phantasie die Versöhnung von Vernunft und Sinnlichkeit offenbarte, während der Gegensatz derselben die Weisen seiner Zeit beschäftigte. Er leistete deshalb auf philosophischem Gebiete ebenso Vortreffliches, wie auf poetischem, und kann er mit Recht als Mitbegründer der modernen Aesthetik angesehen werden.

Seine Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795), eine der gediegensten Schriften Schiller's und unserer Literatur überhaupt, fassen Alles, was von Winkelmann und Lessing an in der Kunstphilosophie geleistet wurde, in der Idee zusammen, daß die Schönheit das höchste Gesetz des Menschen werden müsse, um ihn zum Bürger des allgemeinen Vernunftstaates heranzubilden. Politische Verbesserung, lehrt er, kann nur von der Veredlung des Charakters ausgehen und das Werkzeug der Ver-

edlung ist die Kunst, die Schönheit, durch welche der sinnliche Mensch zur Vernunft und der geistige zur Materie zurückgeführt, die einseitige Anspannung der besonderen Kräfte zur Harmonie und die Ruhe der Anspannung zur Energie wieder hergestellt und so der Mensch zu einem in sich vollendeten Ganzen gemacht wird.

An diese Briefe reihen sich die Abhandlungen: „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „über die tragische Kunst", „über das Erhabene", vor Allem aber „über Anmuth und Würde" (1793) und „über naive und sentimentale Dichtkunst" (1795).

In der erstern dieser beiden Abhandlungen proclamirt er die Zusammenstimmung von Vernunft und Sinnlichkeit. Nicht um sie zu unterdrücken oder wie eine Last abzuwerfen, sondern um sie mit seinem höhern Selbst aufs Innigste zu vereinigen, sei dem Menschen zu seiner Geistesnatur eine sinnliche beigesellt. Nicht einzelne sittliche Handlungen solle der Mensch verrichten, sondern ein sittliches Wesen sein. Wie er einerseits Anmuth verlangt, so auch andererseits Würde als Zeichen der Herrschaft des freien sittlichen Geistes, als Ausdruck einer erhabenen Gesinnung. Das Ideal der vollendeten Menschheit ist die Harmonie des Sittlichen mit dem Sinnlichen, aber als Resultat des Willens, als Geistesthat und somit von moralischem Werthe. „Sind Anmuth und Würde in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet und sie steht da gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung."

In dem Aufsatz „über naive und sentimentale Dichtkunst" hat er eine köstliche Parallele zwischen sich und Göthe gezogen, indem er das Wesen des Idealisten und Realisten geschildert. Außerdem hat er darin nicht blos bis auf den heutigen Tag gültige Grundsätze über einzelne Dichtungs-

arten aufgestellt, sondern auch so richtige Urtheile über einzelne Dichter gefällt, daß ihn Gervinus neben Göthe's Leben als die wichtigste Quelle für die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts bezeichnet hat.

„Ueber die Grundlagen aller Kunst" — sagt Wilhelm von Humboldt —, „sowie über die Kunst selbst enthalten Schiller's Abhandlungen alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein wird hinauszugehen. In diesem Gebiete dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den hier aufgestellten Principien hinaufführen lassen." Die anregende Kraft dieser Aufsätze wirkte auch weit über die ästhetischen Kreise hinaus, indem sie fruchtbar für jede andere Wissenschaft, für jeden Beruf, für alle Interessen der Menschheit wurden.

Bevor wir nun diese zweite Epoche seiner Entwickelung und damit auch diese Vorlesung schließen, haben wir noch des spannend geschriebenen, aber unvollendeten Romans: „der Geisterseher" (1789), in dem er das Geheimtreiben jener Zeit zur Darstellung bringen wollte, und der Gedichte dieser Epoche zu gedenken.

„Die Melodie der Seele als solche kund zu geben," sagt Moritz Carriere, „die Welt in ihr zu spiegeln und den Empfindungsgehalt, das musikalische Innere der Dinge auszusprechen, war Göthe's Werk; Schiller's Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er im Reiche der Ideen weilt und mit begeisterter Lippe den Sterblichen verkündet, was er dort geschaut, daß der Gedanke das Pathos seines Gemüths ist, mit dem er ringt, wie Jacob mit dem Herrn. Der Gedanke treibt ihn zum Gesang, weil er zugleich die Angelegenheit seines Herzens ist."

Von seinen Jugendgedichten, welche trotz ihrer Schwächen doch schon seine künftige Größe andeuten, nehmen wir ganz

Umgang. Schiller selbst hat in seinem Urtheile über Bürger's Gedichte über sie den Stab gebrochen. Von den Gedichten, zu denen ihn mitten unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten die Liebe zur Poesie begeisterte, nenne ich nur „die Resignation", „die Götter Griechenlands" und „die Künstler".

Leidenschaftlich und ergreifend schildert der Dichter im erstern, wie er Alles, auch das Theuerste, dahin gegeben in Erwartung einer höhern Vergeltung. Und was bietet ihm der Genius, dem er sie abfordert?

„Zwei Blumen, rief er, hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß."

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen.
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Wilhelm von Humboldt sagt, den durch das ganze Gedicht gehenden Hauptgedanken könne man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüths ansehen; aber diese sei so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht der Erfahrung und des Nachdenkens zu sein scheint.

Die „Götter Griechenlands" (1788) athmen heiße Sehnsucht nach einer Durchdringung von Geist und Natur, nach einer Versöhnung von Gott und Mensch. Daß die

alte hellenische Götterwelt dahingesunken und dadurch die Natur, die einst allbelebte, verödet, beklagt er lebhaft:

„Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück."

„Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergeh'n.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen;
Dich Selene find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer!"

„Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur."

„Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehren zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält."

„Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Aus der Zeitfluth weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n."

Die hier ausgesprochene Klage verhallt ihm nicht, ohne Trost zu finden. Er sieht die hellenische Verbindung von Seele und Sinnlichkeit vollzogen in der Kunst, deren weltgeschichtliche Bedeutung als Bildner zur Humanität und Freiheit er in dem Gedichte „die Künstler" (1789) meisterhaft schildert. Hier singt er:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Leben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand."

Nachdem er nun geschildert, wie die Kunst aus der Natur trat, wie sie den Barbaren zähmte, den Menschen zur Cultur erhob und das ganze Dasein verschönerte, fährt er fort:

„So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höh'n und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten."

Darum ruft er auch den Künstlern zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück!

Daß Schiller nach dieser soeben geschilderten Epoche seiner wissenschaftlichen Läuterung wieder mit neuer Lust und neuer Kraft zur Dichtung und zwar vorzugsweise zum Drama zurückkehrte, habe ich bereits mitgetheilt. Dies ge=

schah namentlich, seitdem er zu Göthe in ein näheres, freundschaftliches Verhältniß getreten. Die Summe dessen, was er im Verkehr mit ihm gewonnen, suchte er nun im „Wallenstein" zu ziehen. Hiervon und von den darauf folgenden Meisterwerken in der nächsten Vorlesung.

---

# Zehnte Vorlesung.

## Schiller.

**Seine dramatischen Meisterwerke. — Gedichte aus der dritten Periode. — Allgemeine Charakteristik. — Parallele zwischen Schiller und Göthe.**

Die realistische Natur Göthe's, der naive Dichter, hatte, um zur höchsten Reife zu gelangen, nur nöthig, die Amtslast von seinen Schultern zu schütteln, sich des milden südlichen Himmels zu freuen und die Kunstwerke Italiens zu genießen. Schiller, der Idealist dagegen, der sentimentale Dichter, mußte sich mühsam an der Hand der Geschichte und der Philosophie zur höchsten Vollendung emporarbeiten. Die Geschichte bot ihm den „Wallenstein" dar. So spröde und umfangreich dieser Stoff auch war, Schiller suchte sich, nachdem er sich einmal zu dessen Bearbeitung entschlossen, in ihn ganz zu versenken und ihn nach den aus Göthe's Umgang gewonnenen Erfahrungen zu gestalten. Hören wir ihn selbst über seine Arbeit reden: „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; ich hoffe auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Charakter in Wallenstein aufzustellen, der ein echtes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie in Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität zu entschädigen. — Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorangegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden

wandeln sehen, will ich wohl glauben, aber fürchten Sie nicht; es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen und wieviel der anhaltende Umgang mit Göthe bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Göthe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun. — Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; ich möchte beinahe sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, sowie die meisten Nebencharaktere tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den jungen Piccolomini bin ich durch meine eigne Zuneigung interessirt."

Eine imposante, historische Größe, wie den Wallenstein, zu wählen, der durch egoistische Ueberhebung sich selbst den Untergang bereitet, dazu einen Helden aus der vaterländischen Geschichte, der die lebhafteste Theilnahme der gesammten Mitwelt schon mit sich brachte — das war ein glücklicher Griff des Genies. Mit welchem Ernste er an diese Arbeit gieng, zeigen schon seine eignen Worte, aber auch Göthe berichtet uns, wie er den sich mehr und mehr ausdehnenden Gegenstand auf die mannichfachste Weise aufstellte, verknüpfte und ausführte, bis er sich zuletzt genöthigt sah, seinem Rathe zu folgen und das Stück in drei Theile zu zerlegen — in „Wallenstein's Lager", „die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" (1799).

Wallenstein ist ein großer Charakter. Indem ihn der

Dichter als Realisten schilderte, scheint ihm, wie Hoffmeister richtig bemerkt, Göthe's Bild vorgeschwebt zu haben. Als Krieger ist er natürlich aus derbem Stoff gebildet; er ist durchaus praktisch, umsichtig, thatenlustig und nöthigenfalls energisch durchgreifend; er schildert sich selbst, indem er sagt:

„Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen;
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt."

In anderer Weise, namentlich sein Herrschertalent hervorhebend, schildert ihn Max:

„Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt,
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche und zieht sie groß,
Läßt Jeden ganz das bleiben, was er ist,
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort, — so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen."

Manche goldene Lehre klingt uns aus dieser Tragödie entgegen; wir erfahren, daß in des Menschen Brust auch seines Schicksals Sterne sind, daß den Menschen sein Wille groß und klein macht. Daß der Charakter die Quelle unserer Handlungen ist, spricht Wallenstein also aus:

„Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres leicht bewegte Wellen,
Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.

Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Schiller's „Wallenstein", sagt Moritz Carriere, „ist die Tragödie des Realismus, der sich zur höchsten Höhe erhebt und das Recht des Genies verkündet, aber den Bund mit dem Idealismus bricht, selbstsüchtig und eigenmächtig auch schlechte Mittel nicht scheut und so das Todesloos sich bereitet. — Der Welt der planeschmiedenden, überall ihre eigenen Zwecke verfolgenden Realisten steht das Gebiet des in sich beseligten Herzens, steht die Hingabe der Liebe nur um der Liebe willen, steht die Reinheit des Idealismus nothwendig gegenüber, und wer darum Max und Thekla nur als eine Episode ansieht, der hat die Größe der Composition noch nicht erfaßt. Allerdings leben Max und Thekla in ihrer eigenen Sphäre, sie stehen und weben als Idealisten mehr in der Innen- als Außenwelt, und während die letztere ihren Gang geht, verlieren sie den Boden unter den Füßen und bleibt ihnen nichts übrig, als sich selbst der Reinheit ihres Lebens und Liebens zum Opfer zu bringen und im Tode die Idee zu verherrlichen, als deren Vertreter sie von Anfang an die Wirklichkeit, die Lage der Dinge zu wenig beachtet und nicht in derselben feste Wurzeln zu schlagen vermocht haben. Das ganze volle Menschenthum in wechselseitiger Ergänzung war Schiller's Ziel im Freundschaftsbund mit Göthe: es ist die Idee unseres Werks, die sich tragisch offenbart, indem Wallenstein und Max nicht einander fest zu halten und einer des andern Gabe sich anzueignen verstehen."

Der Wallenstein erfüllt alle Anforderungen, die an ein Drama gemacht werden; die Charakteristik ist voll Mark und Leben und sind namentlich der verschlagene Octavio und

die männlich kräftige Gräfin Terzky gelungene Figuren; die Handlung steigert sich, je näher dem Ziele, desto mehr zur höchsten Energie; inniges Gefühl und herrliches Pathos waltet durchweg. Diese Eigenschaften, sowie die edle Bildlichkeit und der volksthümliche Hauch der Sprache, der Reichthum wohlerwogener Gedanken und hochpoetischer Situationen haben dieses Hauptwerk Schiller's zum Liebling der Nation gemacht und mit Recht mochte Göthe behaupten, der Wallenstein wäre so groß, daß zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden sei. Gervinus sagt, es sei rührend zu sehen, wie er, um zu Allem realen Boden zu gewinnen, bald in Karlsbad das österreichische Militär beobachtete und in Eger das Rathhaus, das Bild Wallenstein's und das Haus seiner Ermordung aufsuchte, bald kabbalistische und astrologische Studien für den Seni machte und Abraham a Santa Clara für seinen Kapuziner las. Aber auch nur solchem Fleiß bei seinem Genie war es möglich, alles Einzelne in der großen, so unendlich viel umfassenden Begebenheit der Wirklichkeit zu entreißen und durch dichterische Nothwendigkeit verbunden erscheinen zu lassen; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefährliches Unternehmen stützen wollte; alle Klippen, an denen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, den Gang des Krieges, den Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heeres vor den Augen des Zuschauers poetisch und anschaulich darzustellen. Die Phantasie und das Herz des Dichters haben hier vollbracht, was Wallenstein von Max sagt:

„Er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend. —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich mir selber zum Erstaunen
Des Lebens flach alltägliche Gestalten."

Nach Vollendung des Wallenstein war Schiller der Soldaten, Helden und Herrscher vorläufig herzlich satt und es zogen ihn Neigung und Bedürfniß zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoffe und so schrieb er denn in dem Trauerspiel „Maria Stuart“ (1800) mehr ein Drama des Leidens, als der That. Das Historische, welches im Stoffe lag, die politischen und religiösen Triebfedern hat er sehr wenig hervorgehoben, den Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus hat er ganz obenhin berührt; er schildert uns eben Maria Stuart nur als das duldende, durch Reiz und sinnliche Schönheit schuldig gewordene Weib. Dabei hat aber der Dichter den doppelten Fehler begangen, daß er seine Heldin zu sehr idealisirt, Elisabeth dagegen ungerechter Weise in den Schatten gestellt hat. Auf sie fallen die lichten Strahlen der Poesie viel zu wenig.

Abgesehen von diesem Fehler, sowie von der durchaus unwahren und unwürdigen Zeichnung Leicester's und manchen anderen kleinen Inconsequenzen, ist auch „Maria Stuart“ reich an gelungenen Scenen und ausgezeichnet durch schöne Form. In Bezug auf Bühnenmäßigkeit und dramatische Wirksamkeit übertrifft es sogar den Wallenstein.

Von ähnlichem Genre, wie Maria Stuart, ist auch „die Jungfrau von Orleans“ (1801). Beide Dramen zeigen schon die Influenzen der Romantik, namentlich das letztere, in dem das Wunderbare ja ein Hauptelement ist. Auch ist der Dichter hier noch mehr wie dort von der Geschichte abgewichen, da die Jungfrau ein rein idealisirter Charakter ist. Daß übrigens keine historische, sondern eine sentimentalische, romantische Tragödie beabsichtigt war, das hat Schiller selbst gestanden und wohl auch angedeutet in den Versen:

„Wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben:
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben."

Dieses absichtliche Verlassen des geschichtlichen Bodens und der vorwaltende Trieb des Idealisirens verleitete den Dichter zu manchen Fehlern. Die Jungfrau erscheint uns als ein fast unbewußtes, nur durch dunklen Trieb geleitetes Werkzeug des Schicksals, wie sie selbst bekennt:

„Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen."

So wandelt sie vor uns, wie Hillebrand und Gervinus einstimmig sagen, als eine willenlose somnambule Träumerin. Ganz unmotivirt ist ferner die urplötzliche Liebe Johanna's zu Lionel, nicht minder ungerechtfertigt ist das Auftreten des schwarzen Ritters. Seinen Hauptwerth hat das Drama darin, daß es eine erhabene Idee würdig feiert. Während Shakespeare und Voltaire, der eine von nationaler Parteilichkeit befangen, der andere aus frivoler Witzlust, das Bild der Jungfrau in den Staub zu ziehen gesucht, war unser Dichter für das Höhere begeistert, was in der wundersamen Geschichte lag; er wollte „die Macht des religiösen Glaubens in einem einfachen Gemüthe in Verbindung mit der Liebe zu König und Vaterland verherrlichen und das Bild der Jungfrau aus der Umgebung des Gemeinen zum Bilde der Menschheit selbst erheben."

In der „Braut von Messina" (1803) versuchte Schiller, antiken Geist und modernes Gefühl zu verbinden, und er schrieb an Wilhelm von Humboldt: „Es sollte mich freuen, wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen habe machen

können.“ Dieser kühne Wurf ist ihm indessen nicht so ganz gelungen, da er den antiken Geist nicht, wie Göthe, als lebendiges Eigenthum, sondern mehr nur als abstracten Begriff besaß. An die Tragödie der Alten erinnern hier vor Allem zwei Elemente, nämlich die Schicksalsidee und die Chöre. Das Schicksal ist aber keineswegs mit dem Charakter und dem Willen der Menschen innig verflochten, nicht aus ihrer Schuld entwickelt sich ihr Loos, nein, es erscheint vielmehr lediglich als äußerer Zwang; es lauert tückisch im Hintergrund und benützt die unscheinbarsten Momente, der Menschen schönste Hoffnungen zu vernichten, wie Isabella sagt:

„Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.“

In gleicher Weise, wie das Schicksal eine verfehlte Stellung in dieser Tragödie einnimmt, so auch der Chor. Er vertritt nicht wie bei den Alten die Idee des sittlichen Gleichgewichts gegenüber dem Schwanken und Streiten der Leidenschaften, sondern erscheint unklar in doppelter Thätigkeit, indem er bald ideal über der Handlung schwebt und bald als Partei an derselben Theil nimmt. Wenn er selbst gesteht:

„Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durch's wüste Leben —“

so haben wir gewiß Grund genug, seine Berechtigung in Zweifel zu ziehen. Indessen hat doch der Dichter darin, daß er Sicilien, wo Griechen und Römer, Normannen und Spanier, Heiden und Christen heimisch waren, zum Schauplatz seines Dramas gemacht, einen glücklichen Griff gethan; nur hätte er freilich die verschiedenen religiösen Elemente mehr verweben und verschmelzen sollen. So aber stehen

Heidenthum, Christenthum und Muhamedanismus unvereint neben einander.

Trotzdem übt das Stück eine erschütternde Wirkung aus. Es zeigt die schönste Bewegung des tragischen Gefühls, die Sprache prangt im reichsten Schmuck, ohne gerade überladen oder verziert zu sein, einzelne Situationen sind mit vollkommenster Kunst dargestellt; vortrefflich gezeichnet ist vor Allem Isabella, wundervoll sind die Erzählungen der beiden Brüder über die Art und Weise, wie sie die Geliebte kennen gelernt. So schildert z. B. Don Cäsar:

„Dunkelmächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben.
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden!"

Schiller war ein Apostel der Freiheit; sie ist, wie wir gesehen haben, der Grundgedanke fast aller seiner Dramen. Es ist erfreulich, zu sehen, daß er selbst hält, was er in seinem Don Carlos einmal als Mahnung ausspricht, nämlich daß er noch als Mann Achtung hat vor den Idealen seiner Jugend. So kehrt er denn in seinem „Wilhelm Tell" auch wieder zu derselben Idee zurück, die er in den Räubern und im Fiesco, freilich unklar und wild, gereinigter im Don Carlos dargestellt hat, und erfüllt, indem er

diese künstlerisch vollendete Schöpfung als sein Schwanenlied dichtet, in würdiger Weise seine erhabene Mission.

Das Thema des Tell ist die Befreiung der Menschheit durch den Staat der Freiheit und des Rechts; er ist die dramatisirte Darstellung des Rechts zur Revolution, was er ausspricht in den oft angeführten Worten:

„Nein eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht."

Die Vernunft siegt hier über die Leidenschaft, die Freiheit über die Gewalt; nicht Tell allein ist der Held des Stückes, nein das ganze Volk ist es, das ein schmähliches Joch abschüttelt und im Siege edle Mäßigung bewahrt. Das Gedicht ist darum auch keine Tragödie, sondern ein episches Schauspiel, aber ein Schauspiel voll Handlung und Leben, einfach und natürlich in Sprache und Charakterzeichnung und von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit.

Von ganzem Herzen muß ich mich Moritz Carriere anschließen, wenn er sagt: „Instinctiv ergreift Tell das Rechte und rettet den Staat vor dem gefährlichsten Feinde, indem er zur Nothwehr gedrängt die Familie rächt: beide gehören zusammen. Und wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in die Ferne sich aufthut, so zeigt uns Schiller im Attinghausen und Melchthal den welthistorischen Uebergang des mittelalterlichen Ritterthums und seiner Cultur in das Bürgerthum der Neuzeit:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Der edle Attinghausen erkennt an, wie das Volk in freier That mündig geworden, und Melchthal, der den Handschlag des Bauern auch als ein Ritterwort geachtet sehen will, da sein Stand älter sei, als der Adel; er schließt mit Rudenz den Freundschaftsbund, sobald dieser die gemeinsame Sache des Vaterlands ergreift. Ueberall herrscht eine echt historische Färbung, überall sind die Motive für die Charaktere und Thaten aus der Sache selbst genommen; die Sprache ist volksthümlich wie im Homer und in Luther's Bibel und die Anklänge an diese Grundbücher der Menschheit heimeln uns lieblich an. Das Gedicht war eine Weissagung der Erhebung Deutschlands in den Befreiungskriegen, war eine Mahnung des scheidenden Sängers an das nachwachsende Geschlecht:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

In der Gewißheit des Sieges konnte der Seher dahingehen wie sein Attinghausen, wie dieser die Seinen beschwörend:

„Seid einig! einig! einig!“

Nachdem wir nun den Dichter in seiner dramatischen Wirksamkeit begleitet haben, bis er im Tell den Gipfel seiner künstlerischen Vollendung erstiegen hatte, wenden wir uns wieder zu seinen lyrischen Productionen. Beruhigt und geläutert, wie er selbst war, erscheinen auch seine Gedichte aus diesem Zeitraum; ihre Macht und ihren Zauber hat er uns selbst geschildert in der „Macht des Gesanges“. Er selbst ist der Sänger, der mit dem Stab des Götterboten unser Herz bewegt.

„Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.“

Und wie sich vor dem Schicksal jede Erdengröße beugt und wie vor der Wahrheit die Lüge verschwindet:

„So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.“

Müssen wir den Reichthum der Ansichten, die Klarheit und Tiefe der Gedanken, die Wärme des Gefühls, die Würde und den Glanz der Sprache fast in allen seinen Gedichten bewundern, so treten doch diese schönen Eigenschaften ganz besonders hervor in den Meisterwerken lyrischer Lehrdichtung, mit denen er gleichsam den Uebergang von der Philosophie zur Poesie machte. Dahin rechne ich den „Genius“, „das Glück“, „Ideal und Leben“ und vor Allem den „Spaziergang“, in dem er die Wechselbezüge der Natur und Cultur und ihren Einklang in der wahren Bildung schildert.

„Ideal und Leben“ nennt Karl Grün „die Krone der Gedankenlyrik“, eine Schöpfung, mit deren reiner großartiger Wirkung er keine zweite von Schiller zu vergleichen weiß. Der Dichter selbst war besonders dafür eingenommen; denn, als er es an Wilhelm von Humboldt sandte, schrieb er ihm, er solle Alles entfernen, was profan ist, und

es „in geweihter Stille" lesen. Dies muß nun wohl ein Jeder thun, der es recht in sich aufnehmen will. Gilt es ja doch die Angst des Irdischen von sich zu werfen und aus dem engen, dumpfen Leben zu fliehen in des Ideales Reich, von dem er singt:

„Jugendlich von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild."

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

„Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind."

Hier muß die beschämte That fliehen vor dem Ideale und über den grauenvollen Schlund trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät."

An das vortreffliche „Lied von der Glocke" (1799) brauche ich nur zu erinnern, da es von Allen gekannt und immer wieder gern gelesen wird. Humboldt sagte, es sei ihm in keiner Sprache ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durch-

geht und auf ganz lyrische Weise das Leben in seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt.

Wie Göthe in seinen Gedichten seine eignen Erlebnisse und Gefühle niederlegte, so Schiller sein Glaubensbekenntniß; sie sind die Leiber seiner Ideen, die Zeugen seines Kampfes zwischen Realem und Idealem, zwischen Wirklichkeit und Freiheit. An seine Balladen, die er im Wetteifer mit Göthe gedichtet, brauche ich nur zu erinnern; sind sie auch nicht so volksmäßig, wie die seines Freundes, so vereinigen sie dennoch alle Vorzüge des Dichters und haben durch den Reiz lebendiger Erzählung, durch ihre klangvolle Sprache und durch die Verherrlichung würdiger Gegenstände (Treue, Ehre und Liebe u. s. w.) die verdiente Popularität gewonnen. —

Hat man Göthe den Dichter der reifen Männlichkeit genannt, so kann man Schiller im Gegensatz zu ihm den Dichter der Jugend nennen; denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen Gemüths, der noch reinen Liebe, der noch ungeschwächten Kraft jugendlicher Seelen. Aber gerade dadurch, daß er sich stets an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen wendet und allem Gemeinen und Frivolen seinen strengen und heiligen Ernst entgegensetzt, hat er den Geist unserer Dichtung geläutert und veredelt, eine Wirkung, die noch bis zur Stunde fortdauert. Die Reinigung der Kunst ist indessen nicht das Einzige, was wir ihm verdanken; sein Einfluß erstreckt sich auch auf das Leben. „Der mächtige Zauber seines Liedes," sagt Menzel sehr treffend, „hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde

der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie Keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind. Es gibt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus seinen Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

„Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überhaupt nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß des Menschen. — Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns aber Schiller auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dies zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten früheren oder späteren Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist ebenso schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist ebenso fehlerhaft, wenn eine natürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter die Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die

auch dem widerlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirkliche Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller obenan. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten als sittliche dargestellt haben, die im Talente der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren; aber keiner hat das Interesse der Tugend und Poesie so zu vereinigen gewußt wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

„Es ist unverkennbar, daß über Schiller's Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt wie über den Bildern Raphael's der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Leben und Werden der Geschichte hervor und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen in einem ruhigen Dasein befangen. So müssen Schiller's Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter, erhabener Ruhe. Schiller's Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphael's Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphael's liegt, liegt in Schiller's Charakteren. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät darzustellen gewußt. Und wie Raphael's Genius sich gleich bleibt und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schiller's Genius sich gleich und wir sehen den kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalie, Ferdinand Luise,

Posa, Max, Thekla, Maria, Mortimer, Johanna, Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert; jener ruht im Bewußtsein eines nie zu störenden Friedens, in seiner eignen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

„Die Helden Schiller's sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphael's. Es ist etwas Königliches in demselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunklen Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten, unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner. Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in der edelsten Natur wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen, jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und doch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches der Sage nach unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolin's. Wird sie des eignen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reize erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunklen Mächten der Hölle gegenüber im Taucher, in der Bürgschaft, in Karl Moor und Amalien, in Max und Thekla. Ueber diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines Gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am

Abgrund eines Kraters. Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels. Wieder in anderer Weise hat er diese Unschuld mit jeder Entfaltung echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellectuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben ist; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans. Wenn hier überall die Unschuld in ihrer höchsten Glorie hervorleuchtet, so kannte doch Schiller auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart; was kann rührender sein als die Selbstüberwindung Moor's; wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesco's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

„Das zweite Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verleugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegen-

satz ist das Gemeine und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaume und Gängelbande ziemt. Kräftig, frei, selbständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Dasein hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu bezeichnen pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirn. In seinen ersten Gedichten mochte man wohl diese freie, kühne Geberde etwas ungeschlacht und eckig finden, — aber wer sollte nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen?

„Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen. Ohne diese Gluth edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist starker, feuriger Wein, alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind echte Kinder seines glühenden Herzens, getheilte Strahlen seines eignen Feuers. Vor allen Dichtern aber behauptet Schiller den Vorzug der reinsten und doch zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, keiner von solchem Feuer besaß die Reinheit. So sehen wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanze und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erscheint. — Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden und

seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer duldend? Von ihrem sanften Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturme aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertode der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Molltone bis zum vollsten Sturme der gewaltigsten Klänge. Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwerte des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen. Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen und er trat geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündigt er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrechte folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben. Die Freiheit, die vom Rechte unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrechte ausgeht und zum Unrechte führt, gehörte unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpfte. Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmucke der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner, unbestochener Gesinnung, mit so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend dargestellt hat. Sein Genius gehört der Menschheit an." —

Bevor wir nun die Betrachtung Schiller's abschließen, wollen wir noch einen vergleichenden Blick auf Göthe werfen. Den alten, unfruchtbaren Streit, wer von beiden der Größere sei, werden wir hier um so weniger aufnehmen, je mehr man in neuerer Zeit angefangen hat, sie nach Bettina's Vorgang als zwei Brüder auf Einem Throne, als zwei Seiten Eines Wesens, als gegenseitige Ergänzungen anzusehen.

Gleiches Streben verband sie zu inniger Freundschaft und zu gemeinsamer Wirksamkeit; aber die Verschiedenheit ihrer Naturen hieß sie, ein gleiches Ziel auf verschiedenen Wegen zu suchen und zu verfolgen. Dieser innere Gegensatz tritt nicht nur in ihren Werken hervor, sondern er pflanzte sich sogar auch auf ihr Leben, auf die Art ihres Schaffens, auf ihre Neigungen fort; während Göthe vom Glück begünstigt leicht durch's Leben gieng, mußte Schiller schon von früher Jugend an und bis zu seinem Tode einen harten Kampf gegen Druck und Zwang, gegen Noth und Sorge und gegen Krankheit bestehen; während jenem die unbewußt hervorgebrachte Dichtung am besten gelang, mußte dieser, wie Lessing, erst alle Saug- und Druckwerke in Bewegung setzen, um den Schatz aus seinem Innern herauszupressen, und dichtete oft mit schwerer Mühe und Arbeit; während jener die Naturwissenschaft und bildende Kunst zu Führern nahm, wählte dieser Philosophie und Geschichte.

Trefflich ist die Parallele, welche Gervinus zwischen beiden zieht. Göthe, ein Meisterstück der Natur, war das Bild *gegebener* Vollkommenheit; Schiller mußte mit der Kraft des freien Willens sich Alles erst *erobern*. Göthe folgte dem Strome seiner Neigung willig, instinctmäßig, sein bahnzeigender Genius riß ihn mit; Schiller zwang diesen Strom mit dem Steuer eines klar bewußten und zielrichtigen Bestrebens, einer Alles überwindenden Thätigkeit, einer

freien Selbstbestimmung. Göthe, dem die Sinne das Heiligste waren, nahm Auge und Ohr als die wackeren Lootsen durch die schroffen Klippen von Wille und Urtheil; Schiller bestimmte den Lauf nach den Forderungen der Vernunft. Göthe ließ die Welt an sich herankommen; Schiller rückte ihr entgegen. Nach seinem egoistischen Lebensprincipe gieng Göthe jeder Widerwärtigkeit aus dem Wege, litt hart bei jeder Unannehmlichkeit, wich jeder Schwierigkeit aus und hielt sich nur im Momente des ungestörten Glücks auf der Höhe seines Strebens und Wirkens; Schiller dagegen läuterte sich gerade unter Noth und Leiden und die Schule des Ungemachs wurde ihm der Aufruf zu der höchsten Erhebung. Göthe schloß sich mit voller Ruhe dem Vergangenen an; Schiller, bestimmend und schaffend, bereitete in unruhiger Geschäftigkeit die Zukunft vor. Die nie ermattende Beschäftigung war Schiller's liebste Begleiterin und um den Ernst, den keine Mühe bleicht, rauschte ihm der Wahrheit tiefversteckter Born; Göthe dagegen liebte die Zögerung. Schiller's rastloses Bestreben war durch große Erfolge gekrönt, aber er machte Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren; weniger sich anschließend an den Naturgang, ringend nach einem hohen selbstgesteckten Ziele, ankämpfend gegen den Druck äußerer Verhältnisse, überbot er seine innere Kraft, eilte zu hastig und angestrengt auf der betretenen Bahn fort und sank als Opfer seines Strebens in zu früher Erschöpfung; mitten im breitesten Ergusse seiner Wirksamkeit raffte ihn das Schicksal hin, während Göthe still und unmerklich den spätesten Ausgang nahm. Göthe war wie ein gedehnter Strom, im Gebirge entsprungen und beim ersten Laufe im raschen Absturz begriffen, dann den ruhigen Fluß im reizenden Thale und zwischen geregelten Ufern bewegend, immer langsamer im flachen Bette der ebenen Gegend, unsichtbar und allmälig

sich verlierend. Schiller war ein kurzer, wilder Uferstrom, in der Mitte seines Laufes in einem breiten See sich stemmend, den Weg bedenkend und abwägend, dann in geregeltem, aber schnell beendetem Lauf mit aller Kraft und in vielarmiger Mündung in's Unendliche sich ergießend. Es war die Idee der Freiheit, die Schiller bewegte, während Göthe auf der Seite der Natur stand, und dies unterschied nicht allein den dichterischen, sondern auch den moralischen, den intellectuellen, überhaupt den menschlichen Charakter; aber gerade weil man die Bildung beider Dichter im großen Ueberschlage wie Natur und Cultur einander zur Seite und gegenüber stellen kann, so war keiner allein für sich vollkommen und normal. Beide theilten sich also dichterisch und menschlich zwischen Cultur und Natur, deren Bund jedoch beide rühmen; Göthe genügte das, was die Natur in ihrer Reinheit Endliches erreichte; Schiller nahm in Aussicht, was die Cultur in ihrer Echtheit Unendliches erstrebte; das große Werk jeder Versöhnung hat die Natur, so lange sie unentzweit und ungestört ist, im Besitze; sie ungetrübt zu erhalten, war daher das Wahlwort Göthe's, der sich in diesem Besitze freute und begnügte; diese Versöhnung durch Cultur herzustellen, war die Losung Schiller's. Schiller betrieb, wie bereits gesagt, Philosophie und Geschichte und benutzte Beides zu seinen Dichtungen; Göthe blieb entschieden nur auf der antiken Kunst hangen; er wandte dem großen Schauspiele der Gegenwart den Rücken, ebenso dem der Vergangenheit und wollte seine zarte Seele nicht von der alten Schwiegermutter Weisheit, wie er selbst sagt, und von der mürrischen Hofmeisterin Wirklichkeit beleidigt sehen. Schiller streute in seine Dramen von der Befreiung Genua's, der Niederlande, der Schweiz, Frankreichs eine Saat, aus der über dem Grabe des Dichters sehr bald die Frucht der Freiheit aufschießen sollte, und er

war deswegen der eigentliche Revolutionsdichter, während Göthe besänftigend dem erschöpften Geschlechte zum Bedürfniß ist. Schiller's Dramen waren von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnten in schweren Zeiten an ernste Pflichten; mit welchen Empfindungen las man z. B. den Wilhelm Tell in jenen Jahren der Zwingherrschaft; wenige Jahre nachher brach der Tyroler Aufstand los und bald ergriff die deutsche Nation die Begeisterung zu ihrem Freiheitskampfe. Mit nationaler Sympathie ergriff Schiller das Volksleben in seinen Tiefen; daher kam es, daß eben in jenen Jahren einer kräftigen Emporraffung die nationale Theilnahme an Schiller hieng und daß die Freiheitsjugend den großen Rivalen verachtete. So wird es immer bleiben, daß Schiller in Epochen der Aufregung und Spannung in der Achtung vor Göthe vorauстreten, daß man, je nach der activen oder passiven Natur der Zeiten, den „männlich-erzeugenden oder den mehr weiblich-empfänglichen“ — den innerlichern oder den äußerlichern mehr hervorziehen wird. Wenn Göthe fern von dem Schauplatze des Weltwirkens und ohne allen Sinn für das handelnde Leben den Menschen mit seiner Dichtkunst umfaßte und die Herstellung reiner Menschlichkeit und die naturgemäße Entwickelung in Anspruch nahm, so gab sich Schiller der Menschheit hin und focht für die Ausbreitung dessen, was als naturgemäß im Staat und Volke erkannt war. Schiller trat in den Kampf mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und rang mit Kraft und mit der Energie des kampfsmuthigen Engels, um zu erschüttern, zu erheben; Göthe malte die Schönheit für ein glückliches Geschlecht. Nach Schiller'scher Ansicht in seinen Briefen über ästhetische Erziehung war Göthe ein naiver Dichter, war Epiker und Naturdichter; Schiller dagegen war sentimentaler Dichter, Tragiker und Kunstdichter. In beiden Dichtungs-

arten, in der naiven und sentimentalen, ist aber auch die ganze Poesie umfaßt. Das Epos will durch den stillen Sinn des Ohres empfangen sein; die einfache Erzählung wird seine Gestalt, die jenseits aller der kleinen, subjectiven, lyrischen und didaktischen Formen liegt und daher der einfachsten Bildung nicht zu hoch, populär und für Jeden zugänglich ist; das Epos ist daher die repräsentative Form aller naiven oder aller Volks- und Naturdichtung. Die Tragödie dagegen ist die vertretende Form aller sentimentalen oder aller Kunstdichtung; sie liegt diesseits jener mittleren Gattungen der Lyrik und Didaktik, die sich zwischen Epos und Drama bewegen, und sie nimmt daher diese vier Hauptgattungen in sich auf; sie ist die eigentliche Culturpoesie und ist eine heroische fürstliche genannt worden. Beide, die Tragödie und das Epos, liegen sich einander gegenüber, wie das Alter der Jugend, das große Streben und Ringen nach leitenden Vernunftideen dem schönen Leben und Dasein in der Blüthe der Phantasie. Zwischen diesen beiden Dichtungsarten theilten sich gleichsam unsere beiden Dichter, wie sie auch in den Unterarten, im Lyrischen und Didaktischen, gewissermaßen unter sich ein Abkommen trafen, so daß sich also in ihnen der Kreis aller Dichtung umschrieb. Beide dichteten zwar Epen und Tragödien; aber während Göthe alle die verschiedenen Empfindungen und Leidenschaften des natürlichen Menschen, alle Wonne und alle Pein eines unbefangenen, der Forderung des lebendig schlagenden Herzens folgenden Sterblichen so treu und wahr, so vollendet zu verkörpern und musterhafte Lösungen eines psychologischen Räthsels zu entwickeln wußte; — so schrieb Schiller seine Dichtungen mit dem Griffel eines Dichters nieder, der in der eignen schwellenden Brust es nachfühlte, wie der willendurchglühte, kräftighandelnde Mann muthig seinen Gang wagt selbst mit dem unbezwinglichen Schick-

sale, und der uns in das lärmende Gedränge der Schlacht, auf den eigentlichen dramatischen Grund und Boden führt, wo trotzige Fürsten, beherzte Bürger um ihre Freiheit kämpfen. — Diesen allgemeinen geistigen Verhältnissen war es daher auch ganz entsprechend, daß Schiller Romanzen, Göthe Balladen dichtete; indem Göthe von einem Gegebenen, Unmittelbaren, von außen an ihn Heranbringenden angeregt wurde, pflegte Schiller von seinem Innern, von einer durch den Gedanken vermittelten Idee den Ausgang zu nehmen, in welchem Sinne man auch Göthe als den realen und objectiven, Schiller dagegen als den idealen und subjectiven Dichter bezeichnete. In dem Epigramme: „die Uebereinstimmung" gab Schiller selbst seine Stellung zu Göthe an:

Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen und so findet sie Jeder gewiß:
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt. —

In der Zeit ihres Zusammenwirkens tauschten beide, wie Gervinus bemerkt, ihre Rollen und fanden da gerade den ungetheilten Beifall, wo Schiller dem realistischen, Göthe dem idealistischen Principe huldigte. „Der große Kampf von Realem und Idealem," fährt er fort, „von Sinn und Geist, auf den uns die Betrachtung Beider immer wieder zurückführen wird, geht durch alle Welt und richtet Spaltungen an, die in dem Wesen des Menschen unvermeidlich gegründet liegen; jede Literatur hat ein solches Paar aufzuweisen, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen zertheilen: zwischen Plato und Aristoteles, Zeno und Epikur, Rousseau und Voltaire rc. hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nicht schlichten, noch zwischen Lessing und Herder, Klopstock und Wieland u. s. w. Da liegt diese

Kluft, über welche diese Männer selbst nicht hinweg konnten. Daß aber Göthe und Schiller diesen Abschluß überwanden, daß sie in der Anschauung, in dem Austausche ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß, ein Bedürfniß fanden, das war das Erfreuliche, und es war das erste und bis dahin einzige Zeichen, daß jene echte Cultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist unter uns möglich geworden ist. Sie selbst wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen, und uns Deutschen muß dies ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen und die um so lauter für die Echtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können; je aufrichtiger wir uns der gegenseitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge es uns, einen solchen Standpunkt unserer Bildung festzuhalten, dann dürften wir, wie es Göthe von sich selbst aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter beiden eine neue Epoche rechnen." —

So waren sie und so schufen sie Großes und Unvergängliches und übten auf Mit- und Nachwelt einen unberechenbaren Einfluß aus. Daß Göthe's westöstlicher Divan die orientalische Dichtung eines Rückert, Platen, Schefer u. A. hervorrief, habe ich bereits erwähnt; an seinen Faust lehnen sich Baggesen, Grabbe und Lenau an; auf Schiller's Schultern ruhen die nachfolgenden Schicksalstragödien und das historische Drama; an beide lehnt sich die romantische Schule an, die an Hermann Hettner einen geistvollen Darsteller gefunden; die neuere Lyrik bewegt sich bald auf Schiller'schem, bald auf Göthe'schem Grund und Boden.

So wären wir denn am Schluß unserer Betrachtung von Schiller's Leben und Wirken angelangt. Wir können nichts Besseres thun, als einstimmen in Göthe's Nachruf und mit ihm singen:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.“ —

# Elfte Vorlesung.

## Jean Paul Friedrich Richter.

**Seine Stellung in der Literatur. — Der Humor. — Sein Leben und seine Schriften.**

Mit Schiller und Göthe haben wir den Höhepunkt unserer literarischen Entwickelung erstiegen. Wollten wir nun diejenigen allein als Classiker gelten lassen, welche einen schönen Inhalt mit entsprechender und vollendeter Form zu umkleiden vermögen, so dürften wir diese Betrachtungen jetzt schließen. Aber wir thun dies nicht; wir wollen nun auch den Abend genießen, nachdem wir der Sonne vom Aufgang bis zum Hochmittage gefolgt sind. Wir freuen uns, jetzt einer literarischen Persönlichkeit zu nahen, welche uns, die wir soeben Schiller's ernstes Antlitz mit Erbauung betrachtet, anlächelt mit der heitern Miene des Humoristen.

Den ersten Elementen des Humors sind wir schon in Hamann's seltsamer, das Entlegenste verbindender Schreibart begegnet; ihm folgte dann Hippel, der Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie", und endlich kam Jean Paul, Deutschlands größter Humorist. Man wird nun zunächst fragen, was denn eigentlich Humor sei. Dies läßt sich sehr schwer sagen; jedenfalls ist er weder allein komisch, noch allein tragisch, sondern beides zugleich, eine eigenthümliche Mischung von Wehmuth und Muthwillen, von Gefühl und Laune, von Wahrheit und Einbildung. Jean Paul's Humor vollends läßt sich ungemein schwer beschreiben; er ist unermeßlich, schroff und unregelmäßig, manchmal

etwas überladen und ausschweifend und dabei zart und tief; nur das läßt sich von ihm mit Bestimmtheit sagen, daß es echter Humor ist, der Humor eines Cervantes und Sterne, ein Humor, der seinen Urquell nicht im Hohn, sondern in der Liebe hat.

Das Morgenroth dieses Dichters — (denn ein Dichter ist Jean Paul, obwohl er nie in Versen schrieb) — fiel in das Abendroth der Sturm- und Drangperiode und seine volle Blüthe begann sich erst am Ende des Jahrhunderts zu entfalten; er war der letzte kräftige Sproß der genialen Aufregung, der darum auch die meisten Elemente jener Zeit in sich vereinigte. Er war vor Allem ein Genie, wie man es damals forderte, und dazu ein Genie der gewaltigsten und seltensten Art; er war ferner ein Muster von Originalität und endlich ein Naturkind, das nur seiner muthwilligen Laune und den Eingebungen seines Innern, nie äußerem Regelzwang folgen mochte.

Die Eigenthümlichkeit seines Geistes hat er allen seinen Werken aufgeprägt. Einst übermäßig bewundert, sind sie heutzutage mehr als recht ist in Vergessenheit gerathen; denn die Unerquicklichkeit und Dunkelheit, die man an ihnen tadelt, schwinden, je mehr man in sie eindringt. So verlangen sie wohl allerdings mehr Studium, als die meisten Leser ihnen widmen mögen, aber wer es dennoch daran setzt, wird reichlich dafür entschädigt. Seine Schriften sind, wie ein englischer Kritiker sagt, „eine tropische Wildniß voll endloser Krümmungen, aber mit den schönsten Blumen und den kühlsten Quellen, uns bald mit hohem schattigen Dunkel überwölbend, bald sich zu langen prächtigen Fernsichten öffnend. Wir wandeln in ihnen und freuen uns ihrer wildromantischen Schönheit und allmälig geht unsere halbverächtliche Verwunderung über den Autor in Ehrerbietung und Liebe über. Sein Antlitz war uns lange verhüllt,

aber wir sehen ihn endlich in der festen Gestalt geistiger Mannheit — eine unermeßliche eigenthümliche Natur, deren Eigenthümlichkeit aber durch die Kraft, Schönheit und Milde, von welchen sie durchdrungen ist, gerechtfertigt wird. Wir nehmen ihn mit einem Worte freudig für das an, was er ist und was er sein will. Die Anmuth, die Politur, die muntere Eleganz, welche Schriftstellern von leichterer Gattung eigen sind, können wir bei ihm nicht suchen und nicht von ihm verlangen. Seine Bewegung ist in ihrem Wesen langsam und schwerfällig; denn er rückt nicht mit einer Fähigkeit, sondern mit ganzem Geiste vorwärts, mit Intelligenz, Pathos, Witz, Humor und Phantasie bewegt er sich weiter wie eine gewaltige, buntgemischte, schwerfällige, unregelmäßige, unwiderstehliche Schaar. Er ist nicht luftig, brillant und präcis, sondern tief, stürmisch und unermeßlich. Die Melodie seiner Natur ist nicht in gewöhnlichen Noten ausgedrückt und auch nicht nach der kritischen Scala niedergeschrieben; denn sie ist wild und mannigfach; ihre Stimme ist gleich der Stimme von Wasserfällen und dem Brausen der Urwälder. Für schwache Ohren ist sie Mißklang; aber für Ohren, die sie verstehen, eine gewaltige majestätische Musik."

Der echte Humor entspringt nicht blos aus dem Verstande, sondern auch aus dem Herzen; denn sein Wesen ist Liebe und Weltschmerz, aber ein Schmerz, der durch Thränen lächelt. Der Humor ist eine Art umgekehrter Erhabenheit, welche gleichsam in unsere Neigungen heraufhebt, was unter uns ist; er ist der Ausfluß einer mit sich selbst, wie mit der Welt und ihren Widersprüchen ausgesöhnten Natur. Von den Schriftstellern, die wir bis jetzt betrachtet haben, floß vorzüglich in Göthe eine reiche volle Ader echten Humors, aber ebenso in Lessing, nur war es bei ihm ein schroffer und kerniger; und in Wieland, wenn auch ein

durch die Geschwätzigkeit seines Wesens verdünnter und durch den Einfluß eines kalten, französischen Skepticismus beschränkter. Aber weder einer der Genannten, noch sonst ein deutscher Schriftsteller erreicht Jean Paul an Tiefe, Vielseitigkeit und Stärke des Humors. In ihm lebte und webte er; er entsprang aus seiner stillen Sehnsucht nach der Jugend und ihren süßen, unschuldigen Freuden und er offenbart das stete Wogen seiner Seele, die ihre Heimath oben sucht und die, weil sie sie nicht erlangen kann, die Erde mit allem Reize des Traulich-Heimischen umkleidet, was er selbst andeutet, wenn er in seinem „Quintus Fixlein" sagt: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölbe des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so einzunisten in eine Furche, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und wie ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden anderen zu wechseln." Und auf diesem Wege werden wir ihn wandeln sehen.

**Jean Paul Friedrich Richter** ward am 21. März 1763, also zugleich mit dem Frühling, zu Wunsiedel geboren, wo sein Vater damals Rector war. Später ward dieser zum Prediger in dem Dorfe Joditz befördert und von da nach Schwarzenbach an der Saale versetzt. An beiden

Orten erhielt Jean Paul seinen ersten Unterricht, der freilich leider von der dürftigsten Art war und nicht immer nach der besten Methode. Der Vater sperrte ihn z. B. den Winter über den ganzen Vormittag in der Wohnstube ein zum Auswendiglernen. Aber alle äußeren Mängel wurden ersetzt und ausgeglichen durch sein Talent und seinen unermüdlichen Fleiß. Alle Bücher und selbst Zeitungen, deren er habhaft werden konnte, las er mit wahrem Heißhunger durch; in Schwarzenbach fieng er auch an, lateinisch und griechisch, ja sogar hebräisch zu lernen, und unter der Anleitung einiger Geistlichen sich in schriftlichen Ausarbeitungen zu üben und theologische Studien zu betreiben. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß er schon damals an den bis dahin so heilig gehaltenen Geheimnissen der Religion zu zweifeln begann und sich stark auf die Seite der Heterodoxie neigte. Um Ostern des Jahres 1779 wurde er von seinem Vater auf das Gymnasium in Hof gebracht, wo er endlich eine bessere Vorbildung erhielt, als zu Hause; jedoch scheint sie weder gründlich, noch recht zusammenhängend gewesen zu sein, da er nach eignem Geständnisse später Vieles „brockenweise“ selbst suchen mußte. In der Geographie und Geschichte wenigstens machte er gar keine Fortschritte und dies kam nicht etwa blos daher, daß der Lehrer etwas langweilig war, sondern vielmehr daher, daß der Schüler selbst keine Lust dazu hatte. So war es natürlich, daß er mit dem historisch-geographischen Herrn Conrector nicht gerade im besten Einvernehmen stand. Bei einer andern Gelegenheit erweiterte sich die schon bestehende Kluft noch mehr. Der brave Conrector nämlich war, wie uns Otto erzählt, auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm natürlich die Oberstelle eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb, die Rollen der Respondenten und

Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden. Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputation eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß der ganze Act nicht blos zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogmas gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte. Jean-Paul war bei dieser hochwichtigen Schulstaatsaction Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unparteiisch eines, welches es auch sei, herausfinden müsse, und daher so lange fortopponiren dürfe, als man Gründe dazu aufbringen könne. Bei dieser Disputation konnte er zumal die Schätze seines heterodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Bibliothek des Pastors Vogel entnommen hatte, zur Schau stellen, was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wohl nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letztern geschehen, sondern blos deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger, als auf so großen Widerspruch gefaßt und mit dem Waffenvorrathe der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so bekannt waren, als der Opponent. Nachdem nun von diesen der Respondent lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung völlig verlassen hatte — dem Verstummen nahe war, so blieb ihm nichts übrig, als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputation nöthigen und üblichen Lobpreisungen seiner und des Respon-

denten siegreichen Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Katheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen.

Schon im siebzehnten Jahre (1780) bezog er die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. Er wählte gerade diese Universität, weil man ihm sagte, er brauche da gar keine Unterstützung von seinen Eltern, was er um so mehr wünschen mußte, als eben sein Vater gestorben war und seine finanziellen Angelegenheiten in traurig zerrüttetem Zustande zurückgelassen hatte. Von dieser Zeit an begann sein Kampf mit der Armuth, der Mutter seines Ruhmes. Die Noth nämlich war es, die ihn nicht nur der Theologie, sondern überhaupt jeder Fachwissenschaft untreu und zum Schriftsteller machte. Bald machte er sich wenig aus den Vorlesungen der Professoren und gieng darauf aus, seinen Geist auf eigne Art zu bilden; er las Massen von Büchern und schrieb ganz dicke Hefte voll Excerpte und Notizen; alle Wissenschaften trieb er nur, insofern sie ihn anzogen oder in seine Schriftstellerei einschlugen.

Von den Hoffnungen, die er mit nach Leipzig genommen hatte, war keine in Erfüllung gegangen; die Freitische und Stipendien ließen trotz aller Empfehlung auf sich warten und er machte jetzt die unangenehme Erfahrung, daß selbst sein mageres Frühstück von Milch und Brot nicht umsonst zu haben war und daß der Schuhmacher, der seine Stiefel besohlen sollte, keinen Credit gab, und von seiner Mutter war keine Hülfe zu erwarten. Im Gegentheil, sie erwartete fast, daß er ihr und seinen Brüdern unter die Arme greife, daß er die Stütze der Familie werde. Ja, auch er selbst sah bald ein, daß es außer ihm schlechthin keine Hülfe und keinen Rath gab, und so begann er denn sofort den Kampf mit seinem Schicksal, fest entschlossen, zu helfen, wie er könne. Die Frucht dieses Entschlusses waren

„die Grönländischen Processe“ (1783), eine Sammlung satirischer, ungemein witziger und scharfsinniger Skizzen. Das Buch war nun wohl fertig, allein es fehlte noch der Verleger. Der 19jährige Verfasser schickte sein Manuscript bei sämmtlichen Buchhändlern in Leipzig umher, aber er mußte, wie sich Carlyle ausdrückt, zusehen, wie man seine Sonnenstrahlen auf einer Heuwage wog und wie die Heuwage sich nicht rührte, — Keiner wollte es verlegen. Endlich wandte er sich an Voß in Berlin, den Verleger Hippel's; aber „während dessen (sagt Jean Paul) nahm der Winter mit seiner und meiner Armuth zu, und während der Reise des jungen Büchelchens stand der Vater desselben viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Magen nennt.“ Voß nahm indessen diese seine geistige Erstgeburt an und zahlte ihm dafür sechzehn Louisd'or, ja er erbot sich sogar, auch eine Fortsetzung der Grönländischen Processe in Verlag zu nehmen.

Damit war nun sein Schicksal entschieden; er wollte von jetzt ab nichts mehr sein und werden, als Autor. So machte er sich denn getrost an den zweiten Theil seines Werkes, der aber in der Folge noch weniger Anklang beim Publicum und Absatz fand, als der erste. Mittlerweile war seine Mutter in die drückendste Lage gerathen und von seinen Brüdern wurde der eine Soldat, während der andere den Tod in den Fluthen der Saale suchte. Auch er selbst hatte manche Mißhelligkeiten zu überstehen, größtentheils durch seine cynische, auffallende Tracht veranlaßt.

Noth und Schulden hatten ihn von Leipzig fortgetrieben; er gieng nun nach Hof zu seiner Mutter und später als Hauslehrer nach Töpen. Diese Stelle drückte ihn jedoch so, daß er sie alsbald wieder aufgab und sich vornahm, hinfort keine Kinder weiter zu erziehen, als seine eignen — seine Bücher, möge der Hunger dazu sagen, was er wolle.

So kehrte er wieder nach Hof zurück. „Mit seiner Mutter," sagt sein Biograph Otto, „und zuweilen zugleich mit mehreren Brüdern, immer aber mit einem, lebte er in einer ärmlichen Wohnung, d. i. in einer einzigen Stube zusammen, und dies fand sogar noch statt, als nach dem Erscheinen der „Mumien" sein Glücksstern aufzugehen anfieng, um immer höher zu steigen und nie wieder unterzugehen."

Heiter, sanft und fröhlich wie ein Lamm und doch stark und muthig wie ein Löwe arbeitete Jean Paul beim Scheuern der Kessel, beim Zischen und Sprudeln der Kochtöpfe, beim summenden Spinnrade der Mutter an der „Auswahl aus des Teufels Papieren" (1788), an der „Unsichtbaren Loge" (1793) und am „Hesperus" (1795).

Nachdem er, wie er selbst sagte, neun Jahre lang in der Essigfabrik der Satire gearbeitet, wollte er eine neue Richtung einschlagen; er wollte nicht mehr durch die Satire verwunden, sondern durch die Heiterkeit des Scherzes beglücken. Er schrieb die „Unsichtbare Loge", durch die er sich endlich nicht nur eine heitere Weltansicht erschloß, sondern auch die entschiedene Gunst des Publicums erwarb. Das Alpdrücken der Armuth ließ von jetzt an nach; mit dem Honorare (von 100 Ducaten), das er für dieses Werk erhielt, eilte er zu der bekümmerten Mutter, um ihr damit die erste Freude zu machen.

Von nun an stieg sein Ruhm mit jedem neuen Werke und mit ihm sein Selbstvertrauen und sein Glück. Leider konnte es seine Mutter nicht lange mehr mit genießen, da sie im Jahre 1797 starb. In demselben Jahre gieng Jean Paul wieder nach Leipzig und von da später nach Weimar, wo er überall, namentlich von den sentimentalen Frauen, mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Vorher schon hatte sich ihm bei einem Besuche in Weimar Frau von Kalb genähert, die er dann in seinem „Titan" zeichnete, und in

Leipzig schloß sich ihm eine junge, schöne und geistreiche Wittwe aus der Schweiz, Emilie von Berlepsch, an, „deren Seele," wie er selbst sagt, „die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche ist," die er je kannte, „die aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe hat und nichts fordert und liebt, als — Vollendung." Er war nahe daran, sie zu heirathen, merkte aber doch, daß sie nicht für einander paßten, und gestand ihr aufrichtig, daß er keine Leidenschaft für sie habe.

In Weimar trat Jean Paul nur zu Herder und Wieland in ein engeres Verhältniß; mit Schiller und Göthe vermochte er sich nicht zu befreunden. Schiller schrieb nach der ersten Zusammenkunft mit ihm an Göthe, er habe ihn ziemlich gefunden, wie er ihn erwartet; „fremd, wie einen, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." Und auch Göthe meint: „Wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint." Der Aufenthalt in Weimar gehört unbedingt mit zu der lehrreichsten Zeit seines Lebens, nicht blos wegen des vertrauten Umgangs mit Herder und anderen ausgezeichneten Persönlichkeiten, sondern auch wegen der Erfahrungen, die er in anderer Beziehung noch machte. Daß sich das alte Verhältniß zu seiner Freundin und Verehrerin, Frau von Kalb, wieder herstellte, war vorauszusehen. Wie es sich aber weiter gestaltete, erfahren wir aus einem seiner Briefe an Otto. Er schreibt (am 28. December 1798): „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften! Jene Frau — künftig heiße sie Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue —, die von Weimar nach Hof zuerst an mich schrieb, die ich Dir bei meinem ersten Hier-

sein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich wie in Leipzig im Pulvermagazin Taback rauchte, diese ist seit einigen Tagen vom Lande zurück und will mich heirathen. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war, er achtet sie tief und höher als die Berlepsch und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau; und als der Widerschein dieser Alltagsflamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. Im Lenz! Im Lenz! Mit drei Worten — o ich sagte der hohen weisen Seele einige Tage darauf: Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtsamkeit hörte, wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident und ihre Verwandte würden Alles thun. Ach, im März wäre Alles vorbei, nämlich die Hochzeit! Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe, geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es passet nicht zu meinen Träumen!" So löste sich denn auch diese zweite Episode in ein rein freundschaftliches Verhältniß auf.

Von Weimar gieng Richter nach Berlin, wo er eine eben so enthusiastische Aufnahme, wie in Weimar, fand, ja noch mehr, nämlich ein gutes Weib. Während seines dortigen Aufenthalts lernte er die zweite Tochter des preußischen Tribunalraths Meyer, Caroline, kennen und ward durch ihre seltene Bildung, ihre Reinheit der Gesinnung, ihre hohe Liebe zu Eltern und Geschwistern, ihren Sinn für alles Schöne und ihre bescheidenen Ansprüche an's äußere Leben so gefesselt, daß er sich um ihre Hand bewarb, die er denn auch erhielt.

Zunächst reiste er nach Weimar, wo Herder das neuvermählte Paar mit Entzücken empfieng, und dann ließ er

sich eine Zeit lang als hildburghausener Legationsrath in Meiningen nieder, wo er im Genuß eines glücklichen Familienlebens seinen „Titan“ vollendete. Vor ihm waren bereits mehrere andere Romane, das „Leben des Quintus Firlein,“ die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“, das „Campanerthal“ u. s. w. erschienen.

Nach einem einjährigen Aufenthalte in Coburg siedelte er für immer nach Bayreuth über, wo er — zufrieden mit einfachen Menschen und einfachen Freuden, innig geliebt von seiner Familie und allgemein geachtet — sorgenfrei lebte und unermüdlich weiter schrieb. Von dem Fürsten Primas von Dalberg erhielt er einen Jahrgehalt von tausend Gulden, den hernach der König von Bayern übernahm.

Ein harter Schlag traf ihn im Jahre 1821, als ihm der Tod seinen einzigen Sohn raubte. Dieses traurige Ereigniß griff ihn so an, daß er bald zu kränkeln begann. Später versagte ihm auch das Augenlicht. Mit den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke und mit seinem Lieblingsthema, der Unsterblichkeit der Seele, beschäftigt, starb er am 14. November 1825. Die Begräbnißfeier, welche ihm die Stadt Bayreuth veranstaltete, stand derjenigen nicht nach, welche 22 Jahre vorher Klopstock zu Theil geworden war. Die „Levana“ und die „Vorschule der Aesthetik“ wurden von den Gymnasiasten auf Kissen getragen, die „Mumien“ und das Manuscript der „Selina“ auf seinen Sarg gelegt und statt einer Leichenrede seine schöne Stelle über Christus in dem Aufsatz über den Gott in der Geschichte aus den „Dämmerungen“ von dem Geistlichen vorgelesen. Sämmtliche Behörden folgten dem Leichenzuge. —

Eine innere Entwickelungsgeschichte, wie sie das Leben Schiller's und Göthe's aufweist, hat Jean Paul nicht. Er

war ein frühreifes Ingenium und blieb vom ersten Anfang seiner Schriftstellerthätigkeit an der bis dahin gewonnenen Gefühlsweise, Lebensansicht und Ausbildung wesentlich treu. So kam es, daß Manche seine Jugendwerke über die nachfolgenden stellten und Andere bald den „Hesperus", bald den „Titan" als sein Meisterwerk erklärten. Der Dichter selbst hat sich für letztern entschieden. Alles, was Jean Paul geschrieben, einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, würde uns viel zu weit führen; es genügt, wenn wir nur das Beste an uns vorüberziehen lassen.

In der unvollendeten „Unsichtbaren Loge" hat der Dichter die ihm eigenthümliche Poesie des Kleinlebens begonnen, die er sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Vorliebe gepflegt hat. Daß er durch diesen Roman, der freilich unter der schaffenden Hand etwas ganz Anderes wurde, als worauf er ursprünglich angelegt war, sein Herz von den Fesseln der Satire erlöste, wurde bereits erwähnt. Was den Stoff betrifft, so hat er, wie Schiller in seinem Geisterseher, den damals herrschenden Hang zu geheimen Gesellschaften zu benützen, zugleich aber auch die Verhältnisse der dem Erlöschen nahen markgräflichen Familie (Bayreuth-Ansbach) in's Bereich seiner Darstellung zu ziehen gesucht. Ebenso hat er sich bezüglich seiner Charaktere und der geschilderten Oertlichkeiten unmittelbar an die Wirklichkeit angelehnt; denn es ist bekannt, daß er in dem sterbenden Amandus seinen Freund Adam von Oerthel, in Doctor Fenk seinen Freund Herrmann gezeichnet und daß das stille Land Ottomar's die Fantaisie bei Bayreuth, Neuscheerau Bayreuth selbst, Altscheerau Hof ist. Es ist nur Schade, daß ihm die inneren Mittel und Menschenkenntniß gebrachen, so daß er das nicht leisten konnte, was er selbst sich vorgesetzt und was man sonst hätte erwarten dürfen. Einen bedeutenden Fortschritt machte er in seinem „Hesperus

oder 45 Hundsposttage" (1795), der nach seiner eignen Bemerkung ausführen sollte, was in der „Unsichtbaren Loge" nur angedeutet war. Hier wie dort wollte er eine poetische Erziehungslehre geben und gleich Rousseau einen deutschen Emile schreiben, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Held (Victor) ein jugendlicher Humorist, das vollkommene Abbild des Dichters selbst, ist. Was in seinem Gemüthe Sentimentales und Kindliches lebte, was er an Wehmuth, Sehnsucht und Himmelsheimweh fühlte, das hat er in der Clotilde ausgesprochen und besonders in Emanuel, der keineswegs als Ideal, sondern vielmehr als warnendes Beispiel aufgefaßt werden muß. Der Hesperus stellt wie Göthe's Werther eine weitverbreitete Krankheit dar, an der Jean Paul selbst litt, und es ist das unbestreitbare Verdienst des Romans, daß er dahin wirkt, alle weichliche Gefühlsschwärmerei, allen Mysticismus und die in Sehnsucht nach einer andern Welt sich verzehrende Träumerei zu vernichten. Selbsterlebtes und Selbstempfundenes liegt auch hier wieder zu Grunde und dies, sowie die intellectuelle Energie, die hier entfaltet ist, noch mehr der Adel der Gesinnung, die Sympathie mit der Natur, die warmen und ungestümen, aber doch reinen und erhabenen Schilderungen der Freundschaft und Liebe und selbst der darin herrschende wilde Humor — alle diese Eigenschaften haben dem Dichter nicht blos Bewunderer, sondern allenthalben auch persönliche Gönner erworben.

Eine eigenthümliche Art, vielleicht eine Unart Jean Paul's, ist es, daß er den Lauf der Erzählung bald da bald dort durch allerlei sonderbare Einschiebsel unterbricht. So sind z. B. auch im „Hesperus" so viele „Extrablätter" enthalten, daß man aus ihnen allein schon ein ziemlich umfangreiches Buch zusammenstellen könnte. Dennoch aber möchte ich keinem Leser rathen, dieselben zu überschlagen.

Daß sie mitunter zu dem Besten gehören, was er überhaupt geschrieben, beweist z. B. nachfolgendes

## Extrablatt über töchtervolle Häuser.

Das Haus des Ministers war ein offner Buchladen, dessen Werke (die Töchter) man da lesen, aber nicht mit nach Hause nehmen konnte. Obgleich die fünf anderen Töchter in fünf Privatbibliotheken als Weiber standen, und eine in der Erde zu Maienthal die Kindereien des Lebens verschlief, so waren doch in diesem Töchter-Handelshaus noch drei Freiexemplare für gute Freunde feil. Der Minister gab bei den Ziehungen aus der Aemter-Lotterie gern seine Töchter zu Prämien für große Gewinnste und Treffer her. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er, wenn nicht Verstand, doch eine Frau. In einem tochterreichen Hause müssen, wie in der Peterskirche, Beichtstühle für alle Nationen, für alle Charaktere, für alle Fehler stehen, damit die Töchter als Beichtmütter darin sitzen und von Allem absolviren, blos die Ehelosigkeit ausgenommen. Ich habe oft als Naturforscher die weisen Anstalten der Natur zur Verbreitung der Töchter und Kräuter bewundert; ist's nicht eine weise Einrichtung, sagt' ich zum naturhistorischen Göze, daß die Natur gerade den Mädchen, die zu ihrem Leben einen reichen mineralischen Boden brauchen, etwas Anhäkelndes gibt, womit sie sich an elende Ehe-Finken setzen, die sie an fette Oerter tragen? So bemerkt Linné, wie Sie wissen, daß Samenarten, die nur in fetter Erde fortkommen, Häkchen anhaben, um sich leichter an's Vieh zu hängen, das sie in den Stall und Dünger trägt. Wunderbar streuet die Natur durch den Wind — Vater und Mutter müssen ihn machen — Töchter und Fichtensamen in die urbaren Forstplätze hin. Wer bemerkt nicht die Endabsicht, daß manche Tochter darum von der Natur gewisse Reize in be nannten Zahlen hat, damit irgend ein Landsasse, ein infulirter Abt, ein Cardinaldiaconus, ein apanagirter Prinz oder ein bloßer Land-Edelmann herkomme und besagte Reizende nehme und als Brautführer oder englischer Brautvater sie schon ganz fertig irgend einem sonstigen Tropfen übergebe, als eine auf den Kauf gemachte Frau? Und finden wir bei den Heidelbeeren eine geringere Vorsorge der Natur? Merket nicht derselbe Linné in derselben Abhandlung an, daß sie in einen nährenden Saft gehüllt sind, damit sie den Fuchs anreizen, sie zu fressen, worauf der Schelm — verdauen kann er sie nicht — so gut er weiß, ihr Sämann wird? —

O mein Innerstes ist ernsthafter, als ihr meint, die Eltern ärgern mich, die Seelenverkäufer sind; die Töchter dauern mich, die Negersklavinnen werden — ach, ist's denn ein Wunder, wenn die Töchter, die auf dem westindischen Markte tanzen, lachen, reden, singen mußten, um vom Herrn einer Plantage heimgeführt zu werden, wenn diese, sag' ich, ebenso sklavisch behandelt werden, als sie verkauft und eingekauft wurden? Ihr armen Lämmer. — Und doch, ihr seid eben so arg wie eure Schaf-Mütter und Väter — was soll man mit seinem Enthusiasmus für euer Geschlecht machen, wenn man durch deutsche Städte reiset und wo jeder Reichste oder Vornehmste, und wenn er ein weitläufiger Anverwandter vom Teufel selbst wäre, auf dreißig Häuser mit dem Finger zeigen und sagen kann: „Ich weiß nicht, soll ich aus dem perlfarbenen oder nußfarbenen oder stahlgrünen Hause eine heirathen: offen sind die Kaufläden alle!" — Wie, ihr Mädchen, ist denn euer Herz so wenig werth, daß ihr's wie alte Kleider, nach jeder Mode, nach jeder Brust zuschneidet, und wird's denn wie eine sinesische Kugel bald groß bald winzig, um in eines männlichen Herzens Kugelform und Ehering-Futteral einzupassen? — „Es muß wohl, wenn man nicht sitzen bleiben will, wie die heilige N. N.," antworten mir die, denen ich nicht antworte, weil ich mich mit Verachtung wegwende von ihnen, um der sogenannten heiligen N. N. zu sagen: „Verlassene, aber Geduldige! Verkannte und Verblühte! Erinnere dich der Zeiten nicht, wo du noch auf bessere hofftest, als die jetzigen, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht, zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden. Unbewunderte, einsame Heldin! in deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Güter und Gerüste des Lebens in Trümmer zerschlagen voraus hinunterfallen, in jener Stunde wirst du über dein ausgeleertes Leben hinschauen, es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der leeren Dämmerung wird einsam eine große holde, englisch-lächelnde, strahlende, göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt schweben und dir winken, mit ihr aufzusteigen — o steige mit ihr auf, die Gestalt ist deine Tugend." —

Nachdem nun Jean Paul im „Hesperus" seine Kraft an einem größern Vorwurfe erprobt, kehrte er im „Leben

des Quintus Fixlein" (1795) wieder zurück zur Idylle, zur launig-gemüthvollen Verklärung der dürftigen Verhältnisse, die seine Kindheit und Jugend umgaben. Eigne Erfahrungen hatten ihn die gedrückte Lage des Lehrstandes kennen gelehrt; er wußte, daß der Mißmuth und die Täuschung der gehofften Erwartungen vom Leben nirgends größer ist, als bei ihnen, und so wählte er denn ein Schulmeisterlein zum Helden seines Romans. Daß er sich im Fixlein wieder selbst gezeichnet, ist unverkennbar; ebenso erinnern die Localitäten sehr lebhaft an Hof, Schwarzenbach und Jodiz.

In der Zeit, wo der Dichter den festen Entschluß gefaßt hatte, sich aus dem bisherigen Höfer Leben um jeden Preis zu retten und sich weiter in der Welt umzusehen, um für den Titan eine schönere Wiege zu suchen, in dieser Zeit arbeitete er an dem Romane „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs" (1796). Die Seele des Ganzen ist Leibgeber (sein Freund Hermann), der Träger der humoristischen Seite Jean Paul's. Er gleicht in Gestalt und Gesichtszügen durchaus dem Siebenkäs (Jean Paul selbst), hält diesen aber aufrecht, indem er ihn zu zerstreuen sucht und endlich in ein thätiges Leben bringt.

Indem ich hier eine Probe aus dem Siebenkäs mittheile, brauche ich kaum darauf aufmerksam zu machen, daß in der Hausfrau Lenette, die hier mit dem Schriftsteller in Conflict kömmt, Niemand anders gezeichnet ist, als Jean Paul's eigne Mutter.

„O ich will schon Rath schaffen," sagte Siebenkäs ganz fröhlich und setzte sich heute ämsiger an sein Schreibepult, um sich durch seine Auswahl aus den Papieren des Teufels je eher je besser einen beträchtlichen Ehrensold in's Haus zu leiten. Aber nun wird ein ganz anderes Fegefeuer immer höher um ihn angeschürt und aufgeblasen,

von welchem ich bisher noch gar nichts sagen wollen, und worin er schon seit vorgestern sitzt und brät. Lenette ist der Bratenkoch, und sein Schreibtisch ist der Lerchenrost. Er hatte sich nämlich unter dem stummen Keifen der vorigen Tage an ein besonderes Aufhorchen auf Lenetten gewöhnt, wenn er dort saß und an der Auswahl aus den Teufels-Papieren schrieb: dies machte ihn völlig irre im Denken. Der kleinste Tritt, jede leise Erschütterung griff ihn, wie einen Wasserscheuen oder Chiragristen an und brachte immer ein oder zwei gute Gedanken, wie ein größeres Geräusch Kanarienbrut und Seidenraupen, um's Leben.

Anfangs bezwang er sich recht gut; er gab sich zu bedenken, die Frau müsse sich doch wenigstens regen und könne, so lange sie keinen verklärten Leib und keine verklärten Möbeln handhabe, unmöglich so leise in der Stube auftreten, wie ein Sonnenstrahl oder wie ihre unsichtbaren guten und bösen Engel hinter ihr. Aber indem er bei sich diesen guten cours de morale, dieses collegium pietatis hörte, kam er aus dem satirischen Contexte und Concepte und schrieb blos matter weiter.

Sobald er in der satirischen Rußhütte arbeitete, sagte er schon voraus zur Frau: „Wenn's dir thunlich ist, Lenette, so mache heute kein sonderliches Getöse — es ist mir beinahe hinderlich, wenn ich dasitze und für den Druck arbeite.“ Sie sagte: „Ich dächte, du hörtest mich kaum, so schleich' ich.“

Wenn der Mensch über die Tölpeljahre hinüber ist, so hat er noch jährlich einige Tölpelwochen und Flegeltage zurückzulegen: Siebenkäs that die obige Bitte wahrlich in einer Tölpelminute. Denn nun hatte er sich selber genöthigt, unter dem Denken aufzulauern, was Lenette nach dem Empfange des Bittschreibens vornehme. Sie lief jetzt über die Stubendiele und über die Fäden ihres häuslichen Gewerkes mit leisen Spinnenfüßen. Denn sie hatte, wie andere Weiber, nicht widersprochen, um zu widerstreben, sondern um nur zu widersprechen. Siebenkäs mußte fleißig aufpassen, um ihre Hände oder Füße zu hören; aber es glückte ihm doch und er vernahm das Meiste. Wenn man nicht schläft, gibt man auf ein kleines Geräusch mehr als auf ein großes Acht; jetzt horchte ihr der Schriftsteller überall nach und sein Ohr und seine Seele liefen, als Schrittzähler an sie angemacht, überall mit ihr herum — kurz, er mußte mitten in der Satire „der Edelmann mit seinem kalten Fieber“ abschnappen, aufspringen und zur Schleicherin sagen: „Ich horche schon seit einer Stunde auf das peinigende

Trippeln hin; ich wollte lieber, du trabtest in zwei lauten Krupezien herum, die mit Eisen besohlt sind zum Tactstampfen, als so — geh lieber wie gewöhnlich, Beste."

Sie that's und gieng fast wie gewöhnlich. Er hätte gern, da er schon den lauten und den leisen Gang abgeschafft, auch gar den mittleren abgeordnet; aber ein Mann widerspricht sich nicht an Einem Morgen zweimal, sondern nur einmal; Abends ersuchte er sie blos, sie möchte, so lang er seine Satiren entwerfe, in Socken gehen, besonders weil der Fußboden kühle: „Ueberhaupt," setzt' er hinzu, „da ich jetzt Vormittags nach Brod arbeite, so wird es gut sein, wenn Du unter meinen literarischen Geschäften selber weiter keine thust als gerade die allernöthigsten."

Am Morgen saß er innerlich über jede Arbeit hinter ihr zu Gericht und hörte — er schrieb dabei immer fort, aber schlechter — eine nach der andern ab, ob sie den Freipaß der Nothwendigkeit bei sich habe. Der schreibende Dulder nahm Manches auf die leichte Achsel; aber als Wendeline in der Schlafkammer mit einem langen Besen das Bettstroh unter den grün gefärbten Ehetorus trieb: so wurde dieses Kreuz seinen Schultern zu schwer. Er rief, ohne aufzustehen, der Hauskehrerin in die Kammer hinaus: „Lenette, strähle und striegle jetzo nicht mit Deinem Besen — er lässet mich nicht denken — Es war einmal ein alter Pfarrer Pechmann, der lieber zum Wiener Gassenkehrer sich hätte verdammen lassen, als daß er es angehört hätte, ja dem der Staupenschlag damit wäre erwünschter gewesen, als der verdammte Ton wie ein Besen wetzt und schleift. Und ich soll noch dazu neben dem Hausbesen einen vernünftigen Gedanken haben, der vor Buchdrucker und Buchsetzer kommen soll: das beherzige nur!"

Lenette that jetzo, wie jede gute Frau und ihr Schooßhund gethan hätte: sie wurde stufenweise still. Ja, sie dankte endlich gar den Besen ab und schob, als der Gatte so laut schrieb als sie kehrte, blos mit dem Borstwisch leise drei Strohähren und einige Flaumfederspulen unter die Bettlade. Der Redacteur der Auswahl aus des Teufels Papieren vernahm drinnen zum Glück wider Verhoffen das Schieben: er stand auf und begab sich unter die Kammerpforte und sprach hinein: „Theuerste, die Höllenpein ist wol dieselbe, sobald ich's vernehme. — Ja, wedel' das unglückliche Kehricht mit Pfauenschwänzen und Weihwedeln unter's Bettbrett, schnaub' es mit meinem Blasbalg hinter den Topf hinunter: ich und mein Buch drinnen baden es

aus und verkrüppeln nothwendig." — Sie versetzte: „Ich bin ohnehin fertig."

Er machte sich wieder an die Arbeit und faßte den Faden in der dritten Satire „von den fünf Ungeheuern und ihren Behältnissen, wovon ich mich anfangs nähren wollen," wieder ganz munter auf.

Lenette drückte indeß langsam die Kammerthüre zu; er mußte also von Neuem schließen, daß draußen in seiner Gehenna und Pönitenzpfarre wieder etwas gegen ihn im Werke sei. Er legte die Feder nieder und rief über den Schreibtisch hinweg: „Lenette, ich kann's nicht genau hören; bist Du aber draußen wieder über etwas her, das ich nicht ausstehen kann: so bitt' ich dich um Gotteswillen, stell' es ein, mach' einmal meine heutige Kreuzschule und meine Werthers Leiden darin aus — lasse Dich sehen!" — Sie versetzte, aber mit einem von heftigem Bewegen schwankenden Athem: „Nichts, ich mache nichts!" Er stand wieder auf und öffnete die Thüre seiner Marterkammer. Die Frau bügelte darin mit einem grauen Flanell-Lappen und scheuerte das grüne Ehe-Gitterbette ab. Der Armenadvocat nahm nichts zu sich als jähling einen halben Schoppen Stubenluft und hob langsam an: „Du fegst und bürstest also, wie ich sehe, von Neuem — und weißt, daß ich drinnen im Schweiße sitze und für uns beide arbeiten will, und daß ich seit einer Stunde fast ohne Verstand fortschreibe — himmlische eheliche Hälfte, um Gotteswillen, kartätsch' einmal aus und richte mich nicht gänzlich mit dem Lappen zu Grunde." — Lenette sagte voll Verwunderung: „Unmöglich, Alter, hast Du es hineingehöret" und bohnte eiliger fort. Er fieng ein wenig schnell, aber sanft, ihre Hände und sagte lauter: „Auf hörst Du! — das ist aber eben mein Unglück, daß ich's drinnen nicht hören kann, sondern Alles nur denken muß — und der verdammte lange Wir- und Besengedanke setzet sich an die Stelle der besten anderen Gedanken, die ich hätte zu Papier bringen können! — Trauter Engel, Niemand würde seliger und gelassener fortarbeiten und hier sitzen, als ich, wenn du blos mit Traubenschüssen und Haubitzen und Hundertpfündern hinter mir feuertest und knalltest aus den hiesigen Schießscharten; aber einem leisen Lärm bin ich nicht gewachsen."

Jetzo ärgerte ihn die lange Rede und er führte sie mit dem Lappen aus der Kammer und sagte: „Es fället mir überhaupt hart, daß, wenn ich mich drinnen außerordentlich überspanne, um der Lesewelt eine Freude zu machen, daß in meiner Kammer zu gleicher Zeit für mich ein Hatzhaus aufgeschlagen wird, und daß sich das Bette eines

Schriftstellers in einen Laufgraben umsetzt, aus dem ihn Bogenschüsse und Dampfkugeln verfolgen. — Mittags unter dem Essen hab' ich nichts zu schreiben und da will ich vernünftig und breit mit Dir aus der Sache reden."

Der „Jubelsenior" und das „Campanerthal" (1797), in welchem letztern sein Lieblingsthema, Gott und Unsterblichkeit, behandelt ist, führen über zu Jean Paul's Hauptwerke, zum „Titan" (1800). Was der Dichter seit sieben Jahren an Bildung und Erhebung, an Selbstläuterung und Erlebnissen gewonnen hatte, das suchte er in diesem seinem Faust zu verarbeiten. Die Idee, welche dem Titan zu Grunde liegt, ist dieselbe, aus der die „Unsichtbare Loge" entsprang, nämlich die Lebensgeschichte eines durch Anlage, Erziehung und Leben harmonisch vollendeten Wesens, das alle höchsten Freuden und Schmerzen des Daseins durchkostet; es ist dieselbe Idee, die auch bereits von anderen Dichtern, wie Jacobi, Klinger, Hippel und Göthe, behandelt worden und am schönsten in der Faustsage veranschaulicht ist. Jean Paul schreibt darüber an F. H. Jacobi: „Die Stelle im Allwil, wo du von poetischer Auflösung in lauter unmoralische Atonie, Gesetzesfeindschaft, durch lauter Reflexion sprichst, gab mir die erste Idee des Titan. Du konntest nicht nur einen Roquairol dichten, sondern hast es schon gethan."

Der erste Entwurf zum „Titan" war schon frühzeitig in Hof entstanden, erlitt aber in der Folge mannigfache Abänderungen und Umarbeitungen, je nachdem der Dichter neue Eindrücke und neue Originale namentlich zu seinen Frauengestalten erhielt. Was letztere betrifft, so bemerken wir gleich, daß zu Liane zunächst Emilie von Berlepsch, später aber die Hofdame Karoline von F., mit der Jean Paul eine Zeit lang versprochen war, Züge geliefert, während

in Linda hauptsächlich Charlotte von Kalb copirt ist. Zu den treuen, glühenden und poetischen Schilderungen der italienischen Scenen gab ihm vorzüglich die Herzogin Amalia den Stoff durch ihre geistreichen Schilderungen und Mittheilungen. Als Probe aus dem Titan theile ich folgende Skizze mit:

Der Mantel der Nacht wurde dünner und kühler — die Morgenluft wehte lebendig an die Brust — die Lerchen mengten sich unter die Nachtigallen und unter die singenden Ruderleute. — Endlich hieng die zerlegte Morgenröthe als eine Fruchtschnur von Hesperiden-Aepfeln um die fernen Kastaniengipfel; und jetzt stiegen sie auf Isola Bella aus. —

Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen, und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Cascaden wie mit wassertafftnen Bändern — und an den Bändern hieng der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßte ihn ein. — — Albano drehte sich langsam im Kreise um und blickte in die Höhe, in die Tiefe, in die Sonne, in die Blüthen, und auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerschein. — O als er dann neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, die unter der Welle und unter der Wolke flogen — und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte — und als Isola Madre gegenüber sieben Gärten aufthürmte und ihn von seinem Gipfel zu ihrem im wagrechten wiegenden Fluge hinüber lockte und als sich Fasanen von der Madre-Insel in die Wellen warfen: so stand er wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Horst, seine Arme hob der Morgenwind wie Flügel auf und er sehnte sich, über die Terrasse sich den Fasanen nachzustürzen und im Strome der Natur das Herz zu kühlen. — — Das stolze Weltall hatte seine große Brust schmerzlich ausgedehnt und dann selig überfüllt. — — Hohe Natur, wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsere Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern und

vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem nassen Auge wie ein grünendes abendrothes Gebirge. — Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen kalten Landregen entfärbt hat — und vor dem Auge das verarmt und verlassen ist, und das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame menschenleere Brust an einen ewigen unverrückten Schmerz anschmieden — vor allen diesen bleibst du, erquickende Natur, mit deinen Blumen und Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen."

Hier wollen wir nun vorläufig stehen bleiben. In der nächsten Vorlesung werde ich den Inhalt des Titan in seinen Hauptmomenten mittheilen, dann übergehen zu Jean Paul's übrigen Schriften und mit einer allgemeinen Charakteristik seines Wesens und Wirkens schließen.

---

## Zwölfte Vorlesung.

### Jean Paul Friedrich Richter.

**Titan. — Seine übrigen Schriften. — Allgemeine Charakteristik. — Rückblick und Schluß.**

Wir sind in der letzten Vorlesung bei der Betrachtung von Jean Paul's Hauptwerk stehen geblieben. Wollen wir nun kurz den Inhalt des „Titan", die Fabel des Romans, an uns vorübergehen lassen.

Die Fürstenthümer Hohenflies und Haarhaar streiten sich um die Nachfolge. Letzteres hat zum Geschäftsträger Herrn von Bouverot, einen Spieler, Wollüstling und ausgezeichneten Kunstkenner, und dieser begleitet Luigi, den angeblich einzigen Sohn des hohenflieser Fürsten, nach Italien, um ihn durch Ausschweifungen zu entnerven. Die Familie von Hohenflies erhält an Ritter Don Gaspard de Cäsara, dem die Hand einer Haarhaar'schen Prinzessin verweigert wurde, einen eifrigen Bundesgenossen; er nimmt Antheil an der Verheimlichung des zweiten hohenfliesischen Prinzen und läßt in der Absicht, seine Tochter Linda mit ihm zu vermählen, den älteren Bruder Luigi langsam morden. Mit Einwilligung der Eltern macht er sich vor der Welt und vor den Schutzbefohlenen selbst zum Vater des verborgenen Prinzen Albano und zum angeblichen Vormund seiner eigenen Tochter Linda, die nun den Namen einer Gräfin von Romairo annehmen muß, während Albano den Namen de Cäsara erhält. Ritter Don Gaspard bietet nun Alles auf, Albano eine tüchtige Erziehung zu geben und zugleich ihm

und seiner Tochter gegenseitige Liebe einzuflößen. Die Mutter Albano's stirbt und er selbst wird von seiner Schwester getrennt. Linda wird zu einer kühnen, stolzen, freiheitsmuthigen Dame erzogen; statt der Demuth wird ihr Herrschsucht eingeimpft, statt der Religion Philosophie; von Natur aus eignen ihr südliche Gluth und Phantasie und ein Seelenadel, der mächtig nur nach dem Höchsten strebt. Albano dagegen erhält eine fürstliche Erziehung; er soll als Mann und einstiger Herrscher alle Zweige des menschlichen Seins und Strebens übersehen, daneben aber soll er ein romantisch sich sehnender Jüngling werden, der von einem so heroisch-poetischen Wesen, wie Linda, ergriffen werden muß. Er erhält deshalb in Landschaftsdirector von Wahrfritz einen neuen Pflegevater, der ihn bis zum 18. Jahre auf dem Lande erziehen muß, wo er denn als keiner, unschuldiger und kenntnißreicher Jüngling emporwächst. Er wird mit den einfachsten Mitteln erzogen; ein Lehrer liest mit ihm den Plutarch, ein Tanzlehrer bildet den Körper und der Baumeister Dian seinen Sinn für plastische Kunst. Leibgeber wird ihm als Hofmeister an die Seite gegeben und der Lector Augusti soll ihn lehren, mit Anstand in den Sälen der Fürsten und Minister aufzutreten.

Albano besiegt durch seine hohe, kräftige und reine Natur Linda's Stolz und Ritter Don Gaspard will eben die Früchte seiner Anstrengungen durch eine Heirath zwischen beiden ernten, als das von ihm über die Grenzen weiblicher Bestimmung hinaus gespannte Werkzeug zerbricht. Es erscheint plötzlich neben Linda und Albano Roquairol, ein Mann, der die Menschen als Zahlen und Factoren zu dem von ihm angelegten großen Rechenexempel betrachtet, der die großen Anlagen, mit denen ihn die Natur ausgestattet, in Folge fehlerhafter Erziehung nur zur Erlangung der höchsten physischen und geistigen Genüsse anwendet. Neben ihm

treten noch auf: Liane, seine Schwester, die erste Liebe Albano's, deren Körper ebenso ruinirt ist, wie Roquairols Seele; ferner der Minister Froulay, der Commercienrath Röger u. s. w. — Nachdem nun Albano zweimal fehlgegriffen bei der Wahl seiner Geliebten und nachdem er am Todtenbette Linda's und Lianens gestanden, findet er Idoine, das Ebenbild Lianens an Geist und Gestalt, ein Mädchen von gesundem und klarem Geiste und von hoher Schönheit. Durch eigne Leiden geläutert und die Leiden und Freuden aller Stände kennend, besteigt er an ihrer Seite den Thron als ein Fürst, der Männerstolz und Freiheitsgefühl achtet. —

Obgleich Jean Paul's bester Roman, zeigt der Titan, so sehr er auch durch das eigenthümlich Phantastisch-Großartige den Leser mit fortreißt, doch die Fehler des Dichters, indem er theils zu wenig thatkräftige Handlung bietet, theils seine Charaktere mehr denkt als darstellt, mehr beschreibt, als sie redend und handelnd zu zeichnen.

Von seinen späteren Romanen erwähne ich zunächst noch die „Flegeljahre" (1804), worin er in den ungleichen Brüdern, dem Schulmeister Walt und dem Flötisten Vult die beiden in ihm selbst vereinigten Naturen des unpraktischen träumerischen Gemüths- und des humoristischen Verstandesmenschen zeigt; ferner: „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläz," „Katzenberger's Badereise," „Fibel's Leben" und „der Komet".

Außer diesen Schriften hat er, meist im letzten Drittel seines Lebens, auch einige wissenschaftliche Arbeiten geliefert, so die „Levana," eine Erziehungslehre mehr für Frauen als für Männer, die „Vorschule der Aesthetik", und die „Selina" oder über Unsterblichkeit. Als freiheitsliebender, fester Mann stellte er sich zur Zeit der Fremdherrschaft in seinem „Freiheitsbüchlein" (1805), in der „Friedenspredigt"

(1808) und in den „Dämmerungen" (1809) würdig neben dem Philosophen und Patrioten J. G. Fichte.

So männlich er indessen hier auch auftritt, — im Ganzen erscheint er doch, neben den starken Schiller gestellt, mehr als eine weibliche Natur und hat man ihn nicht mit Unrecht den Dichter des schmerzlichverwundeten Gemüths genannt, einen Dichter, der mehr die Schatten-, als die Lichtseiten des Menschenlebens darstellt. Doch schlingt er um dieses dunkle Gemälde „den Farbenglanz und Duft seiner Phantasie, seiner bilderreichen Gefühlssprache wie Blüthen, zwischen denen der Witz als funkelnde Thränenperle schimmert."

Daß seine Schriften nicht so leicht verständlich sind und sich schon beim ersten Durchlesen in ihrer ganzen Bedeutung hergeben, habe ich bereits erwähnt und hinzugefügt, daß das Studium derselben der Mühe lohnt. Versteht man ihn, so steht er in seinen wahren Zügen vor uns da als kolossaler Geist, als erhabener origineller Denker, als echter Dichter und als hochsinniger, wahrer und höchst liebenswürdiger Mensch. „Bis zuletzt" — sagt ein englischer Kritiker, dem auch Carlyle vollkommen beistimmt und den er in seiner Abhandlung über Jean Paul citirt — „bis zuletzt steht er als etwas Gigantisches vor uns da, denn alle Elemente seines Baues sind unermeßlich und mehr in lebender und belebender, als in schöner oder symmetrischer Ordnung zusammengestellt. Sein Verstand ist scharf, ungestüm, weitgreifend, geeignet, den hartnäckigsten Stoff in Stücke zu reißen und die verborgenste und widerspenstigste Wahrheit aus ihnen herauszupressen. In seinem Humor spielt er mit dem Höchsten und dem Niedrigsten; er kann mit Sonne und Mond Ball spielen. Seine Phantasie öffnet uns das Land der Träume; wir segeln mit ihm durch den grenzenlosen Abgrund, und die Geheimnisse des Raum's, der Zeit,

des Lebens und der Vernichtung umschweben uns in düsteren nebeligen Gestalten und Finsterniß, Unermeßlichkeit und bange Scheu umhüllen und überschatten uns.

Ja, auch wenn er den geringsten Stoff behandelt, bearbeitet er ihn mit den Werkzeugen eines Riesen. Eine gewöhnliche Wahrheit wird aus ihren alten Combinationen herausgerissen und uns in neuem, noch nie dagewesenem Gegensatz mit dem ihr entgegenstehenden Irrthum dargeboten. Eine Kleinigkeit, ein geringfügiger Charakter, ein Scherz oder ein geistiges Spielzeug erhält eine höchst sonderbare und doch oft wahrhaft lebende Gestalt, aber durch den Hammer des Vulcan und mit drei Schlägen, die eine Aegis schmieden könnten. Die Schätze seines Geistes sind von ähnlicher Art wie der Geist selbst; seine Kenntniß ist aus allen Reichen der Kunst, Wissenschaft und Natur zusammengetragen und liegt in ungeheuren, unförmlichen Haufen um ihn herum. Sogar seine Sprache ist titanisch, tief, stark, unzähmbar, in tausend Farben glänzend, aus tausend Elementen zusammengeschmolzen und in labyrinthischen Gängen sich windend."

Was die Behandlung der Charaktere betrifft, so habe ich mich darüber bereits ausgesprochen; sie sind meist glücklich, so lange der Humor dem Dichter zur Seite steht; wo dieser aufhört, werden sie unvollkommen. Die eigentlichen Helden gelingen ihm gar nicht. Die Mängel seiner Romane verkennt auch der erwähnte Kritiker nicht und er bemerkt, daß die Ereignisse oft unerwartet und extravagant sind, daß der ganze Bau der Erzählung mitunter ein etwas unebenes, zerrissenes, erkünsteltes Ansehn hat und der Wahrheit und Natürlichkeit widerstrebt. Und dennoch, fährt er fort, sind alle Klüfte wunderbar mit den köstlichsten Stoffen ausgefüllt; eine Welt, ein Universum von Witz, Wissenschaft und Phantasie hat ihre schönsten Erzeugnisse geliefert, um das

Gebäude zu schmücken; die rauhen, zerspaltenen, cyklopischen Mauern glänzen von Juwelen und geschlagenem Gold; ein reiches herrliches Laubwerk schirmt sie, die duftigsten Wohlgerüche umschweben sie, wir stehen erstaunt, entzückt und bezaubert durch den Künstler und seine Kunst.

Andere Seiten seines Wesens hebt Menzel hervor in einer Charakteristik, welche uns zur Ergänzung des bisher Gesagten dient. Das Rühmlichste, sagt er, was wir Jean Paul nachsagen müssen und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul stellt wie Schiller überall die Unschuld dem Laster gegenüber und das Recht dem Unrecht. Es ist fast kein Gebrechen der Zeit, das sein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem sein liebereicher Sinn nicht freundlich gewarnt, das sein geistvoller Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es ist aber auch nichts Unschuldiges und Schönes und keine Tugend dieser Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Mustern aufgestellt hätte. Er fand an Allem die lichte und die dunkle Seite heraus und es gibt wenige Zeitgenossen, die ihre Zeit so fein beobachtet und so richtig gewürdigt haben.

Es ist wahr, sein weiches Herz schwärmt zuweilen und seine Empfindung leidet nicht selten an übertriebener krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er sich dieser süßen Melancholie nur dann, wenn er ungestört für sich empfindet, und sie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung sogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu strafen. Von Natur weich geschaffen, wird er doch männlich stark durch jede fromme und sittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenschaft der Tugend, die edle Zornes-

gluth und die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Er ist ein Donnergott, wenn er zürnt, eine blutige Geißel, wenn er straft. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß; verkroch sich die Schlauheit in ihre dunkelste Höhle, er legte Feuer daran und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Die ihm angeborene Sanftmuth aber erzeugte in ihm eine Toleranz, wie sie in unserer Zeit sehr selten geworden ist, jene Duldung nämlich, die über alle Parteien hinwegsieht und das Gute überall anerkennt.. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes mißbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals und seine Gewissenhaftigkeit ist deshalb nicht genug zu rühmen. Keiner hätte solch ein Teufel sein können und Keiner war ein so frommer Engel wie er.

Auch war es offenbar nur die Liebe, die Ueberfülle des wärmsten Gemüths, die seine Phantasie beständig elektrisirte. Einst in seiner Jugend hatte er geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und ich will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen.“ — Er hatte den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Alles glänzte an ihm, weil er Alles mit Liebe ansah, wie der Bräutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte selbst das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpfe wie auf den Sonnenhöhen des Lebens, vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt,

lebhaft, blühend, kräftig. Auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies.

In allen Werken Jean Paul's tritt ein echt deutscher Zug charakteristisch hervor: Gutmüthigkeit mit hoher Bildung gepaart, aber unpraktisch und in tausend Verlegenheiten des gemeinen Lebens; es begegnet uns überall darin ein unschuldiger, schüchterner Jüngling voll Seele, die aber, wie eine Sensitive, vor jeder Berührung zusammenfährt, voll Geist, den er aber nicht oder nur am unrechten Orte anzubringen weiß; überall spricht aus seinen Schriften der Glaube an eine große Menschheit, an einzelne hohe Menschen; überall drängen sich hervor die heiligsten Begriffe von Freundschaft, Liebe, Tugend, wie man sie nur in edlen Jünglingen findet, denen die Welt noch fremd ist. — Mit diesem hohen Glauben, mit diesen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt, die den rohen Edelstein zu schleifen bestimmt ist; sie steht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, sie macht es mit ihren hervorragenden Täuschungen zu einer schmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul trefflicher geschildert als diesen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit, nichts zarter gehalten, als die Mischung von Rührendem und Lächerlichem, was diese Lage mit sich bringt.

Es ist etwas ungemein Rührendes um diese treuherzigen Jean Paul'schen Jünglinge, die sich oft so lächerlich machen. Es ist so viel Wahres darin. Sie haben soviel Vorbilder, wenigstens gehabt. Bei frommer und sittlicher Erziehung, bei bescheidener Armuth war diese Jungfräulichkeit zu einem großen Theile unserer Jugend eigen und ist noch jetzt häufig zu finden. Das kriegerische Element fehlte, keine schmet-

ternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Lust. Im engen Familienkreise aufgewachsen, an einsame Studien gewiesen, durch die Willkür der Gewalt, durch das Uebergewicht der Gunst über das Verdienst, durch die aristokratischen Sitten überall zurückgeschreckt und eingeschüchtert, gutmüthig von Natur und gern im Herkömmlichen ein göttliches Gesetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildeter, tiefgemüthlicher Jünglinge, die ganz so waren, wie Jean Paul sie und dadurch sich selbst schildert, und die wenigstens beweisen, daß die ursprünglich edle deutsche Natur trotz aller Verweichlichung und politischen Entnervung sich doch immer zu behaupten weiß. Unschuld, Scham, richtiges Gefühl für das Große und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, ist wie von selber da, und gehen diese guten Eigenschaften auch am Ende in die schlechten des Alters über, werden sie am Ende von der Uebermacht der herrschenden Gemeinheit verschlungen, so bedarf es doch nur einer großen Anregung von außen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit, wie bei den Jean Paul'schen Jünglingen, nur weiblich, scheu, ja furchtsam erschien, plötzlich in eine männliche Begeisterung und in kriegerischen Zorn zu verwandeln. —

Jean Paul's Nachfolger und Schüler, Ernst Graf von Bentzel-Sternau, den Verfasser des goldenen Kalbes und des steinernen Gastes, Ulrich Hegner, den Verfasser des Romans „die Molkenkur", und den bizarren E. Theod. Amadeus Hoffmann, den Verfasser der Serapionsbrüder und der Elixire des Teufels, wollen wir ganz übergehen, und uns dafür lieber nochmals das Bild der gesammten literarischen Entwickelung vergegenwärtigen.

Als vorherrschenden Grundzug unserer Literatur erkennen wir zunächst jene Geistesrichtung, welche sich nicht an der Schale der Dinge genügen läßt, sondern rastlos bestrebt

ist, bis auf den Kern vorzudringen, welche überall im Stoff den Geist ahnt und in der Natur stets tiefere und höhere Bedeutung sucht und findet — mit einem Worte den **Idealismus**. Aber so sehr dieser auch vorherrscht, den entgegengesetzten Pol, der die Menschen auf die Wirklichkeit, von Abstractionen und Ueberschwenglichkeiten hinweg auf die Freuden dieser Welt hinweist, konnte er dennoch nicht vernichten, und so geht neben ihm, als sein steter Widerspruch und als feindliche Colonne, der **Realismus** einher. Zwischen beide Richtungen getheilt oder vielmehr zwischen beiden hindurch geht in wechselnden Bildungen und Formen der Fortschritt der menschlichen Entwickelung. Der Kampf dieser beiden Principien läßt sich durch die ganze Geschichte verfolgen; wir müssen uns jedoch darauf beschränken, ihn in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts aufzuzeigen.

Schon in den ersten Anfängen der classischen Periode finden wir beide Richtungen vertreten, die idealistische in Bodmer und Haller, die realistische in Gottsched und Hagedorn. Aber zu siegreicher Herrschaft kam der Idealismus doch erst in **Klopstock**. Deutschthum, Christenthum und Alterthum, das sind die drei Elemente seiner Dichtungen, und Homer, Pindar und Ossian, die Psalmen Davids und die deutschen Barden, das waren seine Lieblinge und seine Meister. Daß er nur eine vorübergehende literarische Erscheinung war und in dem, was er gewirkt, höher steht, als in dem, was er geleistet, haben wir gesehen. Aber schon die Begeisterung, die er für sich und für die deutsche Literatur erregte, das hohe priesterliche Amt, zu dem er die Dichter wie wahrhafte Seher erhob, der Einfluß, den er auf die Fortbildung der deutschen Sprache gewann, sichern ihm die dankbare Anerkennung selbst derer, welche weder seinem Messias noch seinen Oden Geschmack abgewinnen können.

An ihn schließen sich die beiden lyrischen Gruppen: die Anakreontiker und der Göttinger Hainbund, an.

Daß Klopstock, der Idealist, sich zum Höchsten aufschwang, zugleich aber auch sich in die nebelhaften Regionen der Cherubim und Seraphim verlor, kann uns nicht Wunder nehmen; aber als ein Glück müssen wir es preisen, daß ihm der Realist Lessing nachfolgte, der Schöpfer unserer Prosa, der Begründer der modernen Aesthetik, der Wegweiser auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung. Daß seine energische Thätigkeit alle Gebiete: Religion, Philosophie, Schauspielkunst, Plastik und andere gelehrte Fächer umfaßte, hat uns sein Leben und Wirken gezeigt, und wir haben mit Bewunderung bemerkt, daß er überall lichtete, aufklärte, ordnete und Neues schuf. Mit Recht hat ihn Lewes den wahren Nachfolger Luther's auf religiösem Gebiete genannt; ruft er ihn ja doch in seinem Antigötze einmal also an: „O, daß er uns hören und über uns urtheilen könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte — Luther, du, großer verkannter Mann! Und von Niemand mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?!" „Wie Luther gegen die falschen Ansprüche der Kirche stritt," sagt der eben erwähnte englische Schriftsteller, „so stritt Lessing gegen den Buchstaben der Schrift und unabläßig berief er sich gegen die Autorität auf die Vernunft. In der Literatur bekämpfte er willkürliche Regeln, welche Namen sie auch tragen mochten. Im Drama herrschte der französische Geschmack; mit furchtbarem Spott und erbarmungsloser Logik griff er denselben an und führte die Werke von Plautus, Sophokles und Shakespeare dagegen

auf. Seine Literaturbriefe und die hamburgische Dramaturgie packten, erschütterten und überwältigten die Nation. Seine Minna von Barnhelm war ein nationales Schauspiel und führte die Soldatenstücke auf die Bühne, wie später der Götz die Ritterstücke aufbrachte. Neben diesem Schauspiel hat sich die zwar anspruchsvollere, aber weniger erfolgreiche Emilia Galotti auf der Bühne erhalten, und auch Nathan der Weise spricht noch immer zum Volke seine erhabenen Lehren der Humanität und Duldung.

„Lessing war bei aller Gelehrsamkeit doch der volle Gegensatz eines Bücherwurms. Die umfassendsten Kenntnisse waren bei ihm mit der höchsten Achtung vor der menschlichen Vernunft und ihren Regeln gepaart, wie sie in den Meisterwerken classischer Zeiten vorliegen. Zum Studium des Homer, Sophokles, Plautus und Shakespeare rief er seine Nation auf, aber nicht zu ihrer Nachahmung; wo er Regeln bekämpfte, bekämpfte er sie nicht als solche, sondern als unvernünftig, und ebenso wenig, wie er die Regel für die Mutter des Genies hielt, sah er in ihr eine drückende Fessel.“

Direct an Lessing anknüpfend und mit den Eigenschaften ausgestattet, die ihm fehlten, ein Mann der Begeisterung, der Empfindung und Rhetorik, trat Herder auf, der Apostel der Humanität, und führte weiter, was jener begonnen. Man wird sich aus der Darstellung seiner Wirksamkeit noch erinnern, daß sein Hauptverdienst, wie bei Klopstock, weniger in seinen eignen Leistungen besteht, als in der Anregung zu dichterischer Thätigkeit, die von ihm ausgieng, und in der Einwirkung auf den jugendlichen und noch rathlosen Göthe; ferner darin, daß er die versiegte Quelle der Volkspoesie wieder öffnete und uns die Stimmen der Völker, der verschiedensten Völker mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und in ihrem Hasse verstehen und ihren Geist begreifen lehrte. Durch Herder's

Universalismus wurde, wie Vilmar richtig bemerkt, unserer zweiten dichterischen Blüthezeit ihr eigenthümlicher Charakter aufgeprägt: durch ihn wurde sie zu einer classischen Periode erhoben, welche die edelsten und reinsten Stoffe mit den ihnen eigenthümlichen und nothwendig von ihnen geforderten Formen zu umkleiden vermochte; durch ihn wurde diese Classicität in den innigen Wechselverkehr des Deutschen mit dem Fremden gesetzt, in welchem das Nehmen ein Geben und das Geben ein Nehmen ist: in welchem das deutsche Element sich mit fremder Form umkleidet, als mit der seinigen, und die deutsche Form fremdes Element in sich aufnimmt, als sei sie mit demselben ursprünglich und untrennbar verwachsen; durch ihn wurde der deutsche Geist mit dem Geiste der Orientalen, der Griechen und Romanen, statt wie bisher nur beschäftigt zu werden, angefüllt und genährt; durch ihn wurde das, was Klopstock und Lessing begonnen und Wieland nach seiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genius bedurfte, welcher an lebensvollen Dichtergestalten diese Vermählung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte.

Repräsentirt Herder wieder die idealistische Richtung, so finden wir in Wieland einen Vertreter des Realismus. Wie jener ernst und erhaben war, so war dieser liebenswürdig und witzig; wo jener mit heiligem Eifer der Zukunft die Wege zu bahnen suchte, da bewegte sich dieser leicht und frei und behaglich in der Gegenwart; wo jener mahnte und lehrte, da suchte dieser angenehm zu unterhalten, und während jener den Ossian oder das alte Testament las, griff dieser nach Voltaire und schwelgte in den leichten Schriften der Franzosen und Italiener. Herder nahm in der Wissenschaft wie in der Kunst Alles ernst und wirkte mit Begeisterung und Pathos, Wieland dagegen war eine

iesen Ernste
auf. Seine Literaturbriefe u ... tern Welt-
turgie packten, erschütterten ... sellschaft"
Seine Minna von Barnh ... den
spiel und führte die
später der Götz die
Schauspiel hat sich
erfolgreiche Emilie ... wissen,
auch Nathan der ... der großen Lese-
erhabenen Leh ... unbestreitbares Verdienst

„Lessing ... daß er durch seine leichte und
gensatz ein ... mitunter etwas breite Schreibart der
waren ... vergültigen Prosa Göthe's vorgearbeitet und
lichen ... deutschen Literatur ein weiteres und bis dahin
Mei ... Terrain eroberte, was der Folgezeit sehr zu
... kam.

Der bis hierher verfolgte Principienstreit kommt nun zur Ausgleichung durch das Freundschaftsbündniß zwischen dem Realisten Göthe und dem Idealisten Schiller, welche sich beide nicht blos äußerlich und räumlich, sondern auch innerlich nähern und zwar so, daß der Eine soviel von der Natur und den Anschauungen des Andern auf- und annimmt, als seinem eignen Wesen congenial ist.

Kurz zuvor, ehe Göthe, einem Halbgott gleich, sich aufschwang und rasch hinter einander durch seinen Götz und Werther sich den unvergänglichen Kranz des Dichterruhmes erwarb, war jene gewaltige literarische Bewegung ausgebrochen, die wir unter dem Namen der Sturm- und Drangperiode kennen gelernt haben. Weithin im Vaterlande tönte der Ruf nach Genie, nach Originalität, nach Befreiung von den Regeln des Ueblichen, der Ruf nach Natur und Wahrheit. Mitten in diese Bewegung hinein trat nun Göthe, um alle Richtungen der Zeit zusammenzu-

und ihnen ... en Poesie und Philosophie, so ... en des ... r oratorisches und philosophi= ... verl ... rkennen wollen. An seinen ... ge ... rie wie im Leben, an sein ... genialen Einblick in die ... e, mit welcher er das ... wiedergibt, brauche ... ein gan ... thetisch, heroisch, ... al, das spiegeln ... icht der größte ... deutet und zu poetischer Klar ... r nach oben, denschaftlichen Sehnsuchtsklagen eines „ ... Gewöhn= sam aus dem Herzen ganz Europa's ge ... engsten weiter durch die wilde, gespenstige Melodie eines ... sein die, wie Carlyle sagt, dem Geistersange fallender Welten" ... im gleicht, bis zu jener heiter lächelnden Weisheit von „Wil= helm Meisters Lehrjahren" und des „Westöstlichen Divans" — welch ein Zwischenraum, umschlossen von ätherischer, har= monisch Alles vereinigender Musik, wie aus unbekannten Sphären! Ein langer Zwischenraum und eben so breit, als lang; denn Göthe war universell. Geschichte, Wissen= schaft, Kunst, menschliche Thätigkeit unter jeder Gestalt, die Gesetze des Lichts in seiner „Farbenlehre", die Gesetze des wilden italienischen Lebens in seinem „Benvenuto Cellini" — nichts entgieng ihm, in Alles blickte, in Alles schaute er. Und dann erwäge man die Echtheit alles dessen, was er that, seine kernige originelle Sprache, einfach, erhaben, edel, voll Anmuth und glücklicher Popularität! Reine Kunst= werke schuf er von antik=griechischer Vollendung, wie „Tor= quato Tasso" und „Iphigenie"; dann Sprichwörter, Xenien, patriarchalische Aussprüche, welche, außer in der heiligen Schrift, nirgends ihres Gleichen haben und in deren klaren Tiefen oft Material zu ganzen Bänden liegt.

Wie nun Göthe in seiner Art zu seiner höchsten Aus=

heitere, leichte, wechselnde Natur und allem tiefen Ernste abhold. Wir haben ihn kennen gelernt als heitern Weltmann, als den Lieblingsschriftsteller der „guten Gesellschaft“. Seine Erzählungen und Gedichte haben sämmtlich den Reiz einer epikuräischen Moral und waren mit einer damals wenig gäng und gäben Leichtigkeit und Grazie geschrieben, — nur Schade, daß die Leichtigkeit allmälig in Leichtfertigkeit und Obscönität übergieng, die aber, wie wir wissen, trotz der Entrüstung ernsthaft denkender Kreise, der großen Lesewelt nicht minder gefiel. Sein unbestreitbares Verdienst haben wir darin erkannt, daß er durch seine leichte und graziöse, wenn auch mitunter etwas breite Schreibart der schönen und mustergültigen Prosa Göthe's vorgearbeitet und daß er der deutschen Literatur ein weiteres und bis dahin versperrtes Terrain eroberte, was der Folgezeit sehr zu Statten kam.

Der bis hierher verfolgte Principienstreit kommt nun zur Ausgleichung durch das Freundschaftsbündniß zwischen dem Realisten Göthe und dem Idealisten Schiller, welche sich beide nicht blos äußerlich und räumlich, sondern auch innerlich nähern und zwar so, daß der Eine soviel von der Natur und den Anschauungen des Andern auf- und annimmt, als seinem eignen Wesen congenial ist.

Kurz zuvor, ehe Göthe, einem Halbgott gleich, sich aufschwang und rasch hinter einander durch seinen Götz und Werther sich den unvergänglichen Kranz des Dichterruhmes erwarb, war jene gewaltige literarische Bewegung ausgebrochen, die wir unter dem Namen der Sturm- und Drangperiode kennen gelernt haben. Weithin im Vaterlande tönte der Ruf nach Genie, nach Originalität, nach Befreiung von den Regeln des Ueblichen, der Ruf nach Natur und Wahrheit. Mitten in diese Bewegung hinein trat nun Göthe, um alle Richtungen der Zeit zusammenzu-

fassen und ihnen, nicht in kritischen Untersuchungen, sondern in Werken des Genies Ausdruck zu geben. Was Herder als Theorie verkündete, erhob er zur Praxis; das Ziel, nach welchem das ganze Jahrhundert hindrängte, wußte er siegend zu erreichen. Auf allen Gebieten hat er Großes geleistet; als dramatischer, als epischer und vorzüglich als lyrischer Dichter hat er sich unverwelkliche Lorbeern errungen. Was sein ganzes Zeitalter gelitten, erstrebt und erreicht hat, das spiegeln seine Werke und ist in ihnen ausgedeutet und zu poetischer Klarheit veredelt. Von den leidenschaftlichen Sehnsuchtsklagen eines „Werther", die gleichsam aus dem Herzen ganz Europa's gesprochen waren, weiter durch die wilde, gespenstige Melodie eines „Faust", die, wie Carlyle sagt, dem Geistersange fallender Welten gleicht, bis zu jener heiter lächelnden Weisheit von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" und des „Westöstlichen Divans" — welch ein Zwischenraum, umschlossen von ätherischer, harmonisch Alles vereinigender Musik, wie aus unbekannten Sphären! Ein langer Zwischenraum und eben so breit, als lang; denn Göthe war universell. Geschichte, Wissenschaft, Kunst, menschliche Thätigkeit unter jeder Gestalt, die Gesetze des Lichts in seiner „Farbenlehre", die Gesetze des wilden italienischen Lebens in seinem „Benvenuto Cellini" — nichts entgieng ihm, in Alles blickte, in Alles schaute er. Und dann erwäge man die Echtheit alles dessen, was er that, seine kernige originelle Sprache, einfach, erhaben, edel, voll Anmuth und glücklicher Popularität! Reine Kunstwerke schuf er von antik-griechischer Vollendung, wie „Torquato Tasso" und „Iphigenie"; dann Sprichwörter, Xenien, patriarchalische Aussprüche, welche, außer in der heiligen Schrift, nirgends ihres Gleichen haben und in deren klaren Tiefen oft Material zu ganzen Bänden liegt.

Wie nun Göthe in seiner Art zu seiner höchsten Aus-

bildung gelangte, so auch Schiller in seiner Art. Wie jener, ward auch er anfangs in die allgemeine literarische Bewegung seiner Zeit hineingezogen und zog sich erst allmälig aus dem Jugendrausche heraus, um sich edleren Stoffen und reinerer Form zuzuwenden. Ihm aber war, wie ein bedrängteres Leben, so auch ein härterer Kampf beschieden, und Vieles, was bei jenem die Natur that, mußte bei ihm der Wille vollbringen, und wo jenen der Instinct leitete, da führte ihn sicheres Bewußtsein. Aber wie Göthe ist auch er eine große Gestalt — einfach in seiner Vortrefflichkeit, wenn auch mehr erhaben als umfassend und mannigfaltig, mehr rein und himmlisch glühend als groß. Eine edle Empfindsamkeit, die innigste Sympathie mit der Natur in allen ihren Formen beseelt ihn, wenn auch seine schöpferische Fähigkeit nicht immer gleichen Schritt damit zu halten vermag, und wenn auch nur wenige Formen, namentlich die ernster und pathetischer Art, es sind, unter denen er die Bedeutung, die sein geistiges Auge darin erkennt, zu verkörpern vermag, und wenn auch der Dichter nicht immer das darstellen kann, was der Denker erkennt und liebt. Sind auch seine lyrischen Gedichte nicht so einfach und sangbar, so rein aus der unmittelbaren Empfindung hervorgequollen, wie die Göthe's, so haben sie dafür einen Gehalt und eine Tiefe, wie wir sie sonst nirgends finden; sind auch seine Dramen nicht so fein psychologisch durchgeführt, wie die Göthe'schen, so haben sie dafür mehr Handlung, mehr Mark und Kraft und mehr Leidenschaft. — Und wie Göthe mehr Gemüthsmensch ist, so Schiller mehr Verstandesmensch. Genaue, gründliche Einsicht ist eine Eigenschaft, die wir in keinem seiner Werke vermissen, was auch sonst daran fehlen mag. Er besitzt eine intelligente, klare, durchdringende, methodische Anschauung, ein wahrhaft philosophisches Auge. Und so wie er selbst sich getheilt sah in seiner Neigung und

Begabung, getheilt zwischen Poesie und Philosophie, so haben auch Andere ihm mehr oratorisches und philosophisches, als poetisches Talent zuerkennen wollen. An seinen Sinn für Wahrheit, in der Theorie wie im Leben, an sein Freiheitsgefühl, an seinen tiefen, genialen Einblick in die Natur und an die lebendige Harmonie, mit welcher er das Höchste und Großartigste in der Natur wiedergibt, brauche ich nicht zu erinnern. In Allem, was pathetisch, heroisch, tragisch erhebend ist, ist er Meister, ja vielleicht der größte aller neueren Dichter. Sein Blick war immer nach oben, auf Ideen, auf das Allgemeine gerichtet, für das Gewöhnliche, für das Besondere hatte er keinen Sinn. Im engsten Zusammenhange mit dieser Eigenschaft steht jedenfalls sein Mangel an Humor. Der Humor, sagt Carlyle, ist im eigentlichen Sinne der Exponent niedriger Dinge, oder mit anderen Worten das, was sie dem innern Sinn erst poetisch erscheinen läßt. Der Humorist betrachtet das gewöhnliche Leben, selbst das gemeine und niedrige, im Lichte des Scherzes und der Liebe; Alles, was existirt, hat Reiz für ihn. Schiller nun hatte nur ein Auge für das, was über ihm, aber nicht für das, was um ihn herum oder unter ihm war. Was aber seiner Natur versagt war, das besaß in hohem Grade Jean Paul Friedrich Richter, der Gründer und einzige große Vertreter des humoristischen Romans. Der Humor, hat man richtig bemerkt, ist gleichsam das Centralfeuer, welches sein ganzes Wesen durchdringt und belebt; daneben besitzt er aber einen überaus heftigen, schonungslosen Verstand, der die schwierigsten Themata behandelt und das Entlegenste verknüpft, und eine beispiellos üppige Phantasie, die ihre Schätze mit maßloser Verschwendung ausstreut, der Sonne gleich Diamanten an jeden Grashalm hängend und die ganze Erde mit orientalischen Perlen übersäend. Originell, manchmal dunkel, in allen

Fächern bewandert, voll tiefen Gemüths, witzig und weise, ist sein wesentlicher Charakter der eines Philosophen und Moraldichters, dessen Studium die menschliche Natur gewesen ist und dessen Freude und bestes Streben Allem angehört, was in dem Loos und der Geschichte des Menschen schön, zärtlich und geheimnißvoll erhaben ist. Dies ist die Tendenz seiner Schriften; dies der Geist, der seine Schilderungen des alltäglichen Lebens, seine wilden, wunderlichen Träume, Allegorien und dunklen Phantasiegebilde nicht weniger durchdringt und veredelt, als seine wissenschaftlichen Arbeiten. Wir haben bemerkt, wie bunt und umfangreich der Inhalt seiner Werke ist, wie er sich über Alles verbreitet hat von den höchsten philosophischen Problemen und den leidenschaftlichsten poetischen Schilderungen an bis herab zu „Goldenen Regeln für Wetterpropheten" und zu Unterweisungen in der „Kunst, einzuschlafen". Seine kleinen witzigen Abhandlungen konnten wir gar nicht aufzählen, da ihrer Legion sind; wir mußten uns begnügen, seine vorzüglichsten Werke, „die unsichtbare Loge", den „Hesperus", den „Titan" u. s. w., etwas näher zu betrachten. —

Mit Jean Paul schließen wir unsere Darstellung der classischen Periode der deutschen Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert ab. Damit glaube ich die Aufgabe, wie sie mir vorgeschwebt, gelöst zu haben. Es wäre überflüssig, den Gang der literarischen Entwickelung noch weiter zu verfolgen und zu zeigen, was von der nachclassischen Periode, — was von den Romantikern, von den Dichtern des Freiheitskampfes, vom jungen Deutschland, von den politischen Dichtern und dem modernen Nachwuchs — Großes und Schönes geleistet worden ist. Ich unterlasse die Darstellung dieser Periode um so lieber, als sie bereits von verschiedenem Standpunkte aus und mit verschiedenen geistigen Mitteln hinreichend und besser, als ich es vermöchte,

beschrieben worden ist. Ich erinnere nur an das Werk C. Barthel's über „die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit", an die „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert von Julian Schmidt", an das gleichnamige Werk von Rud. Gottschall u. A. Ob die Erscheinungen der neuern und neuesten Literatur für den Verfall unserer Dichtung zeugen oder ob sie zu erfreulichen Hoffnungen für die Zukunft stimmen, das mag ein Jeder selbst prüfen; soviel aber ist gewiß, daß uns die eben betrachtete classische Periode des vorigen Jahrhunderts einen reichen Schatz zum Genuß für die Gegenwart und als Saat für die Zukunft hinterlassen hat. An uns wird es sein, diesen Schatz zu genießen und für uns fruchtbar zu machen. Die Werke unserer Heroen sind, so zu sagen, eine Vorrathskammer der höchsten Ideen, der reinsten und erhebendsten Gefühle, der fruchtbarsten Keime zu großen Thaten, der segenreichsten Anregungen: Lassen Sie uns immer wieder zu ihnen zurückkehren, um uns von Neuem zu belehren, zu stärken und zu begeistern für alles Wahre, Schöne und Gute,

Damit das Gute wachse, wirke, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme!

---

## Uebersicht des Inhalts.

### A. Einleitung.

Seite
Abriß der literargeschichtlichen Entwickelung ................ 11—16

### B. Vorbereitender Zeitraum.

Gottsched ........................................ 16—21
Bodmer ........................................ 21—23
Breitinger ........................................ 23—24
Hagedorn........................................ 24. 25
Haller ........................................ 25—28
Gellert........................................ 29
Lichtwer — Pfeffel — Rabener — Zachariä .............. 30
Käßner ........................................ 31

### C. Periode der Classik.

Klopstock ........................................ 35—45

Der Halberstädter Dichterkreis:
Gleim ........................................ 46. 47
Kleist ........................................ 47. 48

Der Göttinger Dichterbund:
Boie........................................ 48
Bürger........................................ 50—55
Hölty ........................................ 55. 56
Voß ........................................ 56. 57

Die Dialectdichter:
Hebel ........................................ 57—60
Grübel ........................................ 60

| | Seite |
|---|---|
| Lessing | 63—127 |
| Mendelssohn | 80 |
| Nicolai | 81 |
| Ramler | 94 |
| Winckelmann | 96 |
| Wieland | 131—158 |
| Thümmel | 158. 159 |
| Heinse | 159—163 |
| Die Sturm- und Drangperiode: | |
| Lenz | 172. 173 |
| Klinger | 173—176 |
| Hamann | 177—180 |
| Herder | 180—195 |
| Göthe | 199—254 |
| Jung-Stilling | 209. 210 |
| Merck | 211. 212 |
| Lavater | 217 |
| Weimar's Musenhof | 219. 220 |
| Schiller | 257—318 |
| Schubart | 272. 273 |
| Hölderlin | 274 |
| Richter (Jean Paul) | 322—365 |

# Register.


Amalie von Weimar S. 145. 219.
Baggesen, Jens 268. 317.
Barthel, Carl 365.
Bentzel=Sternau, Graf von 355.
Berlepsch, Em. 330.
Bernstorff, von, Minister 38. 39.
Bertuch 219.
Bode 101. 219.
Bodmer, Joh. Jac. 21 und fg. 36. 38. 135.
Böhme, Hofr. 205.
Boie, H. Chr. 48.
Breitinger, Joh. Jac. 22 und fg.
Bürger 48. 50 und fg. 171.
Burmann 30.
Carl August, Herzog 219. 220.
Carriere, Mor. 126. 283. 300.
Claudius, Matth. 60. 125.
Cotta 269.
Cramer, Fr. 28. 48.
Danzel 68.
Ebert 28. 104.
Eckhoff 219.
Einsiedel, von 219.
Friedrich der Große 45.
Gärtner 28.
Gellert, Chr. F. 24. 28 und fg.
Germanen, die 13
Gerstenberg, v. S. 44. 171.
Gervinus 35. 283. 316.
Giesele 28. 38.
Gleim, J. W. L. 24. 46.
Göthe, Wolfgang von 11. 20. 125. 133. 164. 168. 174. 199 und fg., Götz 212, Werther 214, Clavigo 216, Egmont 227, Iphigenia 227, Tasso 230, Wilhelm Meister 235, Hermann und Dorothea 237, Faust I. 240, die Wahlverwandtschaften 244, Wahrheit und Dichtung 245, Divan 245, Faust II. 246, G. als Lyriker 248, G. als Dramatiker 250, G. als Epiker 251. — Ferner: 311. 323. 360.
Gotter 213.
Gottfried von Straßburg 11. 15.
Gottschall, Rudolph 365.
Gottsched, Joh. Christ. 16 und fg. 22. 36.
Götze 65.
Grübel, J. K. 60.
Grün, Karl 302.
Gudrun 11. 15.
Hackert 226.

Hagedorn, Fr. v. S. 24. 28. 36.
Hahn 48. 171.
Haller, Albr. von 25 u. fg. 36.
Hamann 171. 177. 181. 195.
Hartmann von Aue 15.
Hebel, J. P. 57.
Hegner, Ulrich 355.
Heinse, J. J. W. 159 und fg. 164.
Herder, Gottfr. v. 46. 170. 171. 179. 180 und fg. — Seine Lieder 184. — Stimmen der Völker 186. — Cid 187. — 190. — Theologische Abhandlungen 190. — Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit 191 — 199. 330. 358.
Hettner, Herm. 317.
Heyne, Philolog 48.
Hillebrand 179. 201. 236.
Hippel 321.
Hoffmann, E. Th. Am. 255.
Hölderlin, J. Ch. F. 274.
Hölty 48. 55.
Hoven, Dr. von 269.
Humboldt, W. von 200. 269. 70. 284.

Jakobi, J. G. 45. 177.
Jung (gen. Stilling) 171. 209 210.

Kalb, Charl. von 265. 330.
Karsch, A. Louise 45.
Kästner 30. 31. 48. 68.
Kestner 214. 215.
Kleist, E. Chr. von 45. 47.
Klettenberg, Frl. v. 208.
Klinger 171. 173.
Klopstock 21. 23. 24. 28. 35 u. fg., s. Oden 40, s. Dramen 42. Sein Einfluß 43 — 48. 49. 64. 132. 356.
Knebel, von 219. 220.
Körner S. 265.
Kreuzzüge, die 14.

Lavater 43. 169. 171. 217.
Leibnitz 16.
Leisewitz 48.
Lengfeld, Charl. v. 267. 268.
Lenz 171. 172. u. fg.
Lessing, Gotth. Ephr. 21. 63 u. fg. Sara Sampson 82. Literaturbriefe 92. Laokoon 96. Minna v. Barnhelm 98. Antiquarische Briefe 101. — Emilia Galotti 102. Antigöze 105. Nathan 109. Erziehung des Menschengeschlechts 120. Uebersetzungen 124 — 132. 199. 357.
Levezow, Frl. v. 245.
Lewes 127. 201. 357.
Lichtenberg 49. 125.
Lichtwer 24. 30.
Liscow, Chr. Ludw. 23. 24.

Meistersänger, die 15.
Menke, Joh. Burkh. 17.
Mendelssohn, Moses 80. 95. 107.
Menzel, W. 304.
Merck 171. 201. 211. 212.
Meyer, Caroline 331.
Michaelis 30.
Miller 48.
Milton 22. 37.
Minnesänger, die 15.
Mittelalter, das 14. 15.
Musäus 219.
Mylius 67. 72. 75. 77.

Naumann 24.
Neuber, Schauspielerin 20.
Nibelungenlied 11. 15.
Nicolai, Fr. Ch. 81. 86. 92. 125.

Opitz 16. 19. 20.
Otto 325. 329. 330.

Pfeffel 24. 30.

Rabener 28. 30.

Ramler S. 45. 56. 82. 94.
Ranke, Leop. 14.
Reifenstein 226.
Reimarius 105.
Richter, Jean Paul Friedr. 164. 192. 321. Sein Leben. 324 u. fg. Grönländische Processe. 328. Unsichtbare Loge 329. 333. Hesperus 334. Quintus Fixlein 337. Siebenkäs 337. Titan 341. 347 u. fg. Flegeljahre 349. Ferner: 363.
Roche, de la 138.
Sachs, Hans 15. 25.
Schiller, Friedr. von 11. 65. 164. 257 u. fg. Sein Leben 261 u. fg. Die Räuber 262. 274. Fiesko 276. Cabale und Liebe 277. Carlos 266. 278. Philos. Briefe 279. Abfall der Niederlande 280. Briefe über ästhet. Erziehung 281. Künstler 286. Wallenstein 291. Maria Stuart 296. Jungfrau 296. Braut von Messina 297. Tell 299. Lied von der Glocke 303. Balladen 304. Ferner: 362.
Schimmelmann 268.
Schlegel 28. 123.
Schlosser 206. 214.
Schmidt 28. 45.
Schmidt, Julian 365.
Schönaich, von 24.
Schröter, Corona 219.
Schubart, Ch. F. Dan. 44. 272. 273.
Schwabe, J. J. S. 24. 28.
Seckendorf 219.
Seiler 76.
Sonnenberg, Franz von 44.
Stadion 158.
Stein, Charl. von 221. 232.
Stollberg, Chr. u. Fr. von 48. 57.

Thomasius 16.
Thorane 204.
Thümmel, M. A. v. 158.
Tischbein, W. 226.
Trippel 226.

Uz 24. 45.

Vilmar 64. 65. 78. 236.
Völkerwanderung, die 13.
Voltaire 22.
Voß 48. 56.

Wachler 178.
Wehrs 48.
Wieland 23. 24. 29. 49. 64. 131 u. fg. Dramen 136. — Agathon 139. — Musarion 140. — Deutscher Mercur 146. — Abderiten 147. — Oberon 147. — W.'s Charakter 156. — W. und Heinse 160. 164. 330. 359.
Willamov 30.
Winckelmann, J. J. 96.
Wolf 16. 19.
Wolfram v. Eschenbach 11. 15.
Wolzogen, Karoline v. 262.

Zachariä 24. 28. 30.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.



